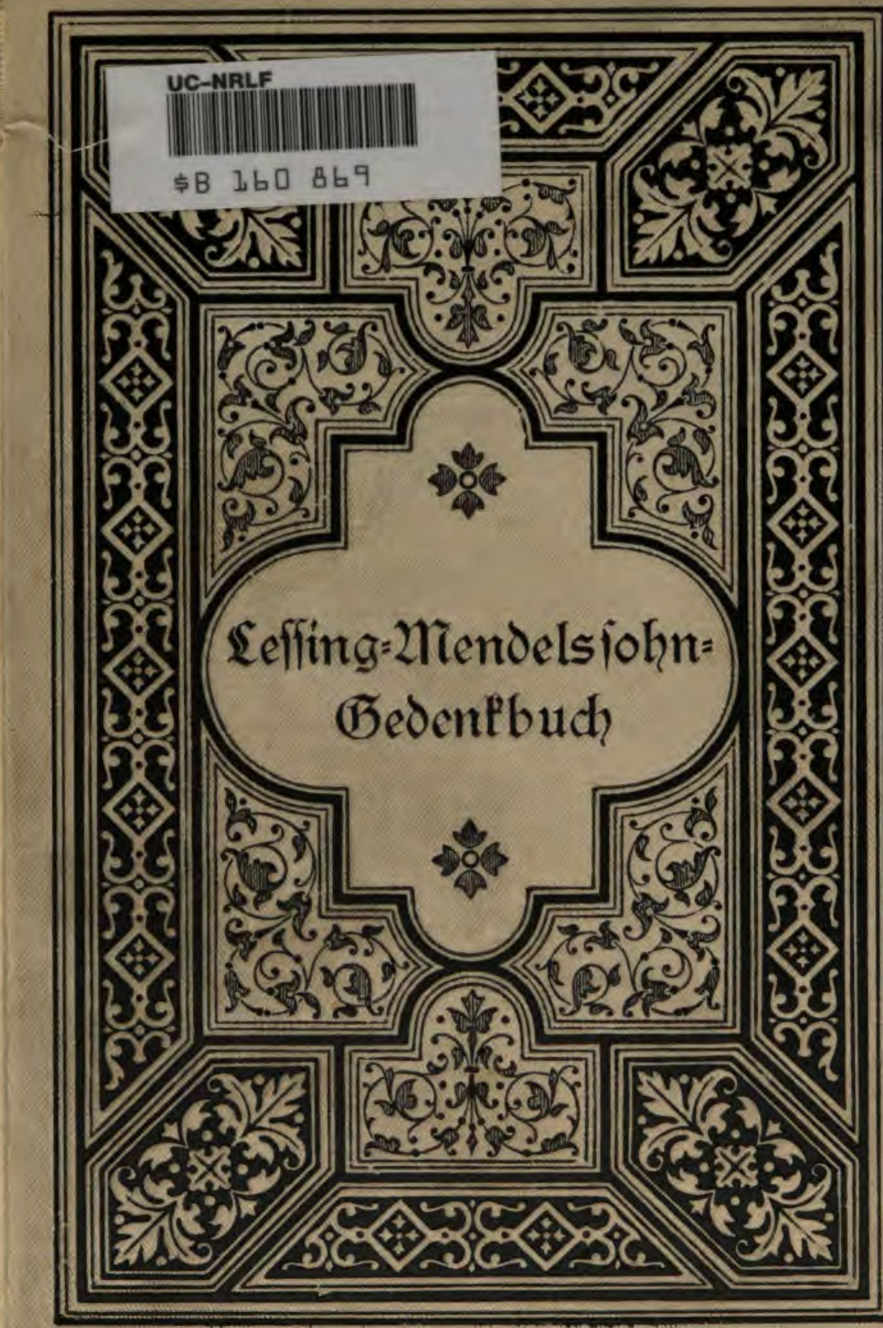
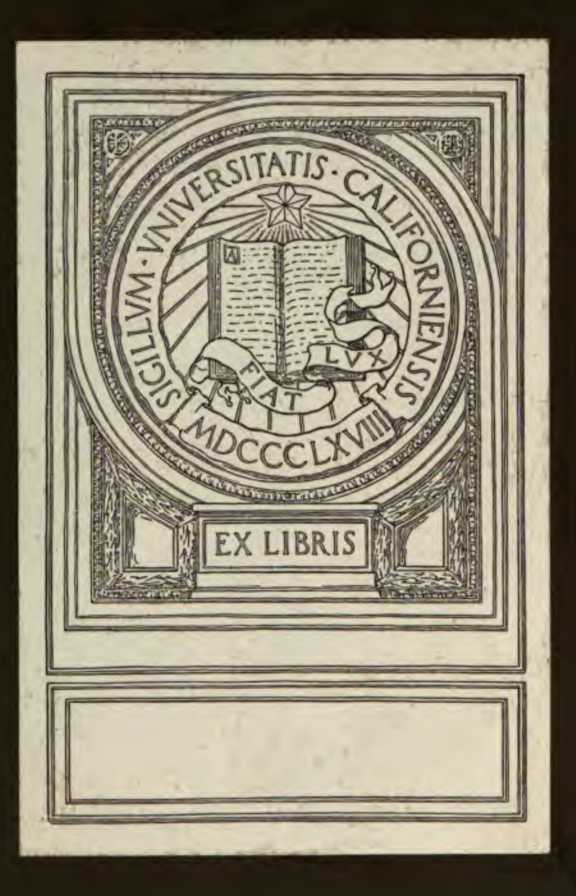
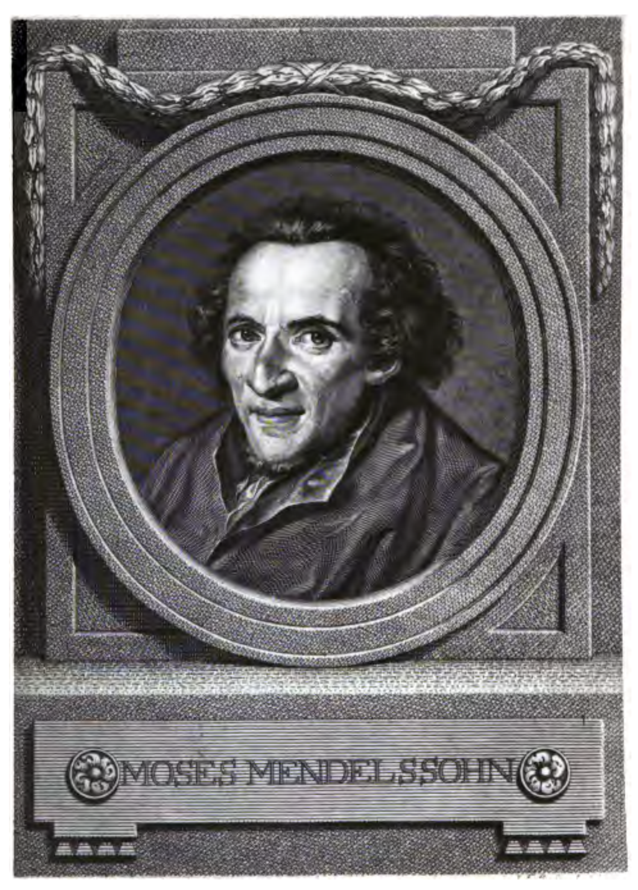

Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




MOSES MENDELSSOHN



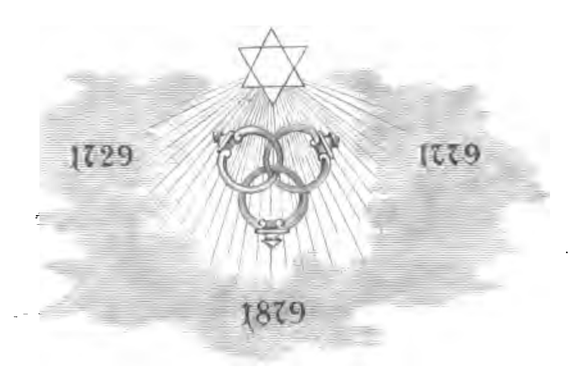
Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch.

Zur hundertfünfzigjährigen Geburtsfeier

von

Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn,

sowie zur Säcularfeier von Lessing's „Nathan“.



Herausgegeben vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde.

Mit 3 Bildern in Lichtdruck, Initialen und Vignetten
in Holzschnitt.

Leipzig, 1879.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung.

Vorwort.

Der äußere Anlaß zu dem Erscheinen dieses Buchs ist schon im Titel angedeutet. Das Jahr 1879 ist für alle Anhänger echter Aufklärung und Humanität, für alle Freunde deutschen und jüdischen Schriftthums ein in dreifacher Beziehung merkwürdiges Erinnerungsjahr; es ist das 150. seit der Geburt Lessing's und Mendelssohn's und zugleich das 100. seit dem Erscheinen des „Nathan", dieses „Evangeliums der Toleranz", in welchem sich das Freundschaftsbündniß der beiden großen Kämpfer für Wahrheit und Gewissensfreiheit in so edler und nachhaltiger Weise verkörpert hat. Von der Dankbarkeit für das Wirken dieser Männer Zeugniß abzulegen, ihr Bild neu zu beleben und durch Vorführung ihrer Ideen, ihrer Thaten das heutige Geschlecht zu ermuntern und zu stählen in dem noch immer nicht abgeschlossenen Kampfe gegen Glaubenshaß und Unduldsamkeit aller Art: das ist der Zweck dieses Buches, das nicht etwa nur für jüdische, sondern für alle gebildeten Kreise bestimmt ist und nicht etwa nur eine Festschrift von vorübergehendem Werthe, sondern ein Sammel- und Gedenkbuch von bleibender Bedeutung sein soll.

Die Anregung hierzu gab der dem Ausschusse des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes angehörende Adv. Dr. Emil Lehmann in Dresden. Mit lebhafter Theilnahme machte der Ausschuß die Idee zu der seinigen.

Gern hätten wir, die wir mit der Redaction betraut wurden, die ehrenvolle, verantwortungsreiche Aufgabe bedeutenderen Kräften überlassen, die jedenfalls eine dieses Jubelfestes noch würdigere Anthologie zusammengestellt haben würden. Allein die Zeit drängte und es blieb uns deshalb nur übrig, der Aufgabe mit Eifer und Gewissenhaftigkeit — so gut wir konnten und unsere durch Berufsthätigkeit stark in Anspruch genommene Zeit es gestattete — nachzukommen.

Wir bemühten uns, Altes und Neues von Gehalt und Bedeutung zu der festlichen Verherrlichung jener beiden Vorkämpfer der Aufklärung und Humanität in anregendem, buntem Wechsel zusammenzustellen, sowie den „Nathan" gebührend zu feiern. Das Werk enthält daher außer einer gedrängten, mit kurzen biographischen Einführungen versehenen Blüthenlese der wichtigsten Gedanken aus den Werken der beiden Jubelschriftsteller eine Reihe werthvoller poetischer und prosaischer Beiträge, die, hervorgegangen aus der Feder berufener Autoren, die literarischen und kulturgeschichtlichen, die nationalen und humanitären Verdienste Beiden nach allen Seiten hin beleuchten. Nebenher gehen bedeutsame Stimmen früherer, bereits verstorbener Lessing- und Mendelssohn-Freunde, zeitgenössische Er-

innerungen u. s. w. Ließ sich auch bei der Mannichfaltigkeit des Stoffes eine systematische oder chronologische Anordnung nicht herstellen, so gruppirten sich doch die einzelnen Beiträge auf natürliche Weise um die Namen Mendelssohn, Lessing und „Nathan", was für die Reihenfolge der Artikel maßgebend wurde.

So sollte es — meinten wir — ein Volksbuch in besserem Sinne sein, würdig der Beiden, deren Andenken es lebendig erhalten soll, von bleibendem Werthe durch die Namen und Schriftwerke, die es vereinigt, von Interesse für die verschiedensten Kreise durch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen, von ästhetisch-angenehmem Eindrucke durch künstlerischen Schmuck und wohlgefällige Ausstattung.

Wir waren bestrebt, neben dem Geiste der Freisinnigkeit, wie er einzig und allein der zu Feiernden würdig ist, auch dem der Duldung für jede Ueberzeugung gerecht zu werden.

In wie weit Gehalt und Form Dem, was wir anstrebten, entsprechen, möge eine wohlwollende Beurtheilung entscheiden. Wohl wissen wir, daß manche berühmte Autoren-Namen nicht vertreten sind. Wohl mögen Wiederholungen, die sich nicht immer umgehen ließen, Lücken in Benutzung der älteren Literatur und sonstige Mängel hier und da vorhanden sein. Allein diese „Blumenlese", bei der gewisse räumliche, zeitliche und sonstige Rücksichten maßgebend sein mußten, macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

Eine angenehme Pflicht ist es uns, unseren ge-

schätzten Mitarbeitern und allen übrigen Förderern des Unternehmens für ihre freundliche Bereitwilligkeit und ihre uneigennützige Mitwirkung unseren wärmsten Dank hiermit auszusprechen.

Und so mögen denn diese Blätter einen bescheidenen Ehrenkranz bilden, welchen eine Anzahl von Männern — im Sinne der Nathan-Idee — an den Gräbern jener beiden Heroen niederlegt, einen Ehrenkranz, neben dessen frischen Blättern auch scheinbar vergilbte von bedeutsamer historischer Erinnerung Platz gefunden haben — eine Ehrengabe, welche wir, stolz auf jene edlen Geister, ihrem Andenken dankbar weihen! Möge das Buch dazu beitragen, Theilnahme und Verständniß für das, was ein Lessing und Mendelssohn jedem Freund wahrer Bildung und Menschenliebe gewesen sind, wach zu erhalten und Viele im Denken und Thun zu würdiger Nacheiferung anzuregen!

Leipzig, am 150. Geburtstage Moses Mendelssohns.

Der Redactions-Ausschuß:

Dr. L. Fürst. Dr. A. Bodek.

Inhalt.



Den Dioskuren

Lessing und Mendelssohn.

„Es werde Licht!“ Riefst, Lessing, Du mit Macht
Den Deutschen zu. „Das Wissen und der Glaube
Sie seien keiner Finsterniß zum Raube!“
So kämpftest siegreich Du die Geistesschlacht.

„Es werde Licht!“ Klangs wieder durch die Nacht;
Kein Adlerschrei von hoher Eichen Laube,
Nein, wie vom Palmenwipfel eine Taube.
Du riefst es, Mendelssohn: „Erwacht! Erwacht!“

Und seht! Das Sternenpaar zieht seine Kreise,
Die Freiheit kündend. — Jede Kette bricht,
Und jede Hand erhebt sich, Euch zum Preise.

Dank Euch, Ihr Lehrer wahrer Menschenpflicht!
Denn Euer Denkmal ist: „Nathan der Weise,"
Und Euer Lohn das Wort: „Und es ward Licht!"

L. Fürst.



Lessing. Mendelssohn. Nathan.

1729. — 1754. — 1779.

Lessing! Mendelssohn! Nathan! Ein Dreigestirn von Namen, jedem Freunde und Förderer der Menschheit und Menschlichkeit allezeit heilig und geweiht. Lessing — der scharfsinnigste und edelste deutsche Schriftsteller aller Zeiten, Mendelssohn — der ehrwürdigsten Einer unter den volksthümlichen Denkern seiner Zeit: der Christ und der Jude reichen sich die Bruderhand. Und die herrliche Geistesblüthe dieses Bundes heißt: Nathan.

Es ist Lessing's eigenstes, sein vollendetstes Werk. Mendelssohn's Einfluß darauf ist ein verschwindend geringer. Und dennoch — dem Juden wenigstens erscheinen sie im unlösbaren Zusammenhange: er kann Mendelssohn's nicht ohne Lessing's gedenken und erblickt Beide dauernd verbunden, unsterblich im — Nathan.

Fernab weisen wir die Anmaßung, als habe Lessing im Nathan den Juden verherrlichen, als habe er nur dem

Freunde ein Denkmal setzen wollen. Lessing schuf im Nathan einen Menschen nach seinem Ideale — einen echten, edlen, wahren, dem es genügt ein Mensch zu sein. Er schrieb den Nathan, „den Sohn seines Alters, den die Polemik entbinden helfen", in dem Bewußtsein, daß er seiner Zeit um mindestens ein Jahrhundert voraneile. Er errichtete in ihm ein Denkmal, dauernder als Erz, seines Edelsinns, seiner Menschenliebe, seiner Gottinnigkeit. Und spätern Geschlechtern noch werden die Töne, die im Nathan erklingen, das Herz in's Tiefste bewegen.

Für die Juden aber war der Nathan der Ausgangspunkt einer neuen Zeit, die flammende Säule, die sie hinausführte aus dem Wüstenleben der Ghetti in das gelobte Land der Gleichberechtigung. „Nathan" („Er hat gegeben"), der Herr hat's gegeben. Ja, dies Buch hat Gott gegeben durch seinen Propheten Lessing.

Hundert Jahre hat dies „herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung" die Herzen und Geister bewegt und geläutert. Den deutschen Bühnen ist es längst zu einem theuren Kleinod geworden, das an heiligen und geweihten Tagen der andachtvollen Hörergemeinde geboten wird, das den gediegensten, für ihre Kunst begeistertsten Schauspielern zum würdigsten Schmucke dient. „Auf Lessing zurückgehen" — so lautet das Wort Gustav Kühne's — „heißt fortschreiten." Und Nathan sehen — kann man hinzufügen — heißt besser werden. Wie ein läuterndes Feuer, so erfaßt, so ergreift, so durchdringt die Wahrheit und Klarheit dieses Buches den Leser und

Hörer. Kein andres Volk wie das deutsche hat solch ein Werk. Mendelssohn pries, daß es der Christenheit zur wahren Ehre gereiche. „Denn auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung müsse ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte." Und er fügt hinzu: „Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen." „Aber" — schließt er wehmüthig — „so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessing's."

Heute, nach hundert Jahren, dürfen wir wohl sagen: die Nachwelt freut sich des Nathan, er hat reife, volle Früchte getragen in den Herzen der Edlen und Besseren. Ob auch die Mißverständnisse und Anfeindungen des Nathan von den Zeitgenossen auf die Nachlebenden sich wie eine ewige Krankheit forterbten — immer mehr wächst sie heran, immer weitere Kreise durchdringt sie, die Gemeinde der echten Menschen, der Jünger Lessing's, der Verehrer Nathans. Und in dem Maße ihres Aufblühens entwickelt sich auch das Geistesleben in Deutschland.

Denn deutsch vor Allem — wie Lessing es durch und durch war — ist der Nathan. Und daß er auf deutschem Boden erstand, von dem edelsten deutschen Manne geschaffen wurde, gereicht dem deutschen Volke zum unvergänglichen Ruhme. Zwar — vor hundert Jahren konnte man das Häuflein seiner Anhänger zählen; aber auch die Namen derer, die damals deutsch

dachten, deutsch sein wollten. Wie der wahrhaft große Mann seinem Volke die Ziele zeigt, die seinem edelsten Geistesstreben in ferner Zukunft winken: so hat Lessing dem deutschen Volke die damals und noch lange nachher verfehmte Glaubensfreiheit als die Fahne aufgepflanzt, unter der es sich dereinst herrlich entfalten werde. „Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann“ heißt es in seiner Vorrede zum Nathan. Nathan war der Segensspruch, der den Bann von Jahrhunderten löste, Nathan ward und bleibt das Symbol, unter dem alle Die sich eins wissen, die klar denken und warm fühlen. Den Nathan vor Allem hatte Mendelssohn vor Augen, als er im Jahre 1782 das tiefgefühlte Dankgebet für das Erleben dieser Zeit in den Worten niederschrieb:

„Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen.“

Den Nathan feierte Mendelssohn in folgenden Worten: „Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was Lessing bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen.“

Und von seinem Freundschaftsbund mit Lessing legte Mendelssohn Zeugniß ab in den ergreifenden Worten, die er dem Heimgegangenen nachrief.

Das letzte Buch Mendelssohns, das zu seinen Lebzeiten erschien, waren die „Morgenstunden:“ „Discurse über das Dasein Gottes,“ benannt nach den wenigen Stunden des Tages, in welchen der in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens an Nervenschwäche leidende Weltweise noch heiter zu sein pflegte. Es enthält, was er in diesen Morgenstunden seinem Sohne, seinem Schwiegersohne und, einem anderen jungen Freunde über die Wahrheiten der natürlichen Religion vortrug. Sein fünfzehnter Abschnitt, ein Dialog zwischen Mendelssohn und einem Freunde, gilt Lessing und dessen Verdiensten um die Religion der Vernunft. Es heißt da: „Lessing fällt mir allemal zuerst ein, wenn ich mich nach einem Beurtheiler in solchen Dingen umsehe. Mit ihm habe ich sehr lange philosophischen Umgang gehabt; wir haben uns viele Jahre hindurch unsere Gedanken über diese Materien mitgetheilt, mit der unbefangenen Wahrheitsliebe, die weder Rechthaberei noch Gefälligkeit stattfinden läßt. Er ist es also, dessen Bild mir, zuweilen aus bloßer Gewohnheit, immer noch vorschwebt, so oft ein philosophischer Satz erörtert, so oft Gründe und Gegengründe mit einander verglichen, gegen einander abgewogen werden sollen.“ Mendelssohn hatte seinen — längst heimgegangenen — „Freund Lessing“ als Verfechter eines geläuterten Pantheismus in seiner Vorlesung vorgeführt. Er läßt sich nun von einem zuhörenden Freunde deßhalb Vorwürfe machen. „Wie“, ruft dieser aus, „Lessing ein Vertheidiger des Pantheismus? Wem mußten die Wahrheiten

der Vernunftreligion unverletzlicher sein als ihm, dem Urheber des Nathan? Deutschland kennt keinen Weltweisen, der die Religion der Vernunft in solcher Lauterkeit, so ohne alle Vermischung mit Irrthum und Vorurtheil gelehrt und dem schlichten Menschenverstande so überzeugend vorgetragen, wie der Fragmentist. — Und in seinem Nathan? — Hauptsächlich was die Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes betrifft, kenne ich keinen Schriftsteller, der die großen Wahrheiten in derselben Lauterkeit, mit derselben Ueberzeugungskraft und mit demselben Interesse ans Herz gelegt hätte, als er." —

Im weiteren Verlauf dieses Gesprächs erinnert Mendelssohn seinen Freund an das Wort des Rabbinen: „Allenthalben, wo du Gottes Größe und Erhabenheit findest, da findest du auch seine Herablassung." Diese Lehre wird aus dem schwungvollen Psalmenvers gezogen: „Wer ist, wie unser Gott der Ewige, wer thront so hoch, schauet so tief im Himmel, auf Erden?"

Und Mendelssohn läßt den Freund erwidern: „Eben diese Lehre sei von keinem Schriftsteller auf der einen Seite mit mehr Ueberzeugung und Darstellung in einzelnen Fällen, auf der anderen Seite mit mehr Inbrunst und frommer Begeisterung vorgetragen worden, als von unserem unsterblichen Lessing. Erinnern wir uns nur jener vortrefflichen Scenen seines dramatischen Lehrgedichts, in welchen er die wahre Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes, sowie das Schädliche in der Vorstellungsart, nach welcher man immer nach Wunderdingen ausgeht, um den Finger der Gottheit zu erkennen, mit

aller Deutlichkeit des didaktischen Weltweisen und zugleich mit aller Energie des theatralischen Dichters bis zur Augenscheinlichkeit dargestellt hat. Eine Verbindung, die nur einem Lessing, wiewohl vielleicht auch diesem nur in unsrer Muttersprache möglich gewesen. Nur unsere Muttersprache scheint diese Art von Ausbildung erlangt zu haben, daß sich die Sprache der Vernunft in derselben mit der lebendigsten Darstellung verbinden läßt."

Mendelssohn vergleicht hierauf Lessing mit Voltaire. Es kommt ihm vor, als habe Lessing im Nathan eine Art Anti-Candide schreiben wollen. „Der französische Schriftsteller strengte alle außerordentlichen Talente, die ihm die Vorsehung verliehen, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satire zu schreiben. Lessing dagegen strengte die seinigen an, um die Vorsehung zu rechtfertigen, um sie in den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Lessing wollte ursprünglich einen Pendant oder eine Fortsetzung zum Candide schreiben, um nachzuweisen, wie die von Voltaire auf Rechnung der verleumdeten Vorsehung zusammengedichteten Uebel, zum Besten gelenkt, mit den allerweisesten Absichten übereinstimmen. Er ging aber seinen eignen Weg, schuf eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem Candide zur Seite gestellt werden darf, an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu ihm verhält, wie der Himmel zur Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers."

„Und eben dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung — läßt Mendelssohn den Freund entgegnen — eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach, sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Bei Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen. Dem Schulgezänke hielt er sich gewachsen, es sollte auf die Glückseligkeit des Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben. Aber wie veränderte sich die Scene nach der Erscheinung des Nathan! Nun drang die Kabale aus den Studirstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen, höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte." Hieran reiht nun Mendelssohn jene bekannten, oben hervorgehobenen Worte: daß der Nathan der Christenheit zur wahren Ehre gereiche." Von Lessing's Zeitgenossen freilich, läßt Mendelssohn seinen Freund fortfahren, hielt jeder jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, für eine persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Sonderbar! Voltaire zog seine Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem nicht die Feindschaft zu, die sich Lessing durch die Vertheidigung der Vorsehung, durch

seinen Nathan unter den aufgeklärtesten Deutschen bereitet, und traurig sind die Wirkungen, die dies in seinem Gemüthe hervorbrachte. Lessing, bei allen seinen gelehrten Arbeiten der angenehmste Gesellschafter, der fröhlichste Tischfreund, verlor nunmehr seine joviale Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine. Das hat Lessing für die Wahrheiten der Vernunftreligion gethan und gelitten, solche Verdienste hat er sich um alle Freunde und Bekenner derselben erworben." — Und weiter fährt Mendelssohn in seinem Freundesgespräch im eignen Namen fort: „Ich habe das Lob unsres Freundes aus Ihrem Munde mit inniger Ergötzung vernommen. Ach! es ist tröstlich, bei aller Undankbarkeit des großen Haufens höchst tröstlich, das Andenken solcher Wohlthäter in edlen Gemüthern so frisch erhalten und so Frucht bringen zu sehen."

Moses Mendelssohn überlebte Lessing, den Altersgenossen, Lehrer und Freund um fünf Jahre. Sein letzter Gedanke war Lessing, seine letzte Geistesarbeit galt Lessing. Friedrich Heinrich Jacobi hatte nach Lessings Tode aus einer Unterredung mit diesem über Goethe's Prometheus den Schluß gezogen: Lessing sei Spinozist. Diese Meinung hatte er in den 1785 erschienenen „Briefen an Mendelssohn: Ueber die Lehre des Spinoza" in der Absicht veröffentlicht, beide, Lessing und Mendelssohn zu verdächtigen und letzteren (wie vormals Lavater gethan) zur Taufe zu drängen. Diese Schrift beschleunigte Mendelssohns Tod. Schon in den „Morgenstunden" hatte er Jacobi's brieflich

ihm mitgetheilte Anschauungen widerlegt. Die indiscrete Veröffentlichung seines Briefwechsels durch Jacobi nöthigte ihm — zum letzten Male — die Feder in die Hand zur Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings.“ Jacobi — heißt es darin — „klagt unsern Freund, Gotthold Ephraim Lessing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfasser des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion bei der Nachwelt als Spinozisten, Atheisten und Gotteslästerer an.“ Er macht Lessing zum Heuchler, den Urheber Nathans zum Gotteslästerer, er fordert erst in Privatbriefen, jetzt öffentlich Mendelssohn auf, die Sache des Freundes zu übernehmen. Mendelssohn erkennt Spinoza's Genie und vortrefflichen Charakter an. Wenn Lessing der Lehre des Juden Spinoza angehangen — die dem Judenthum offenbar weit näher stehe, als das orthodoxe Christenthum —, so hätte Mendelssohn darin nichts Befremdliches gefunden. Aber ihn verletzt die Darstellung Jacobi's über seine Unterredung mit Lessing, in der dieser als schaler Atheist, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, sondern irgend eines kindischen Witzlings erscheint, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinen Nebenmenschen so wichtig und so theuer ist. „Ich gestehe es,“ schreibt Mendelssohn, „es würde mich sehr demüthigen, wenn unser Freund Lessing mich, der ich dreißig und mehr Jahre mit ihm in vertraulicher Freundschaft gelebt, mit ihm unaufhörlich nach Wahrheit geforscht und von diesen wichtigen Dingen mich beständig mündlich und schriftlich mit ihm

unterhalten, mich, der ihn so liebte, so von ihm geliebt wurde, dieses Zutrauens nicht gewürdigt haben sollte, das ein andrer Sterblicher in wenig Tagen des freundschaftlichen Verkehrs zu erhalten gewußt hätte." Also — folgert Mendelssohn weiter — habe Lessing Nachsicht mit seiner Schwachheit gehabt, habe ihm sein wahres System verheimlicht, um ihm nicht eine Ueberzeugung zu rauben, mit der er ihn so ruhig, so glücklich leben sah. „Wer" — fragt Mendelssohn — „hätte, wenn sich Alles so verhielte, mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit, der angebliche Atheist Lessing, der seinem geliebten Freunde die Ueberzeugung von der natürlichen Religion, in der er ihn glücklich sieht, nicht entziehen will, oder der rechtgläubige Christ Jacobi, der erbarmungslos dem Lahmen die Krücke aus Händen schlägt?"

Jacobi hatte — wie vordem Lavater — diesen Briefwechsel benutzt, um Mendelssohn in den Schooß des christlichen Glaubens zu führen. Mendelssohn aber wiederholt hier, was er in „Jerusalem" näher ausgeführt, daß das Judenthum keinen Glauben an ewige Wahrheiten voraussetze, nur Glauben an historische Wahrheiten, an Thatsachen befehle und daß er für Lehren und ewige Wahrheiten keine andre Ueberzeugung kenne, als die durch Vernunftgründe. Die hebräische Sprache habe kein Wort für Religion, das Judenthum sei keine Offenbarung von Lehrsätzen und ewigen Wahrheiten, die man glauben müsse, es bestehe in geoffenbarten Gesetzen des Gottesdienstes und setze natürliche und vernunftmäßige Ueberzeugung von Religionswahr-

heiten voraus, wie sie dem schlichten gesunden Menschenverstande einleuchten.

Diese Schrift „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings" erschien 1786 nach dem Tode des Verfassers. Ihr Herausgeber Engel sagt in der Vorrede: „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren, wissen Alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde erlitten. Was von ihm öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes, nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannichfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen. Wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters! Den schwächlichen Mann hat das angestrengte Denken nicht merklich angegriffen, wohl aber die Aufforderung Lavaters, die sein Herz in Bewegung setzte. Hätte der wahre praktische Mann nicht standhaft allen Sinnengenüssen entsagt, er wäre früher gestorben. Er nahm unbegreiflich wenig zu sich, lud seine Freunde mit der heitersten Miene zum Mahle, um selbst zu entbehren. Nur dem geistigen Genuß der Lektüre und der eignen Arbeit gab er sich hin. Er hätte noch Jahre leben können — wäre Jacobi's Buch nicht erschienen. Daß Lessing, dieser ihm so theure, so unvergeßliche Mann, dieser Freund seiner Jugend, dem er einen großen Theil seiner Bildung, dem er ur-

sprünglich alle seine Kenntniß der alten und neuen Literatur zu danken hatte und durch den er zuerst gleichsam wider seinen Willen zum Schriftsteller geworden, nicht blos als Atheist, sondern als Spötter, als Heuchler vor der Welt erscheinen, und er, Mendelssohn, leben und es zugeben sollte: das war ihm durchaus unerträglich. So opferte er in Ausarbeitung dieser Schrift den letzten Rest seiner Kräfte Gott und der Freundschaft."

Engel fügt dieser Vorrede die rührende Erzählung von Mendelssohns letzter Krankheit und seinem Tode aus der Feder seines Hausarztes, Hofrath Herz, ein: „Unser Moses starb, wie er gelebt hatte, sanft und weise." Sonnabends hatte er die Schrift „An die Freunde Lessings" zum Buchhändler Voß gebracht. Bei diesem seinen letzten Ausgang hatte er sich erkältet. Montags traf ihn Herz, mit seinen Handlungsbüchern beschäftigt. Mit Widerwillen und Mißmuth, der dem Arzt durch die Seele ging, erzählte er ihm, wie froh er sei, daß er die verdrießliche Sache (gegen Jacobi) vom Halse habe. Nichts in seinem Leben hätte ihm soviel oder überhaupt eigentliche Gemüthskränkung verursacht, wie diese Sache seines Lessing. Dienstag traf der Arzt ihn, auf dem Sopha unter seines Lessing Büste sitzend, kränker und schwächer. Mittwoch früh 7 Uhr holte ihn der junge Mendelssohn. Er fand Moses auf dem Sopha, Lessings Büste stand ihm jetzt gegenüber. Er war kränker geworden. Während Herz zur Gattin ins Nebenzimmer geht, endet ein Schlagfluß Moses

Mendelssohns Leben.“ Die Lampe verlosch, weil es ihr an Oel gebrach und nur ein Mann wie er, von seiner Weisheit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Seelenruhe konnte bei seiner Constitution die Flamme 57 Jahre brennend erhalten.“

So starb Mendelssohn, wie er gelebt, in der Freundschaft mit, in der Verehrung für Lessing. Er fiel, ein Held in der Geistesschlacht, in dem ihm aufgenöthigten Vertheidigungskampf für seinen unsterblichen Freund. Und so wie Mendelssohn starb: einig und eins mit Lessing, seine Büste vor Augen, sein Bild im Herzen, seine Ehre wahrend — so leben sie Beide vor den Augen, in den Herzen aller Deutschen, die Glaubensfreiheit und Menschenwürde ehren, der Deutschen jüdischen Bekenntnisses vor Allem!

Und **Dem** Ausdruck zu geben, auch äußerlich kundzuthun, was innerlich die Herzen und Geister der Lessing-Mendelssohn-Freunde, der Jünger Nathans bewegt: **das ist der Zweck dieses Gedenkbuchs.**

Kein Jahr mahnt dringender und drängender daran, als das heurige. Erfüllt sich doch in ihm das erste Jahrhundert seit Nathans Geburt, das Jahrhundert, das Lessing selbst als die Frist bezeichnet, deren sein Nathan bedürfe, um festen Fuß auf dem Theater, Eingang in den Herzen und Anschauungen zu gewinnen.

Und wie 100 Jahre seit Nathans Erscheinung, sind heuer 150 Jahre verflossen, seit Nathans Schöpfer und Nathans innigster Verehrer, seit Lessing

und Mendelssohn geboren sind. Beide rief das eine glückliche Jahr 1729 ins Leben, zur Unsterblichkeit: Lessing am 21. Januar, Mendelssohn am 6. September. Und wieder in diesem Jahre vollenden sich 125 Jahre seit dem für alle Zeiten segensreichen Jahre 1754, in welchem ein Schachspiel Lessing und Mendelssohn zusammenführte. An diesem Tage brach für die Juden in Deutschland die Morgenröthe der neuen Zeit an, an ihm ward der erste Hammerschlag gethan in die schier undurchdringliche Mauer, die Christen und Juden in Deutschland schied.

Die Freundschaft Lessings und Mendelssohns verband nicht blos diese beiden Männer, sondern sie ward das typische, symbolische Vorbild für jene herzliche und geistige Vereinigung des deutschen und des jüdischen Wesens, die Beiden, dem Deutschthum und dem Judenthum zum Heil und zum Segen gereicht, die jetzt schon ihre Blüthen in den Deutschen jüdischen Glaubens treibt, welche sich als treue Söhne des Vaterlandes, als wackre Mitbürger in ihrer Vaterstadt und Heimath bewähren. Zwar für Lessing bedurfte es dieses Zusammentreffens nicht. Der große, edle Mensch — so ganz anders geartet als seine ganze Zeitgenossenschaft — schrieb schon vorher — 1749 — das Lustspiel „Die Juden“, in welchem er das Vorurtheil und den Glaubenshaß in treffender, seiner Umgebung fast unverständlicher Weise geißelte. Einem Manne wie Kant, der den Juden wenig geneigt war, erschien denn auch der „Nathan“ nur als zweiter Theil der „Juden“. Und wie Michaelis

sich über dieses Lustspiel aussprach, kennt man aus Lessings Werken und Mendelssohns scharfer, darin aufgenommener Antwort. Die „Juden“ gelten als ein veraltetes Lustspiel. Keine Bühne führt sie auf. Aber das Stück enthält Wahrheiten, die noch heute nicht veraltet sind. Die „Juden“ beweisen, daß Lessing lange zuvor, ehe er Mendelssohn kennen lernte, an die Möglichkeit eines Mendelssohn glaubte, daß seine Vorurtheilslosigkeit und Menschenliebe auch lange zuvor, ehe er mit einem ausgezeichneten Juden in persönliche Berührung kam, sich derer annahm, auf die „alle zuschlugen“ — der Juden. In seiner Geburtsstadt Kamenz und in Meißen hatte er deren keine gesehen, in Leipzig hatte er sie nur zur Meßzeit in ihrer damals wenig anziehenden Erscheinung vor Augen. Und dennoch schrieb der zwanzigjährige Lessing „die Juden“ — warlich eine That, die an sich allein schon verdiente, daß die Juden Lessing feiern. Ja, die „Juden“ sind, in anderem Sinne freilich als Kant es auffaßt, der erste Theil, die Vorstudie zum Nathan. Hier hat der Jüngling scharf und schneidig angedeutet, was später der Mann klar und eindringlich ausgeführt hat.

Die heiligen Erinnerungen der Jahre 1729, 1754, 1779, die das Jahr 1879 erweckt hat, sind aber nicht mit einer Fest- und Jubelfeier abgethan und dies Gedenkbuch würde seinen Zweck verfehlen, wenn es aufgefaßt würde als eine von jenen vielen Fest- und Jubelschriften, die auch typographisch Kunde geben sollen von einer Feier, welche heute stattfindet, um morgen dem Meer der Vergessenheit zu verfallen.

Nein, die geweihten Namen Lessing, Mendelssohn, Nathan, die heiligen Jahrzahlen 1729, 1754, 1779 sollen, dies Gedenkbuch will mehr sein als vorübergehende Erinnerung.

Sie sollen die flammenden Zeichen sein zur dauernden Erhaltung freundschaftlicher Gesinnung, herzinniger Vereinigung zwischen Denen, die dem Vaterglauben Lessings und Denen, die dem Vaterglauben Mendelssohns angehören. Sie allesammt sollen ihr Ideal erblicken im Nathan. Und warlich, daran zu mahnen, thut keiner Zeit dringender Noth als der unseren.

Wohl sind die äußeren Schranken, die noch Mendelssohn bitter empfand, gefallen. Er war von den schwer bedrückten Juden im Elsaß um Hülfe gebeten worden. Er wußte keinen besseren Rath, als sich an seinen Freund, den Kriegsrath Christian Wilhelm Dohm zu wenden. Und dieser schrieb das klassische Buch: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1783), die erste, gediegenste politische Schutzschrift für die Juden. Mendelssohn selbst gab die bedeutende englische Druckschrift „Rettung der Juden", durch welche Manasse Ben Israel im Jahre 1656 die Wiederzulassung seiner Glaubensgenossen in England bei Cromwell erwirkt hatte, in deutscher Uebersetzung mit einem Vorworte heraus, in welchem er hervorhebt, daß Dohm weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie geschrieben, nur die Sache der Menschheit vertheidigt habe. In dieser Vorrede klagt Mendelssohn, daß „man uns die Hände bindet und uns zum Vorwurfe macht, daß

wir sie nicht gebrauchen", daß „die Verleumdung von so giftiger Art ist, daß sie immer einige Wirkungen in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt und allgemein anerkannt ist." Hier ist es auch, wo Mendelssohn „den schrecklichen Reinigungseid, den Manasse ben Israel im Namen des ganzen Judenthums abgelegt", gegen die alberne — noch in diesem Jahre 1879 wiederaufgefrischte — Fabel, daß die Juden Christenblut zum Passahfeste verwenden, „mit reinem Gewissen" nachspricht, hier, wo Mendelssohn — gegen Dohm — jeder Religionsgemeinschaft, auch der jüdischen, das Recht auf Kirchenzucht, Kirchenbann und Ausschließung bestreitet.

Seit dem 19. März 1782, da Mendelssohn jenes berühmte Vorwort niederschrieb, haben sich die äußeren Verhältnisse der Juden in Deutschland und in ganz Europa vollständig geändert. Mit alleiniger Ausnahme Rußlands und der angrenzenden halbcivilisirten Länder hat die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden mit ihren Mitbürgern überall sich allmählig Bahn gebrochen. In Deutschland haben noch vor ihrer staatsrechtlichen Gleichstellung die Juden sich bemüht, derselben würdig befunden zu werden. Eine Reihe heilsamer an den Namen Moses Mendelsohns anknüpfender Vereine und Stiftungen — so der 1829 in Dresden errichtete Mendelssohnverein zur Förderung von Handwerken, Künsten und Wissenschaften und zur Verbesserung des geistigen Zustandes der Juden — erstrebte dies Ziel. Es ist erreicht. Die Bahn ist frei, kein Gesetz hindert die

Juden in ihren bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten.

Wie aber steht es um die gesellschaftliche, um die thatsächliche Gleichberechtigung und Annäherung zwischen Juden und Christen?

In der Literatur, in der Presse, in der Gesellschaft begegnet man auch jetzt noch, ja grade heutzutage schärfer und ausgeprägter als zuvor, den gehässigsten Vorurtheilen, den absprechendsten Verurtheilungen. Hetzschriften gegen die Juden waren zu allen Zeiten beliebte Waare. Daß sie aber noch hundert Jahre nach Lessings Geburt in solcher Zahl und trotz ihrer Gemeinplätze in so starken Auflagen erscheinen würden, haben Lessing wie Mendelssohn ebensowenig vorausahnen können, wie irgend Jemand je auf den komischen Gedanken kommen könnte, Lessing habe Nathan als Kaufmann dargestellt — um den Handelsgeist der Juden zu charakterisiren.

Die „goldne Internationale" und der „Semitismus," das sind die Brand- und die Schimpfworte, mit denen man heutzutage im Vaterlande Lessings die Glaubensgenossen Mendelssohns verdächtigt, die selbst an höchster Stelle des deutschen Reichs erklungen sind und Anklang fanden.

Das sind traurige Zeichen für den Abfall unserer Tage von den Idealen Lessings und Mendelssohns, mahnende Warner für Alle, eingedenk zu bleiben der herrlichen Lehren, die jene Männer gegeben. Mahnende Warner vor Allem uns Juden. Wir dürfen frei bekennen: jene Brandschriften, jene Schmähreden sind arge

Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!“

Mögen Alle, ohne Unterschied des Glaubens, stets eingedenk bleiben der Frage:

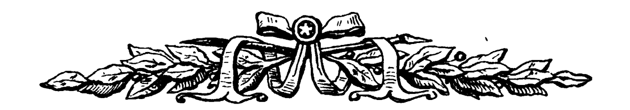
„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch?“

So

„eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach.“

Dann haben sie nicht umsonst gelebt, die Geisteshelden und Menschenfreunde Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn; dann ist das Dichterwort im Nathan Leben und Wahrheit geworden.

Emil Lehmann.



Gedankenschatz

aus

Lessings und Mendelssohns Schriften und Briefen.

Zusammengestellt

von

Dr. Moritz Brasch.

Vorbemerkungen.

Die nachfolgende auf Veranlassung der Herren Herausgeber dieses Gedenkbuchs veranstaltete Zusammenstellung einiger Gedankenperlen aus den Schriften Lessings und Mendelssohns kann und soll in keiner Weise etwaige Ansprüche auf Vollständigkeit befriedigen. Letztere ist durch den Zweck und den hierdurch bedingten Raum des Gedenkbuches ganz ausgeschlossen. Es kam hier in erster Linie darauf an, die Erinnerung an die epochemachende Wirksamkeit beider Freunde unter Anderm auch dadurch neu zu beleben, daß gezeigt wird, wie sie, ein Jeder in seiner

Art; über die großen Menschheitsfragen der sittlichen Wahrheit der religiösen Toleranz und Gewissensfreiheit, der bürgerlichen Gleichberechtigung, wie über die sittlichen Wahrheiten überhaupt gedacht haben. Hierbei durfte füglich Alles, was Lessing und Mendelssohn zur philosophischen Begründung ihrer Ansichten gesagt haben, übergangen werden, da der größte Theil der mitgetheilten Stellen inhaltlich auch ohne den systematischen Zusammenhang, Dank der durchsichtigen Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks, Dank der oft aphoristisch-gehaltvollen Kürze der Diction unserer beiden großen Stilisten, dem Leser verständlich sein wird. Sachlich mußte sich diese Zusammenstellung wesentlich auf das Gebiet des Ethisch-Politischen und Sittlich-Religiösen beschränken; aber auch von jener reichen Fülle feiner und tiefeindringender, meist in trefflichste Form gekleideter, ästhetischer und literarischer Aphorismen, wie sie in den Schriften der beiden Freunde sich darbieten, mußte ich an dieser Stelle, wenn auch ungern, im Hinblick auf den Zweck dieser Arbeit absehen.

Gedrängte Lebensbilder wurden, auf Wunsch der Herausgeber, diesem Gedankenschatz beigefügt.

I. Gotthold Ephraim Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing, der Reformator der Nationalliteratur und des ganzen geistigen Lebens in Deutschland, der unermüdete Vorkämpfer für Wahrheit, Toleranz und Humanität, wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der sächsischen Oberlausitz geboren, wo sein Vater erster Prediger war, besuchte 1741—46 die Fürstenschule zu Meißen, bezog 1746 die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, ergab sich hier jedoch wesentlich philosophischen, mathematischen, historischen und literarischen Studien, und schloß Bekanntschaft mit der Schauspieldirectorin Karoline Neuber, welche sein erstes Bühnenwerk, „Der junge Gelehrte", zur Aufführung brachte. Aus dieser Zeit stammt der größte Theil seiner, die frischeste Lebenslust athmenden Anakreontischen Gedichte. Im Jahre 1748 folgte er seinem Freunde Mylius nach Berlin, ließ hier (1749) in Gemeinschaft mit letzterem, eine dramaturgische Vierteljahrsschrift erscheinen, schrieb einige kleinere Bühnenstücke, unter denen besonders das Lustspiel „Die Juden" als Vorläufer des „Nathan" bemerkenswerth ist, und arbeitete für Zeitungen. Dann ging er (1751) zur Wiederaufnahme seiner Studien nach Wittenberg. Nachdem er hier die Magisterwürde erlangt hatte, kehrte er Ende 1751 nach Berlin zurück. Dort mit dem jüdischen Denker Moses Mendelssohn durch Vermittelung des Dr. Gumperz bekannt geworden (1754), trat er mit jenem bald in eine engere,

der [illegible] zu [illegible] [illegible], die den [illegible] [illegible] [illegible] Bedeutung für die [illegible] zu [illegible]-[illegible], für die deutsche [illegible] und [illegible] auch für die [illegible], [illegible] und [illegible] Hebung der Juden geworden ist. Sein erstes größeres Bühnenstück, das erste deutsche bürgerliche Schauspiel, Miß Sara Sampson, ließ er 1755 erscheinen. Im Jahre 1756 begab er sich nach Leipzig, von wo er für Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften" kritische Arbeiten einsandte. Vom Mai 1758 wieder in Berlin anwesend, gab er hier mit Mendelssohn u. A. die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (seit 1759) heraus. In diesem Jahre dichtete er auch seine „Fabeln", und begann die Tragödie „Emilia Galotti", die er ursprünglich „Virginia" nannte. Nachdem er 1760 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaft geworden war, ging er als Secretär des Grafen Tauenzien nach Breslau, wo er bis 1765 ein reiches geselliges und wissenschaftliches Leben führte, sich in das Studium Spinozas und der Kirchenväter vertiefte, das erste deutsche klassische Lustspiel „Minna von Barnhelm" und den „Laokoon" veröffentlichte, mit welcher letzteren Schrift er die exacte Philosophie der Kunst begründete. Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Berlin, wo er vergeblich sich um eine Anstellung an der königl. Bibliothek bewarb, ging er im April 1767 nach Hamburg, wo er als Kritiker und Dramaturg an dem (leider bald eingegangenen) Nationaltheater wirkte. Als Frucht dieser Thätigkeit ist seine epochemachende „Hamburgische Dramaturgie" anzusehen. Die nächste literarische Thätig-

keit wird durch seine gegen Klotz, Prof. der Philologie in Halle, gerichteten „Briefe antiquarischen Inhalts“ (1768—69) und die archäologische Studie „Wie die Alten den Tod gebildet“ (1769) bezeichnet. Die nachfolgende Zeit ist theologischen und kirchenhistorischen Arbeiten gewidmet, besonders nachdem Lessing eine ihm angetragene Stellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel (1770) angetreten hatte. Die Vollendung der „Emilia Galotti“ (1772) und die Herausgabe „der Fragmente eines Ungenannten“ (1774—78) fallen in diese Zeit. Die letztgenannten „Fragmente“, deren Verfasser der Hamburger Gymnasialprofessor Reimarus war, veranlaßten eine erbitterte Fehde mit dem zelotischen Pfarrer Götze in Hamburg. In das Jahr 1775 fällt eine Reise nach Wien und von hier in Gemeinschaft mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig eine Tour nach Italien. Im Februar 1776 traf er wieder in Braunschweig ein, wo er sich mit Frau Eva König, der er seit längerer Zeit zugethan war, vermählte. Sie starb ihm nach nur kurzem ehelichen Glück am 10. Januar 1778. Die letzten großen literarischen Leistungen Lessings sind, außer „Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei“ (1778) sein unsterbliches Drama: „Nathan der Weise“ (1779) und seine berühmte geschichtsphilosophische Arbeit „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780). Schon längere Zeit an einer Brustkrankheit leidend, erlag er derselben am Abend des 15. Februar 1781 zu Braunschweig.

Sprüche und Stellen aus Lessing's Schriften.

Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Es muß ein kleiner Geist sein, der sich Wahrheiten zu borgen schämt.

Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten, sie vorzutragen.

Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Die Wahrheit läßt sich nicht in dem Taumel unserer Empfindungen haschen.

Wahrheit ist der Seele nothwendig, und es wird Tyrannei, ihr an Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun.

Nichts ist groß, was nicht wahr ist.

Schreibt man denn nur darum, um immer recht zu haben? Ich meine, mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehlte, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke.

Der wahre Werth des Menschen kann bei keiner Wahrheit verlieren.

Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern; wenigstens sind Muth und Entschlossen-

heit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt.

Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihn seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit.

Unter allen erworbenen Schätzen müssen dem Menschen keine werther sein, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat.

Es ist allerdings ein betrübender Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Aussage eines einzigen falschen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getrost, nicht auf immer!

Uneinigkeit, die blos daher entsteht, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verschreiung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidigt.

Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde als diesen, wenn ich ihn objectiv als möglich denken könnte.

Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deßwegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von Außen bedarf.

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz von der Wahrheit nicht mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie unterliegen.

Den wahren Weg einschlagen, ist oft ein bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, giebt allein Verdienst.

Die Wahrheit, die man auf einem Bogen nicht sagen und erweisen kann, ist wohl nicht weit her, — oder ist vielmehr zu weit her.

Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen.

Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. Vielleicht soll sie soviel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit

Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme genießen können. Ist das so, verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren. Ich hasse alle Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit, machen das Unglück des Menschen, oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften sollte.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen, denn nicht durch Besitz, sondern durch die Nachforschung erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein.

Tugenden des Herzens.

Im Verzeihen müssen wir dem Himmel gleichen.

Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben der Trost am nöthigsten.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilt die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen

Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen.

Eine kleine Geduld? Ja wenn die Zeit nur außer uns wäre! Wenn eine Minute am Zeiger sich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte!

Aus der praktischen Lebenskenntniß:
Inneres Glück, menschliche Pflichten 2c.

Das Einzige, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann, ist die Tugend.

Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen.

Es ist etwas schwerer, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu sein.

Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele.

Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht.

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch.

Dem Menschen ist Alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht.

Lassen sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können.

Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes.

Das Schämen kann überall an seiner rechten Stelle sein, nur bei dem Bekenntnisse unserer Fehler nicht.

Jedes Ding ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann.

Die Frucht ist oft ganz anders, als die Blüthe sie verspricht.

Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr, als unsere Leidenschaften.

Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist.

Alle großen Männer sind bescheiden.

Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt.

Beide schaden sich selbst, der zuviel verspricht und der zuviel erwartet.

Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein sein.

Alle guten Leute gehen einander an.

Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist.

Laßt uns nicht Weise sein wollen, wo wir nichts als glücklich gewesen.

Ein Gift, welches nicht gleich wirkt, ist darum kein minder gefährliches Gift.

Die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben.

Zug um Zug ist' eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel.

Thaten sprechen von selbst.

Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Noch so viele Blitze machen doch keinen Tag.

Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich.

Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich allenfalls nicht auch Recht hätte, von ihnen zu fordern.

Ich verachte alle Ausflüchte; verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht.

Wen verleitet sein Können nicht öfters über sein Sollen hinaus?

Ich wünsche, was ich einmal wünsche, mit soviel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein scheint, den Wunsch zu erfüllen.

Judenthum und Toleranz.

Falk.

Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, wenn man ihn einmal erkannt hat.

Ich zweifle, ob viel Christen sich rühmen können mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichen zu vergelten sucht. Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleichviel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?

Ihnen die Wahrheit zu gestehen: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker, — — — Sie werden meine Freiheit nicht übelnehmen. Ich sollte glauben daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könnte.

Kommt wir müssen, müssen Freunde sein! Verachtet mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Sind wir unser Volk? Was heißt dann Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu sein.

Und ist denn nicht das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft geärgert, hat mir Thränen genug gekostet, wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst eine Jude war.

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!

Wohl uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!

— —

Ein Volk (die Juden), in diesem herrischen Gehorsam gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor Allem fähig sein, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen?

— —

Das Individuum und der Staat.

Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei; nichts anders!

Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen Wesens zur Absicht gehabt hätte!

— —

Wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie aber von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein? — — So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel, in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

— —

Die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen

ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers?

Wäre nicht recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, — welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebt?

Menschheit.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über die Religion jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern, Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innere Belohnung desselben zu erkennen.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln.

Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen! soviel Seitenschritte zu thun! Und wie? Wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

II. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn, ebenso hervorragend als deutscher Classiker und Philosoph, wie als Förderer der Cultur und Aufklärung unter seinen jüdischen Glaubensgenossen, war am 6. September 1729 (12. Elul 5489 nach alter jüdischer Zeitrechnung) als der Sohn eines armen jüdischen Schreibers zu Dessau geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht in der Bibel und im Talmud unter Leitung des dortigen Rabbiners Fränkel und wandte sich schon früh dem Studium der religionsphilosophischen Schriften des Judenthums, insbesondere des berühmten ethischen Werkes des Maimonides, More Nebochim, zu. Nachdem Fränkel eine Stellung als Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde in Berlin angenommen hatte, begab sich Mendelssohn 1743 ebendahin, wo er mehrere Jahre in sehr dürftigen Verhältnissen lebte, sich aber mit großem Eifer dem Studium der Wissenschaften und fremden Sprachen widmete. Hierbei wurde er besonders durch das Wohlwollen des Dr. Kisch und des Dr. Gumperz, zweier humangesinnter Glaubensgenossen, gefördert. Letzterer war es auch, der 1754 seine Bekanntschaft mit Lessing vermittelte. Seit 1750 hatte Mendelssohn eine Stellung als Hauslehrer bei dem Seidenfabrikanten Bernhardt, und im Jahre 1754 wurde er Buchhalter im Geschäfte desselben. Mit hingebenden Eifer benutzte er die Muße, die ihm diese seine Stellung gewährte, der Lectüre philosophischer Werke, insbesondere der Schriften des Spinoza und Leibnitz obzuliegen. All-

mählich erweiterte sich die Zahl seiner literarischen Freunde, aber auch sein wissenschaftlicher Gesichtskreis, und er beschloß, von Lessing ermuthigt, selbst als philosophischer Schriftsteller aufzutreten. Im Jahre 1755 erschienen seine „Philosophischen Gespräche", und von diesem Jahre an datirt auch seine Mitwirkung an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", und an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", für die er ästhetisch- und literarisch-kritische Arbeiten lieferte. Die Schrift „Pope ein Metaphysiker," welche er gemeinsam mit Lessing verfaßte, erschien in demselben Jahre. Hierauf folgte 1756 eine Uebersetzung von Rousseaus Abhandlung „Ueber die Ungleichheit unter den Menschen", der eine die Ideen dieses Schriftstellers widerlegende Einleitung voraus ging. In weiteren wissenschaftlichen Kreisen wurde jedoch Mèndelssohn erst durch seine im Jahre 1763 von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit dem Preise gekrönte Schrift „Von der Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" bekannt, welche Arbeit sich zwar im Rahmen der Leibnitz-Wolfschen Schule bewegt, aber schon selbstständigen philosophischen Geist athmet und ihren Verfasser als sprachgewandten und formvollendeten Stilisten zeigt. In noch viel höherem Grade aber ist dies im nachfolgenden Werke, in dem berühmten „Phädon" (1767) der Fall. Dieses philosophische Kunstwerk führte Mendelssohn auf die Höhe seines Ruhmes; er erscheint hier nicht nur als tiefer, klarer und scharfer Denker, sondern auch als klassischer Schriftsteller, als Fortbildner unserer deutschen klassischen Prosa. Nebenher wirkte er

in der Stille mächtig anregend durch seinen Briefwechsel mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit (seit 1766 auch mit Immanuel Kant). Auch mit Lavater trat er in persönlichen und schriftlichen Verkehr, der jedoch durch den Bekehrungseifer dieses Schwärmers getrübt wurde und zu einem peinlichen, für Mendelssohn höchst ehrenvoll endenden Religionsstreite führte.

Die im Jahre 1771 von der Berliner Akademie getroffene Wahl Mendelssohns zum Mitgliede derselben wurde vom Könige Friedrich II. cassirt. Von seinen weiteren philosophischen Schriften sind sein „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (1783), worin er insbesondere das Verhältniß von Staat und Religion erörtert, und seine „Morgenstunden" (1785), eine Zusammenfassung seiner gesammten metaphysischer Principien, zu nennen. Auf jüdischem Gebiete ist als seine bedeutendste That die Uebersetzung des Pentateuch (1780) und der Psalmen (1783) zu erwähnen; ferner gehören hierher die im Auftrage der preußischen Regierung verfaßten: „Ritualgesetze der Juden" (1778), die „Rettung der Juden" (1782) u. a. Der Abend seines Lebens wurde ihm noch durch eine heftige Polemik mit mit dem Gefühlsphilosophen Fr. Heinrich Jacobi verbittert, der Lessing des Spinozismus und Atheismus beschuldigte. Gegen diese Anklagen suchte Mendelssohn den hingeschiedenen Freund zu vertheidigen und zwar in der Schrift: „M. Mendelssohn an die Freunde Lessings", während deren Druck er erkrankte und zu Berlin 4. Jan. 1786 starb.

Sprüche und Stellen aus Mendelssohn's Schriften.

Wahrheit und Erkenntniß.

Die Wahrheit streitet sehr oft mit dem bonsens und in diesem Fall kann sie nur durch die Vernunft erreicht werden. Ebenso streitet sehr oft die sittliche Empfindung mit der Vernunft.

Die gründlichsten Wahrheiten sind zwar vermöge ihrer Natur überzeugend und unleugbar, aber überredend sind sie nicht. Sie herrschen über den Verstand, aber nicht über die Empfindungen, über die Triebe und über die Neigungen. Die Wahrheit muß von den Huldgöttinnen das sanfte Feuer, die göttliche Beredsamkeit borgen, welche in die Gemüther eindringt, die Empfindungen besiegt, die trockensten Schlüsse mit dem Feuer der Empfindung beseelt und die Empfindungen selbst in Entschließungen und Handlungen ausbrechen läßt.

Die Natur bleibt immer ebendieselbe. Allein der innere Mensch wird nie genug bebaut. In jedem Jahrhundert betreten andere Menschen die Scene des Lebens. Sie müssen alle an ihrer Besserung arbeiten. Sie müssen alle sich mit würdigen Gedanken beschäftigen, um die marternden Zweifel aus ihrer Brust zu verbannen. Dieses Bedürfniß ist dringender, edler, und unserer Hoheit weit anständiger, als die Begierde nach Ueppigkeit.

Nur diejenigen Theile der Künste und Wissenschaften, welche wechselweise auf einander Einfluß haben, haben auch einen Einfluß auf die Glückseligkeit des Menschen. Sobald sie sich von den Grenzen allzuweit entfernen, die gleichsam in einander fließen, so entfernen sie sich auch von dem gemeinschaftlichen Endzweck, der sie verbindet, von der Glückseligkeit des Menschen,

die sie befördern sollen, und der Liebling der Musen, der sich ohne Rücksicht auf ihren gemeinschaftlichen Endzweck blos in die eigenthümlichen Grenzen einer einzigen Kunst oder einer einzigen Wissenschaft einschließt, arbeitet an der Vollkommenheit dieser Kunst, aber nicht an der Vollkommenheit der Menschen. Welcher Vorwitz treibt euch, o ihr Sterblichen, die Huldgöttinnen von einander zu sondern, deren Hände nicht umsonst ineinander verschränkt sind. Betrachtet sie in dieser freundschaftlichen Stellung, in welcher sie ihre Schönheit einander erheben, so wird der sanft vermischte Strahl ihres Liebreizes Wunder in euch wirken; folget ihren gemeinschaftlichen Tritten, so werden sie Euch zu ihrer Mutter, zu der Glückseligkeit führen, die die Liebe zu ihren Töchtern mit unsterblichem Segen einweiht. Sobald ihr sie aber eifersüchtig trennt, so irrt eine Jede in abführende Nebenwege, ihre Mutter verkennt sie, versagt euch ihren Segen, und ihr seid in euern Hoffnungen betrogen. Die Beispiele, welche wir in der Geschichte der Wissenschaften vor Augen haben, bestätigen Dieses.

Der größte der Menschen geht mit Wahn und Aberglauben zu Schiffe, des festen Vorsatzes, mit ihnen die Fahrt dieses Lebens zu beschließen. Man bewilligt der Stimme der Vernunft niemals ein Gehör, ohne sich von seinen Vorurtheilen wie Ulysses von den Reisegefährten anbinden zu lassen und ihnen zum Voraus den Befehl zu geben: je beweglicher ich um meine Loslassung bitten werde, desto fester ziehet die Stricke zusammen, bis wir die Sirene werden aus den Augen verloren haben!

Die Wahrheit zeigt wie die Natur unendlich viele Aussichten, unendlich viele Gesichtspunkte, aber alle stimmen in das große Gemälde zusammen, unter welchem sich das Ganze darstellt. Dem allsehenden Auge ist die gesammte Natur ein Gemälde, der Inbegriff aller möglichen Erkenntnisse eine Wahrheit. Ein jeder Liebhaber der Wahrheit sei stolz genug, sich durch kein Ansehen der Person blenden, durch keine Schwierig-

keit abschrecken zu lassen, mit eigenen Augen zu sehen. Der Philosoph sei nie zu eitel, zur rechten Zeit mit der Antwort einzutreten, die unserer Schwachheit so anständig ist: dieses weiß ich nicht.

Man kann sich den gesammten Inbegriff der menschlichen Erkenntniß unter dem Bilde eines Baumes vorstellen. Die äußern Spitzen desselben kommen in Sprößlingen zusammen, diese vereinigen sich in Zweigen, die Zweige in Aesten, und die Aeste treffen endlich in einem Stamm zusammen. Man setze, daß die Fasern des Stammes durch alle Aeste, Zweige und Sprößlinge, sowie die Fasern der Aeste und Zweige durch alle Unterabtheilungen laufen, daß sie aber bei jeder niedern Abtheilung solche Fasern aufnehmen, die sie in ihrer Abstammung nicht gehabt — so hat man ein sehr treffendes Bild von der Verwandtschaft unserer Begriffe.

Gesunder Menschensinn und Vernunft fließen beide aus einer Quelle, sind eine und dieselbe Erkenntnißkraft. Nur geht diese langsam, und, wie Fontenelle sagt, mit schwerfälligen Elefantenschritten, wo jener gleichsam geflügelt zum Ziele eilt. Es ist der Bemühung des Weltweisen nicht unwürdig, zu versuchen, inwieweit er die Aussprüche des Menschensinnes in Vernunfterkenntnisse auflösen könne.

Man verspricht sich vielleicht anfangs von der menschlichen Vernunft, so wie im gemeinen Leben der Kranke von seinem Arzte, zuviel, um dasjenige, was beide leisten, gehörig zu schätzen und mit Dank zu erkennen. Der Geist der Untersuchung muß immer von neuem rege gemacht und unterhalten werden, wenn die Wahrheit, die wir anerkennen, einigen Werth haben soll. Erkenntniß ohne Untersuchung ist zuweilen von weit schlimmern Folgen, als Untersuchung ohne Erkenntniß.

Nach dem natürlichen Cirkellaufe der Dinge führt Wahrheit zur Beruhigung, Beruhigung zur Trägheit und Trägheit zum Aberglauben. Alsdann ist es eine Wohlthat der Vorsehung, wenn der Geist des Zweifels und der spitzfindigsten Untersuchung rege gemacht wird, um durch Verwerfung aller Grundsätze den Rückweg zur Wahrheit wieder hinzuführen.

Das „Gewissen" und ein glücklicher Wahrheitssinn (bon sens) müssen in den meisten Angelegenheiten die Stelle der Vernunft vertreten, wo uns nicht die Gelegenheit den kahlen Nacken zuwenden soll, bevor wir sie ergreifen. Das Gewissen ist eine Fertigkeit, das Gute vom Bösen, und der Wahrheitssinn ist die Kraft, das Wahre vom Falschen durch undeutliche Schlüsse richtig zu unterscheiden. Sie sind in ihrem Bezirk das, was der Geschmack im Gebiete des Schönen und Häßlichen ist. Ein geübter Geschmack findet im Nu, was die langsame Kritik nur nach und nach ans Licht setzt. Ebenso schnell entscheidet das Gewissen, beurtheilt der Wahrheitssinn, was die Vernunft nicht ohne mühsames Nachdenken in deutliche Schlüsse auflöst.

In jeder Theorie dient das Beispiel nur zur Erläuterung und wird überflüssig, sobald wir den allgemeinen Satz begreifen; aber in der sittlichen Sphäre hat das Beispiel immer größern Nutzen als die Maxime. Es hat einen stärkern Einfluß in den Beifall des Gemüths, weil es die Sinne rührt, die Einbildungskraft erschüttert.

Der Mensch und das sittliche Ideal.

In allen Handlungen der Menschen, die wir beobachten können, bemerken wir eine Art von Entgegensetzung zwischen Hoheit und Herablassung, Würde und Vertraulichkeit, die uns von der Schwierigkeit überzeugt, diese beiden sittlichen Eigenschaften in einem Charakter zu verbinden.

In [illegible] auf Sachen, [illegible] Klugheit und Weisheit zusammen [illegible] Irrthum und Schande nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir alle, müssen wir haben, und nur irren bloß in der Wahl der besten Mittel.

Das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen. — Dieses ist meines Erachtens das große Geheimniß, das derjenige benutzen muß, der zu der Höhe derselben Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

— —

Der Mensch kann ohne Wohlthun nicht glücklich sein, nicht ohne „leidendes", aber ebenso wenig ohne „thätiges" Wohlthun. Er kann nicht anders als durch gegenseitigen Beistand, durch Wechsel von Dienst und Gegendienst, durch thätige und leidende Verbindung mit seinem Nebenmenschen vollkommen werden.

———

Alle Menschen suchen die Glückseligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern. Wie kommt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besitz derselben. Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben?

———

Auch das Sittlich-Erhabene muß an intensiver Größe unsere Erwartung übersteigen, über unsere Begriffe gehen, grenzenlos scheinen, oder seiner Ausmessung nach am Unendlichen zu grenzen scheinen.

———

Vielen mißfällt die nach ihrer Meinung ungerechte Austheilung der Güter auf Erden. Das physisch Gute und physisch Böse, sagen sie, sei hier nicht nach Verdienst, nicht nach Maaßgabe des sittlich Guten und Bösen ausgetheilt. Den Guten ergehe es oft sehr schlecht, den Bösen gut. Allein wer das Gute übt um der Belohnung willen, die er dafür erwartet, ist nur

gewinnsüchtig. Tugend um der Vergeltung willen, ist feiler Wucher, nicht echte Tugend; du kennst ihren Werth nicht, wenn du nicht in ihr selbst Seligkeit findest. Wem Wohlwollen selbst nicht süßer Genuß ist, wem Glückseligkeit verbreiten nicht Glückseligkeit ist, der kennt blos die Worte, nicht die Sache und hat jene Höhe noch nicht erreicht, von welcher der Weise auf das Schicksal der Menschen herabsieht. Ohne Leiden ist keine Standhaftigkeit, ohne Aufopferung keine Großmuth, ohne Selbstverläugnung keine Seelengröße, ohne Verfolgung keine heldenmüthige Liebe zur Wahrheit. Ohne Glück der Thoren und Schlechten ist in der Tugend kein Verdienst, sowie ohne Kämpfe kein Sieg rühmlich sein kann. Ihr verwandelt alles Wohlwollen in niedrigen Eigennutz, indem ihr die Menschen gewöhnt, immer auf Vergeltung hinauszuschauen und die Vertheilung der Glücksgüter nur alsdann gerecht zu nennen, wenn sie mit ihren eigensüchtigen Wünschen übereinstimmt. „Die Götter selbst, sagt Seneca, kennen kein angenehmeres Schauspiel als den Tugendhaften, wenn er mit dem Schicksal kämpft und nicht unterliegt.“

In meiner utopischen Republik soll nur derjenige die Erlaubniß haben, in seinem Alter Tugend und Weisheit zu lehren, welcher seine Jugend der Theorie und seine männlichen Jahre der Ausübung derselben gewidmet hat. Wer seine Zeit und seine besten Kräfte dem Staate aufgeopfert hat, der trete auf und rede von Liebe des Nächsten! Wer im Dienste des Menschengeschlechts Gefahr und Tod nicht gescheut hat, der rede von Religion, Aufopferung und Verachtung des Todes. Wer Beruf in sich verspürt, wird auch unbesoldet auftreten, und wer diesen nicht in seinem Innern hat, wird immer ein tönend Erz bleiben.

Man lerne die wahre Würde des Menschen kennen und die Erhabenheit seiner sittlichen Natur in dem gehörigen Lichte betrachten.

Ein jeder habe vor sich selbst geziemende Achtung, sagt ein alter Weltweiser, so wird er desto geneigter sein, der Stimme der Tugend zu gehorchen. Der nächste Weg zum sittlichen Ver derben ist die Geringschätzung der menschlichen Natur. Sie zeigt sich anfangs unter der Gestalt der Selbsterkenntniß, der Demuth; allein sie ist betrüglich, sobald sie mehr auf das menschliche Geschlecht, als auf unser Individuum, mehr auf das geht, was wir Menschliches, als auf das, was wir Eigenthümliches haben. Sie erzeugt alsdann Menschenhaß, statt der Selbsterkenntniß, Kleinmüthigkeit statt der Demuth, schlägt die Kräfte des Gemüths zu sehr nieder und macht uns fast gleichgültig gegen das Gute und Böse. Man darf mit wahrer Demuth im Herzen auf die Würde des Menschen und auf den Rang, den er in der Schöpfung einnimmt, stolz sein. Wir müssen in unsern Augen etwas Wichtiges und unser Thun und Lassen von einiger Bedeutung sein, wenn wir uns des Guten mit Eifer und Nachdruck annehmen sollen.

Auch die Freundschaft, diese Mutter des erhabensten Vergnügens, läuft Gefahr, wenn man einzeln die Vorzüge, die den Werth eines Freundes ausmachen, allzugenau erwägt. Die Empfindung vermischt die Seelen der Freunde in ein einziges Ich, und die Ueberlegung zertheilt sie wieder in Ich und Du. Die liebreiche Empfindung verhüllt die schwache Seite eines Freundes und die Ueberlegung macht sie sichtbar. Und wenn auch seine Vorzüge auf der Schale der Vernunft ein Uebergewicht haben, so verlischt doch das Feuer, und die Liebe weicht in vernünftige Hochachtung zurück.

Der gütige Schöpfer hat nicht umsonst mit diesem dunklen Gefühl einen Reiz verbunden, nicht umsonst in jede Schönheit die Fähigkeit gelegt: dieses Gefühl zu beleben. Die Vernunft allein kann kein Wesen beglücken, das nicht lauter Vernunft ist. Wir wollen fühlen, genießen und glücklich sein.

Welche Lust muß sich aus der Quelle des Mitleidens über uns ergießen! Und wie bedauernswürdig sind Diejenigen, deren Herz für dieses himmlische Gefühl verschlossen ist. Die inbrünstigste Liebe streitet nicht mit dem Begriffe eines physikalischen Uebels, wovon unser Geliebtes gedrückt wird. Sie können beide bestehen. Ja wir fühlen die Süßigkeiten der Freundschaft niemals in vollerm Maße, als wenn unserm Freunde ein Unglück zustößt und er unser Mitleiden verdient. Alle seine Vollkommenheiten, seine mindesten Vorzüge leuchten uns alsdann mit doppeltem Glanz in die Augen.

Die Bewunderung ist fast mit einem Blitze zu vergleichen, der in einem Augenblick uns blendet, und wieder verschwindet, wofern ihre Flamme nicht unterhalten und durch das Feuer einer sanften Empfindung genährt wird.

Das wahrhaft Erhabene beschäftigt die Kräfte unserer Seele dergestalt, daß alle Nebenbegriffe, die irgend mit demselben verknüpft sind, verschwinden müssen. Es ist wie die Sonne, die einsam leuchtet und durch ihren Glanz alle schwächeren Lichter verdunkelt.

Da die Empfindung des Schönen überhaupt mit der Empfindung des Schönen in den Sitten so genau verwandt ist; woher kommt es, daß beide nicht allezeit in einem Subject bei einander sind? Man findet nämlich sehr viele, die in den Werken der schönen Künste den feinsten und richtigsten Geschmack haben, und dennoch in ihren Sitten das Häßliche und Unanständige nicht merken, das ein anderer, dessen Geschmack sonst vielleicht sehr ungebildet ist, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden sucht.

Nehmt einen Wilden, raubt ihm alles Menschliche und laßt ihm nur das Mitleiden, so wird er zur Liebe aufgelegt sein, so wird die Lust an Vollkommenheiten ihn antreiben, sich

in der Schöpfung umzusehen, um die Gegenstände seiner Neigung aufzusuchen. Wo will er sie herrlicher finden als in seinem Nebenmenschen?

Habe ich deiner vergessen, göttliche Freundschaft, süße Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur und Kunst mit allen ihren Herrlichkeiten in der äußersten Noth schmachten lassen! Sie muß all unsere Pflichten begleiten, sie muß ihnen allen die Hand bieten, sie muß sie verherrlichen! Ohne sie kann unsere Seele nicht gebessert werden, ohne sie ekelt uns Kost und Ruhe; und unser Gemüth bleibt für alle Freuden des Lebens verschlossen, wenn sie kein Freund mit uns theilt. Die wahre Liebe in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist der Beweggrund, das Mittel und der Endzweck aller Tugenden; und ehe mein Leben wie das eines Wilden ohne Menschenliebe und Freundschaft dahinschleichen sollte, lieber lasse mich das Verhängniß — — —

Der Mensch und die Gesellschaft.

Die Kriege, die größten Plagen des gesellschaftlichen Lebens, entstehen vielmehr aus einem Mangel an Geselligkeit, als aus Geselligkeit selbst. So lange ein jeder politischer Körper noch seine besonderen Interessen hat, so lange alles bei ihnen noch nach dem Gesetze des Stärkeren geht, und die Gesetze des Völkerrechts weder Ansehen noch Nachdruck haben: so lange leben die Staaten gegeneinander noch im Stande der Natur.

Das Gesetz des Stärkeren kann im Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht auf der einen ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt.

Ohne Uebung der Kräfte können weder Staaten noch einzelne Personen glücklich sein.

Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es steht, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend sein, wenn man sie sich selbst überließe, so elend als manche freigesinnte Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, sowie sich die Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Cirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zum Despotismus, durch alle Schattirungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die in solchen Umständen für sie die beste ist.

Unter allen Umständen und Bedingungen halte ich es für einen untrüglichen Maßstab für die Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewirkt, und also durch die Erziehung selbst regiert wird; mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht thue, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens ebensoviel gewinnt, als er durch die Aufopferung verliert.

Cultur und Aufklärung.

Bildung zerfällt in Cultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Freiheit und Schönheit in Künsten, Handwerken und Geselligkeitssitten (objectiv), auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheiten in diesen (subjectiv). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung eines Menschen entsprechen, desto mehr Cultur wird demselben beigelegt. Auf-

klärung hingegen bezieht sich mehr auf das Theoretische, auf vernünftige Erkenntniß und Fertigkeit zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf die Bestimmung des Menschen.

Ich setze immer die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Cultur im äußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Cultur und Aufklärung ist, deren äußerlicher Glanz und Glätte innerliche gediegene Echtheit zu Grunde hat.

Aufklärung verhält sich zur Cultur wie überhaupt Cultur zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit, wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich und objectiv betrachtet, stehen sie im engsten Zusammenhange, ob sie gleich subjectiv sehr oft getrennt sein können.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitglieds Pflichten und Rechte, erfordern nach Maßgabe derselben andre Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeitssinn und Gewohnheiten, eine andere Cultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe d. i. mit ihren resp. Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, destomehr Cultur hat die Nation.

Die Aufklärung, die den Menschen als Menschen interessirt, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen als einzelnes Mitglied der Gesellschaft modificirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzt hier seiner Bestrebung Maß und Ziel.

Unglückselig ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen.

— — ———

Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicherweise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen, so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren und lieber das Vorurtheil dulden, als die ihm so fest verschlungene Wahrheit zu gleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr für die Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich ins Heiligthum. Allein demungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten selbst, noch immer auf die Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet.

— —

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht als eine verweste Blume; diese nicht so ekelhaft als ein verwestes Thier; und dieses so gräßlich nicht als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Cultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüte, desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderblichkeit.

— — ——

Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Miß-

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir alle, müssen wir haben, und wir irren blos in der Wahl der besten Mittel.

Das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, — Dieses ist meines Erachtens das große Geheimniß, das derjenige benutzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Der Mensch kann ohne Wohlthun nicht glücklich sein, nicht ohne „leidendes", aber ebenso wenig ohne „thätiges" Wohlthun. Er kann nicht anders als durch gegenseitigen Beistand, durch Wechsel von Dienst und Gegendienst, durch thätige und leidende Verbindung mit seinem Nebenmenschen vollkommen werden.

Alle Menschen suchen die Glückseligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern. Wie kommt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besitz derselben. Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben?

Auch das Sittlich-Erhabene muß an intensiver Größe unsere Erwartung übersteigen, über unsere Begriffe gehen, grenzenlos scheinen, oder seiner Ausmessung nach am Unendlichen zu grenzen scheinen.

Vielen mißfällt die nach ihrer Meinung ungerechte Austheilung der Güter auf Erden. Das physisch Gute und physisch Böse, sagen sie, sei hier nicht nach Verdienst, nicht nach Maaßgabe des sittlich Guten und Bösen ausgetheilt. Den Guten ergehe es oft sehr schlecht, den Bösen gut. Allein wer das Gute übt um der Belohnung willen, die er dafür erwartet, ist nur

gewinnsüchtig. Tugend um der Vergeltung willen, ist feiler Wucher, nicht echte Tugend; du kennst ihren Werth nicht, wenn du nicht in ihr selbst Seligkeit findest. Wem Wohlwollen selbst nicht süßer Genuß ist, wem Glückseligkeit verbreiten nicht Glückseligkeit ist, der kennt blos die Worte, nicht die Sache und hat jene Höhe noch nicht erreicht, von welcher der Weise auf das Schicksal der Menschen herabsieht. Ohne Leiden ist keine Standhaftigkeit, ohne Aufopferung keine Großmuth, ohne Selbstverläugnung keine Seelengröße, ohne Verfolgung keine heldenmüthige Liebe zur Wahrheit. Ohne Glück der Thoren und Schlechten ist in der Tugend kein Verdienst, sowie ohne Kämpfe kein Sieg rühmlich sein kann. Ihr verwandelt alles Wohlwollen in niedrigen Eigennutz, indem ihr die Menschen gewöhnt, immer auf Vergeltung hinauszuschauen und die Vertheilung der Glücksgüter nur alsdann gerecht zu nennen, wenn sie mit ihren eigensüchtigen Wünschen übereinstimmt. „Die Götter selbst, sagt Seneca, kennen kein angenehmeres Schauspiel als den Tugendhaften, wenn er mit dem Schicksal kämpft und nicht unterliegt.“

In meiner utopischen Republik soll nur derjenige die Erlaubniß haben, in seinem Alter Tugend und Weisheit zu lehren, welcher seine Jugend der Theorie und seine männlichen Jahre der Ausübung derselben gewidmet hat. Wer seine Zeit und seine besten Kräfte dem Staate aufgeopfert hat, der trete auf und rede von Liebe des Nächsten! Wer im Dienste des Menschengeschlechts Gefahr und Tod nicht gescheut hat, der rede von Religion, Aufopferung und Verachtung des Todes. Wer Beruf in sich verspürt, wird auch unbesoldet auftreten, und wer diesen nicht in seinem Innern hat, wird immer ein tönend Erz bleiben.

Man lerne die wahre Würde des Menschen kennen und die Erhabenheit seiner sittlichen Natur in dem gehörigen Lichte betrachten.

Ein jeder habe vor sich selbst geziemende Achtung, sagt ein alter Weltweiser, so wird er desto geneigter sein, der Stimme der Tugend zu gehorchen. Der nächste Weg zum sittlichen Ver derben ist die Geringschätzung der menschlichen Natur. Sie zeigt sich anfangs unter der Gestalt der Selbsterkenntniß, der Demuth; allein sie ist betrüglich, sobald sie mehr auf das menschliche Geschlecht, als auf unser Individuum, mehr auf das geht, was wir Menschliches, als auf das, was wir Eigenthümliches haben. Sie erzeugt alsdann Menschenhaß, statt der Selbsterkenntniß, Kleinmüthigkeit statt der Demuth, schlägt die Kräfte des Gemüths zu sehr nieder und macht uns fast gleichgültig gegen das Gute und Böse. Man darf mit wahrer Demuth im Herzen auf die Würde des Menschen und auf den Rang, den er in der Schöpfung einnimmt, stolz sein. Wir müssen in unsern Augen etwas Wichtiges und unser Thun und Lassen von einiger Bedeutung sein, wenn wir uns des Guten mit Eifer und Nachdruck annehmen sollen.

Auch die Freundschaft, diese Mutter des erhabensten Vergnügens, läuft Gefahr, wenn man einzeln die Vorzüge, die den Werth eines Freundes ausmachen, allzugenau erwägt. Die Empfindung vermischt die Seelen der Freunde in ein einziges Ich, und die Ueberlegung zertheilt sie wieder in Ich und Du. Die liebreiche Empfindung verhüllt die schwache Seite eines Freundes und die Ueberlegung macht sie sichtbar. Und wenn auch seine Vorzüge auf der Schale der Vernunft ein Uebergewicht haben, so verlischt doch das Feuer, und die Liebe weicht in vernünftige Hochachtung zurück.

Der gütige Schöpfer hat nicht umsonst mit diesem dunklen Gefühl einen Reiz verbunden, nicht umsonst in jede Schönheit die Fähigkeit gelegt: dieses Gefühl zu beleben. Die Vernunft allein kann kein Wesen beglücken, das nicht lauter Vernunft ist. Wir wollen fühlen, genießen und glücklich sein.

Welche Lust muß sich aus der Quelle des Mitleidens über uns ergießen! Und wie bedauernswürdig sind Diejenigen, deren Herz für dieses himmlische Gefühl verschlossen ist. Die inbrünstigste Liebe streitet nicht mit dem Begriffe eines physikalischen Uebels, wovon unser Geliebtes gedrückt wird. Sie können beide bestehen. Ja wir fühlen die Süßigkeiten der Freundschaft niemals in vollerm Maße, als wenn unserm Freunde ein Unglück zustößt und er unser Mitleiden verdient. Alle seine Vollkommenheiten, seine mindesten Vorzüge leuchten uns alsdann mit doppeltem Glanz in die Augen.

Die Bewunderung ist fast mit einem Blitze zu vergleichen, der in einem Augenblick uns blendet, und wieder verschwindet, wofern ihre Flamme nicht unterhalten und durch das Feuer einer sanften Empfindung genährt wird.

Das wahrhaft Erhabene beschäftigt die Kräfte unserer Seele dergestalt, daß alle Nebenbegriffe, die irgend mit demselben verknüpft sind, verschwinden müssen. Es ist wie die Sonne, die einsam leuchtet und durch ihren Glanz alle schwächeren Lichter verdunkelt.

Da die Empfindung des Schönen überhaupt mit der Empfindung des Schönen in den Sitten so genau verwandt ist; woher kommt es, daß beide nicht allezeit in einem Subject bei einander sind? Man findet nämlich sehr viele, die in den Werken der schönen Künste den feinsten und richtigsten Geschmack haben, und dennoch in ihren Sitten das Häßliche und Unanständige nicht merken, das ein anderer, dessen Geschmack sonst vielleicht sehr ungebildet ist, mit der größten Sorgfalt zu vermeiden sucht.

Nehmt einen Wilden, raubt ihm alles Menschliche und laßt ihm nur das Mitleiden, so wird er zur Liebe aufgelegt sein, so wird die Lust an Vollkommenheiten ihn antreiben, sich

in der Schöpfung umzusehen, um die Gegenstände seiner Neigung aufzusuchen. Wo will er sie herrlicher finden als in seinem Nebenmenschen?

Habe ich deiner vergessen, göttliche Freundschaft, süße Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur und Kunst mit allen ihren Herrlichkeiten in der äußersten Noth schmachten lassen! Sie muß all unsere Pflichten begleiten, sie muß ihnen allen die Hand bieten, sie muß sie verherrlichen! Ohne sie kann unsere Seele nicht gebessert werden, ohne sie ekelt uns Kost und Ruhe; und unser Gemüth bleibt für alle Freuden des Lebens verschlossen, wenn sie kein Freund mit uns theilt. Die wahre Liebe in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist der Beweggrund, das Mittel und der Endzweck aller Tugenden; und ehe mein Leben wie das eines Wilden ohne Menschenliebe und Freundschaft dahinschleichen sollte, lieber lasse mich das Verhängniß — — —

Der Mensch und die Gesellschaft.

Die Kriege, die größten Plagen des gesellschaftlichen Lebens, entstehen vielmehr aus einem Mangel an Geselligkeit, als aus Geselligkeit selbst. So lange ein jeder politischer Körper noch seine besonderen Interessen hat, so lange alles bei ihnen noch nach dem Gesetze des Stärkeren geht, und die Gesetze des Völkerrechts weder Ansehen noch Nachdruck haben: so lange leben die Staaten gegeneinander noch im Stande der Natur.

Das Gesetz des Stärkeren kann im Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht auf der einen ohne Obliegenheit an der andern Seite, müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt.

Ohne Uebung der Kräfte können weder Staaten noch einzelne Personen glücklich sein.

Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es steht, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend sein, wenn man sie sich selbst überließe, so elend als manche freigesinnte Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, sowie sich die Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Cirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zum Despotismus, durch alle Schattirungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die in solchen Umständen für sie die beste ist.

Unter allen Umständen und Bedingungen halte ich es für einen untrüglichen Maßstab für die Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewirkt, und also durch die Erziehung selbst regiert wird; mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht thue, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens ebensoviel gewinnt, als er durch die Aufopferung verliert.

Cultur und Aufklärung.

Bildung zerfällt in Cultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Freiheit und Schönheit in Künsten, Handwerken und Geselligkeitssitten (objectiv), auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheiten in diesen (subjectiv). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung eines Menschen entsprechen, desto mehr Cultur wird demselben beigelegt. Auf-

klärung hingegen bezieht sich mehr auf das Theoretische, auf vernünftige Erkenntniß und Fertigkeit zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf die Bestimmung des Menschen.

Ich setze immer die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Cultur im äußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Cultur und Aufklärung ist, deren äußerlicher Glanz und Glätte innerliche gediegene Echtheit zu Grunde hat.

Aufklärung verhält sich zur Cultur wie überhaupt Cultur zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit, wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich und objectiv betrachtet, stehen sie im engsten Zusammenhange, ob sie gleich subjectiv sehr oft getrennt sein können.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitglieds Pflichten und Rechte, erfordern nach Maßgabe derselben andre Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeitssinn und Gewohnheiten, eine andere Cultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe d. i. mit ihren resp. Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, destomehr Cultur hat die Nation.

Die Aufklärung, die den Menschen als Menschen interessirt, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen als einzelnes Mitglied der Gesellschaft modificirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzt hier seiner Bestrebung Maß und Ziel.

Unglückselig ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen.

Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicherweise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen, so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren und lieber das Vorurtheil dulden, als die ihm so fest verschlungene Wahrheit zu gleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr für die Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich ins Heiligthum. Allein demungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten selbst, noch immer auf die Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet.

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht als eine verweste Blume; diese nicht so ekelhaft als ein verwestes Thier; und dieses so gräßlich nicht als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Cultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüte, desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderblichkeit.

Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Miß-

brauch der Cultur erzeugt Ueppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit Aberglauben und Sklaverei.

Wo Aufklärung und Cultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Schutzmittel gegen die Corruption. Ihre Art zu verderben ist sich einander schnurstracks entgegengesetzt.

- - -

Eine gebildete Nation kennt in sich keine andere Gefahr als das Uebermaß ihrer Nationalglückseligkeit, welches wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit genannt werden kann. Eine Nation, die durch die Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen, ist aber dadurch in Gefahr, zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann.

- - -

Nichts ist dem wahren Wohl der Menschen mehr zuwider, als jene Afteraufklärung, da jedermann schale Weisheit im Munde führt, wovon der Geist schon längst verduftet ist, wo jedermann über Vorurtheile spottet, ohne das Wahre in denselben vom Falschen zu unterscheiden. Nun übe man Arzneikunst in einem Krankenhause, wo jeder Kranke sich einbildet, ein Arzt zu sein! In derselben Verlegenheit befindet sich der Freund der echten Aufklärung in jeder Gesellschaft, wo Verspottung des Aberglaubens zum Modeton geworden ist.

- - -

Wenn die seichte Philosophie des Materialismus und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben, so sehnen sich die Menschen wieder nach „Kindereinfalt,“ und verfallen wieder in „Kinderthorheit“. Dann will man lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln.

- - -

Greift das Uebel bei der Quelle an, oder laßt ihm seinen Lauf. Die Quelle des Uebels aber kann nicht anders als durch

Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster. Man ziehe ans Licht, was so gern im Finstern schleicht. Die Bestimmung des Menschen ist, die Vorurtheile nicht zu „unterdrücken," sondern sie zu „beleuchten."

So wie ein Volk nach und nach gesittet und erleuchtet wird, so treten vernünftige Gründe an die Stelle der Vorurtheile. Der Freigeist, der ein Vorurtheil umstößt, auf welches sich eine nützliche Wahrheit stützt, begeht eine nichtswürdige Handlung; allein oft giebt diese nichtswürdige Handlung Gelegenheit, daß an die Stelle des morschen Aberglaubens dauerhaftere Pfeiler untergestützt werden. Wenn der Grad der Erleuchtung eines Volkes es zuläßt, so können am Ende alle zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts unentbehrliche Wahrheiten auf vernünftige Erkenntniß gebaut werden.

Ich für meinen Theil habe keinen Begriff von der „Erziehung des Menschengeschlechts", die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weiß nicht welchem Geschichtsforscher der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellt sich das collective Ding, das menschliche Geschlecht wie eine einzige Person vor und glaubt, die Vorsehung habe sie hierher gleich in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Mann erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht, fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden: hier in der Wiege, saugt an der Brust oder lebt von Rahm und Milch; dort in männlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch der Rinder, und an einem anderen Orte am Stab und schon wieder ohne Zähne. Der Fortschritt gilt nur für den einzelnen Menschen. Jeder geht das Leben hindurch seinen eigenen Weg: diesen führt sein Weg über Blumen und Wiesen, jenen über wüste Ebenen oder steile Berge und gefahrvolle Klüfte. Aber alle kommen auf der Reise

weiter und gehen ihres Weges zur Glückseligkeit, zu welcher sie beschieden sind.

-- – -- - –

Warum wissen die wenigsten den Zweck ihres Daseins? Darum, weil sie ihn ebenso gut erfüllen, wenn sie ihn nicht wissen. Wissen doch die wenigsten Menschen den Zweck des Hungers, und diese wenigen haben sogar nicht den schlechtesten Appetit. Die Menschen wissen nicht, warum sie hier sind! O ja, sie wissen es recht gut. Sie hören, sehen, fühlen, vergleichen über sich und denken unaufhörlich und mit großer Begierde, nur daß sie die allgemeinen Begriffe nicht haben von „Zweck", „Dasein", „Mittel" u. s. w., um dasjenige, was sie unaufhörlich empfinden und thun, in einen logischen Satz zu verwandeln.

Staat, Kirche und Religion.

Staat und Religion, — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegen einander zu stellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken als was sie tragen helfen, dieses ist in der Politik eine der schwersten Aufgaben, die man seit Jahrhunderten schon aufzulösen bemühet ist, und hie und da vielleicht glücklicher praktisch beigelegt, als theoretisch aufgelöset hat. Man hat für gut befunden, diese verschiedenen Verhältnisse des geselligen Menschen in moralische Wesen abzusondern, und Jedem derselben ein eignes Gebiet, besondere Rechte, Pflichten, Gewalt und Eigenthum zuzuschreiben. Aber der Bezirk dieser verschiedenen Gebiete und die Grenzen, die sie trennen, sind noch bis jetzt nicht genau bestimmt. Man sieht bald die Kirche das Merkmal weit in das Gebiet des Staates hinüber tragen, bald den Staat sich Eingriffe erlauben, die den angenommenen Begriffen zufolge ebenso gewaltsam scheinen. Und unermeßlich sind die

Uebel, die aus der Mißhelligkeit dieser moralischen Wesen bisher entstanden sind, und noch zu entstehen drohen. Liegen sie gegen einander im Felde, so ist das menschliche Geschlecht das Opfer ihrer Zwietracht; und vertragen sie sich, so ist es gethan um das edelste Kleinod der menschlichen Glückseligkeit; denn sie vertragen sich selten anders, als um ein drittes moralisches Wesen, die Freiheit des Gewissens, die von ihrer Uneinigkeit einigen Vortheil zu ziehen weiß, aus ihrem Reiche zu verbannen.

– – – —— –

Man liest in so manchen Lehrbüchern des sogenannten Kirchenrechts ernsthafte Untersuchungen: ob auch Juden, Ketzer oder Irrgläubige eine Kirche haben können. Nach den unermeßlichen Vorrechten, die die sogenannte Kirche sich anzumaßen pflegt, ist die Frage so ungereimt nicht, als sie einem unbefangenen Leser scheinen muß. Mir kommt es aber auf den Unterschied der Benennungen nicht an. Oeffentliche Anstalten zur Bildung der Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich „Kirche“, zum Menschen „Staat“. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung, beides, Gesinnungen und Handlungen, so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen, die Menschen „erziehen“ und „regieren“.

– – – —— –

Eine Hauptaufgabe des Staates muß es sein, die Menschen durch Sitten und Gesinnungen zu regieren. Nun giebt es kein Mittel, die Gesinnungen und vermittels derselben die Sitten der Menschen zu verbessern als „Ueberzeugung“. Gesetze verändern keine Gesinnungen; willkürliche Strafen und Belohnungen erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten; Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntniß, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein bringen Grundsätze hervor, die durch Ansehen und Beispiel in Sitten übergehen können. Und hier ist es, wo die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürger-

lichen Glückseligkeit werden soll. Ihr kommt es zu, das Volk auf die nachdrücklichste Weise von der Wahrheit edler Grundsätze und Gesinnungen zu überführen, ihm zu zeigen, daß die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes und Wohlthun sein allerheiligster Wille sei, und daß wahre Erkenntniß des Schöpfers keinen Menschenhaß in der Seele zurücklassen könne. Dieses zu lehren ist Amt und Pflicht und Beruf der Religion, dieses zu predigen Amt und Pflicht und Beruf ihrer Diener.

Aller Beistand, den die Religion dem Staate leisten kann, ist „Belehren" und „Trösten": durch ihre göttlichen Lehren dem Bürger gemeinnützige Gesinnungen beibringen und durch ihre überirdischen Trostgründe den Elenden aufrichten, der als ein Opfer für das allgemeine Beste verurtheilt worden.

Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt „Gesetze", die Religion „Gebote". Der Staat hat physische Gewalt und bedient sich derselben, wo es nöthig ist; die Macht der Religion ist „Liebe" und „Wohlthun". Jener giebt den Ungehorsamen auf und stößt ihn aus; diese nimmt ihn in ihren Schooß und sucht ihn noch in dem letzten Augenblick seines gegenwärtigen Lebens nicht ganz ohne Nutzen zu belehren oder doch wenigstens zu trösten. Mit einem Worte: die bürgerliche Gesellschaft kann als moralische Person „Zwangsrechte" haben und hat diese auch durch den gesellschaftlichen Vertrag wirklich erhalten, die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht und kann durch alle Verträge in der Welt kein Zwangsrecht erhalten. Der Staat besitzt „vollkommene", die Kirche „unvollkommene" Rechte.

Der Staat hat Rechte und Gerechtsame auf Güter und Handlungen der Menschen. Er kann nach dem Gesetze geben

und nehmen, vorschreiben und verbieten, und weil es ihm auch um Handlung als Handlung zu thun ist, „bestrafen" „und belohnen". Der Pflicht gegen meinen Nächsten geschieht äußerlich Genüge, wenn ich ihm leiste, was ich soll, meine Handlung mag erzwungen oder freiwillig sein. Kann nun der Staat nicht durch „innere" Triebfedern wirken, so wirkt er wenigstens durch „äußere" und verhilft meinem Nächsten zu dem Seinigen. Nicht also die Kirche. Sie beruht auf dem Verhältniß zwischen Gott und Menschen. Gott ist kein Wesen, das unseres Wohlwollens bedarf, unsern Beistand fordert, auf irgend eins von unsern Rechten zu seinem Gebrauche Anspruch macht oder dessen Rechte mit den unserigen je in Streit und Conflict gerathen können. Auf diese irrigen Begriffe hat die Eintheilung der Pflichten in Pflichten gegen Gott und Pflichten gegen die Menschen führen müssen. Man hat die Parallele zu weit getrieben. Aus dieser Quelle flossen alle ungerechten Anmaßungen, die sich sogenannte Diener der Religion unter dem Namen der Kirche von jeher erlaubt haben. Alle Gewaltthätigkeit und Verfolgung, die sie von jeher ausgeübt, aller Zwist und Zwiespalt, Meuterei und Aufruhr, die sie angezettelt haben, und alle Uebel, die von jeher unter dem Scheine der Religion von ihren grimmigsten Feinden von Heucheln und Menschenfeindschaft ausgeübt worden, sind einzig und allein Früchte dieser armseligen Sophisterei eines vorgespiegelten Conflictes zwischen Gott und Menschen, Rechten der Gottheit und Rechten der Menschen.

Das System unserer Pflichten hat ein doppeltes Princip: das Verhältniß zwischen Menschen und Natur, und das Verhältniß zwischen Geschöpf und Schöpfer. Jenes ist Moralphilosophie, dieses Religion; und demjenigen, der von der Wahrheit überführt ist, daß die Naturverhältnisse nichts anders sind als Aeußerungen des göttlichen Willens, dem fallen auch diese beiden Principien in einander, dem ist Sittenlehre der Vernunft heilig wie Religion. Auch heischt die Religion, oder das Ver-

hältniß zwischen Gott und Menschen, keine anderen Pflichten, sondern giebt jenen Pflichten und Obliegenheiten nur erhabenere Sanction.

Alle menschlichen Verträge haben der Kirche kein Recht auf Gut und Eigenthum beilegen können, da sie ihrem Wesen nach auf keins derselben Anspruch machen, oder auch nur ein unvollkommenes Recht haben kann. Ihr kann also niemals ein Zwangsrecht zukommen, und den Mitgliedern kann keine Zwangspflicht gegen dieselbe aufgelegt werden. Alle Rechte der Kirche sind Vermahnen, Belehren, Stärken und Trösten, und die Pflichten der Bürger gegen die Kirche sind ein „geneigtes Ohr" und ein „williges Herz". So hat auch die Kirche kein Recht Handlungen zu belohnen und zu bestrafen. Die bürgerlichen Handlungen gehören dem Staat, und die eigentlichen religiösen Handlungen leiden ihrer Natur nach weder Zwang noch Bestechung, sie fließen entweder aus freiem Betrieb der Seele, oder sind ein leeres Spiel, und dem wahren Geist der Religion zuwider.

Der Staat hat zwar darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, mit denen der öffentliche Wohlstand nicht bestehen kann; aber nur von ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen und selbst diejenigen Lehren mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruht, ohne sich unmittelbar in irgend eine Streitigkeit zu mischen und seine Autorität entscheiden zu wollen, denn er handelt offenbar gegen seinen Endzweck, wenn er gradezu Untersuchungen verbietet, oder Streitigkeiten anders als durch Vernunftgründe entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt oder verwirft. Die Rede ist nur vor jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen, und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum und die Tugend selbst keine Tugend mehr ist.

Grundsätze sind freie Gesinnungen, leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnißvermögen des Menschen und müssen nach dem Richtmaße von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirken auf sein Billigungs- und Mißbilligungsvermögen. Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe. Belehrung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Thatkraft, ermuntern, locken, schrecken ab. Aber wenn Grundsätze glückselig machen sollen, so müssen sie weder eingeschreckt, noch eingeschmeichelt, so muß das Urtheil der Verstandeskräfte für gültig angenommen werden. Ideen von Gutem und Bösem mit einmischen heißt die Sache von einem unbefugten Richter entscheiden lassen. Weder Kirche noch Staat haben daher ein Recht, Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgend einem Zwange zu unterwerfen. Weder Kirche noch Staat sind berechtigt, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden und den Einfluß, den die Wahrheitskraft auf das Erkenntnißvermögen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen.

Aus der Bestimmung und dem Wesen des Eides geht es hervor, daß man die Menschen nur über Dinge schwören lasse, die in die äußern Sinne fallen, wovon sie mit der Ueberzeugung, welche die Evidenz der äußern Sinne mit sich führt, die Wahrheit behaupten und aussagen können: Ich habe „gehört", „gesehen", „gesprochen" ꝛc. Man bringt aber ihr Gewissen auf eine grausame Folter, wenn man sie über Dinge befragt, die blos dem „innern Sinn" angehören: Glaubst du? Bist du überführt? überredet? Dünkt es dir? Ist irgend in einem Winkel deines Geistes oder deines Herzens noch einiger Zweifel zurück, so zeige es an, oder Gott wird den Mißbrauch seines Namens rächen. Um des Himmels willen! schonet der zarten, gewissenhaften Unschuld! Und wenn sie einen Satz aus dem ersten Buche des Euklides zu behaupten hätte, so müßte sie in diesem Augenblicke zagen und unaussprechliche Marter leiden.

So lange der gemeine Mensch keinen bessern Unterricht genossen, hüte man sich, ihm sein populäres Religionssystem verdächtig zu machen. Sträfliche Lieblosigkeit wäre es gegen die leidende Unschuld; ihr auf diese Weise die Hoffnung einer bessern Zukunft zu rauben, wenn ihr sie nicht überführen könnt, wie unschuldig leiden selbst Glückseligkeit ist, und sich als Glückseligkeit dereinst in einem stärkeren Lichte zeigen wird. Menschliche Bosheit ist es, wenn ihr dem Lasterhaften die populäre Furcht benehmt, die ihn vielleicht von der Ausübung manches bösen Vorsatzes abhalten würde, wenn seine Seele noch nicht fähig ist, die große Wahrheit zu fassen, daß Ausübung des Bösen selbst Verdammniß sei. Wie nennt ihr den muthwilligen Knaben, der dem Lahmen seine Krücke zerbricht, weil er sie selbst nicht braucht? Ihr thut dasselbe, wenn ihr das populäre System zerstört, so lange der gemeine Haufen noch für eure höhern Grundsätze keinen Sinn hat.

Ist es euch um wahre Glückseligkeit zu thun, so laßt uns keine Uebereinstimmung lügen, wo Mannichfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorsehung ist. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen so wie sein Nebenmensch: warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Thun wir leider dieses schon in unsrem täglichen Umgange, in unsern Unterhaltungen, die von keiner sonderlichen Bedeutung sind: warum denn noch in solchen Dingen, die unser zeitliches und ewiges Wohl, unsere ganze Bestimmung angehen? Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einen jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat? Heißt dieses nicht, so viel an uns liegt, der Vorsehung widersetzen, den Zweck der Schöpfung vereiteln? Regenten der Erde, um eurer und unserer Glückseligkeit willen, gebt euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgend eine „ewige Wahrheit", ohne welche die bürgerliche Glückseligkeit bestehen kann, in ein „Gesetz", irgend eine dem Staate gleichgültige „Religionsmeinung" in

„Landesverordnung" zu verwandeln! Haltet auf Thun und Lassen der Menschen, zieht dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze, und überlaßt uns das „Denken" und „Reden", wie es unser Aller Vater zum unveräußerlichen Erbgute beschieden, als ein unwandelbares Recht eingegeben hat. Ist etwa die Verbindung zwischen „Recht" und „Meinung" zu verjährt und der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß sie ohne besorglichen Schaden völlig aufgehoben werden könne, so suchet wenigstens ihren verderblichen Einfluß, so viel an euch ist, zu mildern, dem zu grau gewordenen Vorurtheil weise Schranken zu setzen. Bahnt einer glücklichern Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Duldung und gleichen Berechtigung aller Menschen, nach welcher die Vernunft noch immer vergeblich seufzt! Belohnt und bestraft keine Lehren, lockt und besticht zu keiner Religionsmeinung! Wer das öffentliche Wohl nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze rechtschaffen handelt, den lasset sprechen wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder der Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset niemanden in euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, niemanden ein Recht anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! „Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!"

In Absicht auf „Gesinnungen" und Grundsätze kommen Religion und Staat überein, müssen beide allen Schein des Zwanges vermeiden und sich auf Lehren, Ermahnen und Zurechtweisen beschränken. Nicht also in Absicht auf „Handlung". Die Verhältnisse von Mensch zu Mensch erfordern Handlung als Handlung, die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen blos insoweit sie zu Gesinnungen führen. Eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf, gemeinnützig zu sein, wenn sie auch erzwungen wird; eine religiöse Handlung hingegen ist nur in dem Maße religiös, in welchem sie aus freiem Willen und in ge-

höriger Absicht geschieht. Daher kann der Staat zu gemeinnützigen Handlungen zwingen, belohnen, bestrafen, Amt und Ehren, Schande und Verweisung austheilen, um die Menschen zu Handlungen zu bewegen, deren innere Güte nicht kräftig genug auf ihre Gemüther wirken will. Daher hat dem Staate durch den gesellschaftlichen Vertrag dieses Recht eingeräumt werden können und müssen. Daher ist der Staat eine „moralische Person", die ihre eigenen Güter und Gerechtsame hat, und damit nach Gutfinden schalten kann.

Die Religion dagegen verhält sich gegen Handlungen nicht anders als gegen Gesinnungen, weil sie die Handlung blos als Zeichen der Gesinnung befiehlt. Sie ist eine moralische Person, aber ihre Rechte kennen keinen Zwang. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßt sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung, ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androht, sind, sowie die Belehrungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit, Religion, die du in Wahrheit allein die Seligmachende bist auf der Erde sowie im Himmel!

Judenthum und Toleranz.

Ich habe das Glück, so manchen vortrefflichen Mann, der nicht meines Glauben ist, zum Freunde zu haben. Wir lieben uns aufrichtig, ob wir gleich vermuthen und voraussetzen, daß wir in Glaubenssachen ganz verschiedener Meinungen sind. Ich genieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und er-

götzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die schöne Seele! Wer da glaubet, daß außerhalb seiner Kirche keine Seligkeit zu finden sei, dem müssen dergleichen Seufzer gar oft in der Brust aufsteigen.

Wenn unter meinen Zeitgenossen ein Confucius oder Solon lebte, so könnte ich, nach den Grundsätzen meiner Religon den großen Mann lieben und bewundern, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, einen Confucius oder Solon bekehren zu wollen. Bekehren? wozu? Da er nicht zu der Gemeinde Jakob gehöret, so verbinden ihn meine Religionsgesetze nicht, und über die Lehren wollten wir uns bald einverstehen. Ob ich glaubte, daß er selig werden könnte? O! mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführet, kann in jenem nicht verdammt werden und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieser Meinnng halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könne.

Ich kann gar wohl bei meinen Mitbürgern Nationalvorurtheile und irrige Religionsmeinungen zu erkennen glauben, und dennoch verbunden sein zu schweigen, wenn diese Irrthümer weder die natürliche Religion noch das natürliche Gesetz unmittelbar zu Grunde richten und vielmehr zufälliger Weise mit der Beförderung des Guten verknüpft sind. Es ist wahr, die Sittlichkeit unserer Handlungen verdient diesen Namen kaum, wenn sie auf Irrthum gegründet ist, und die Beförderung des Guten muß allezeit von der Wahrheit, wenn sie erkannt wird, weit besser und sicherer erhalten werden können als von dem Vorurtheil. Allein so lange sie nicht erkannt wird, so lange sie nicht national geworden ist, um auf den großen Haufen so mächtig wirken zu können, als das eingewurzelte Vorurtheil, muß dieses einem jeden Freunde der Tugend beinahe heilig sein.

Man ist zu dieser Bescheidenheit um so viel mehr verbunden, wenn die Nation, welche nach unserer Meinung dergleichen Irrthümer heget, sich übrigens durch Tugend und Weisheit verehrenswerth gemacht hat, und eine Menge großer Männer unter sich zählet, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdienen. Ein so edler Theil der Menschheit muß auch da, wo ihm etwas Menschliches begegnet, mit Ehrfurcht verschont werden. Wer darf sich erkühnen, die Vortrefflichkeiten einer so erhabenen Nation aus den Augen zu setzen, und sie da anzugreifen, wo er eine Schwäche bemerkt zu haben glaubet?

———

Es ist unser Aller nicht würdig, daß wir öffentlich gegen einander auftreten, dem müßigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes unbeschadet, noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. Sind mit diesen besonderen Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden — was thut dieses? In unsern Ohren würden diese Namen nichts Feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!

———

Als philosophischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft, und nur eine sehr geringe

Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist weder für das Judenthum noch für die Juden eine Apologie zu schreiben; er führt blos die Sache der Menschheit, und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unserige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegenzusetzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Crucifixe, die wir durchstechen und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden und zur Augenweide zerfetzen; Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. s. w. Unglaube. Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen worden, um derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. — Jetzt haben die Zeiten sich geändert, die Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jetzt ist es grade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten, Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichen Gewerben, hauptsächlich zu Diensten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen und aus dem mütterlichen Schooße des Staates zu verstoßen.

Die wichtige Wahrheit kann nicht genug eingeschärft werden, daß barbarische Gesetze desto schrecklichere Folgen haben, je gesetzmäßiger das Verfahren ist und je strenger die Richter nach dem Buchstaben urtheilen. Unweise Gesetze können nur durch Abweichungen, sowie Rechnungsfehler nur durch andere Rech-

nungsfehler wieder gut gemacht werden. Calas und Waser sind vielleicht von unbescholtenen Richtern nach einer sehr gesetzlichen Form hingerichtet worden.

Indessen sind alle Gründe und Eidschwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will, wenn sich Nebenabsichten der Ueberführung widersetzen, oder wenn das Gemüth so sehr von Vorurtheilen befangen ist, daß man den Gegengründen nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zuwenden mag. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchschneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen, er saugt solche allenfalls aus der Luft.

Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst, denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich, Menschen, die in einem Lande nicht zu gebrauchen sind, dies ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich sein; können so oder anders beschäftigt, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigne mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kann die geringsten, nutzlos scheinendsten seiner Bewohner ohne empfindlichen Nachtheil entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar.

„Kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht.“ Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann, und mein Adelung will mich keines Besseren belehren. Ich weiß von keinem Rechte auf Personen und Dingen, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge und auf denselben beruhe; das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beistimmen und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am

wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, giebt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückselig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, sie ist lauter Geist und Herz.

Jede Gesellschaft dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche, denn es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. — Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn euch die Macht eingeräumt würde, eueren Untergebnen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand und wenn sie Anderen nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eignes Fleisch. Vielleicht auch ließet ihr euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten und wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständniß die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet euch vielleicht verleiten, eben dasselbe zu glauben und die Macht zu verfolgen war das euch wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gotte euerer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander und lassen auch gegen euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande desjenigen, der die Herzen der Menschheit lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder, folget dem Beispiele der Liebe,

so wie ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet ihr gehegt, geduldet, und von Andern verschont sein, so heget und duldet und verschont euch untereinander!

Liebet, so werdet ihr geliebt werden.



Zu Mendelssohn's Gedächtniß.

Von

Moritz Rappaport.

Du Volk von Juda, sei mir hochgepriesen!
Mit Stolz nenn' ich mich deines Stammes Sohn;
Ob sie auch Zwerg dich heißen unter Riesen,
Und dich mit Schmach bedrängen und mit Hohn.
Sie nahmen Alles dir mit kalten Händen,
Das Vaterland, die Ehre und das Recht,
Und wunderbar! zerstreut nach allen Enden
Noch lebt und strebt und blühet dein Geschlecht!

Blick' nur umher! wo sind die Nationen,
Auf die des Alterthumes Ruhm gepocht?
Wo sind die zahllos starken Legionen,
Die eine Welt für Roma unterjocht?
Athen! wo ist dein Glanz? wo sind die Schaaren,
Die Sparta's Heldensinn dem Perser bot?
Es meldet die Geschichte, daß sie waren,
Ihr Ruhm lebt ewig, aber sie — sind todt!

Jerusalem! auch du bist Schutt und Trümmer,
Und Zion fiel nach langem Kampf erschlafft;
Doch nicht blos in der Vorzeit hellem Schimmer,
Du lebst in deiner Söhne voller Kraft!
Du lebst in deines Glaubens geist'gen Hallen!
Im einzig=ein'gen Gott, den du erkannt!
Als Roma's, Hellas' Götter sind gefallen,
Da fiel auch Rom, da fiel auch Griechenland.

Kennt ihr die alte deutungsvolle Sage?
Als Zion sank, da rast in toller Wuth
Der Römer, hält im Tempel Lustgelage
Und wirft die heil'ge Rolle in die Glut.
Es jauchzt die wilde Horde, rachetrunken,
Stets zügelloser steigt der Rohheit Lauf,
Das Pergament zerstiebt in tausend Funken,
Die Thora brennt, die Lettern — fliegen auf!

Die Lettern fliegen auf! — Der Geist, der reine,
Schwingt sich empor beim ruchlos frechen Spiel,
Und folgt dem Volk im langen Dämmerscheine,
In Drang und Noth, in's Elend — in's Exil!
Und zieht mit ihm auf seinen Jammerzügen,
Unsichtbar wohl, als ew'ges Heiligthum:
Die Thora brennt, jedoch die Lettern fliegen,
Der Jude fiel, doch nicht das Judenthum!

Und sichtbar seine Boten auch entsendet
Jehova mit des Geistes Vollgewicht,

Wie seine Schmerzenswand'rung nimmer endet,
So fehlt auch Israel sein Moses nicht.
Und flammt im Auge ihm die heiße Zähre,
Blickt zu dem Mann er auf, den Gott gesandt,
Der trägt das Banner heil'ger Glaubenslehre,
Den Mosisstab in der geweihten Hand.

Ein Moses ist es, den wir hier beweinen.
Ein Held aus jener auserwählten Schaar,
Der auf dem Lebensgang, dem edlen, reinen
Als Stern erglänzte, wundervoll und klar.
Ein Stern, dem also reicher Glanz entflossen
In milder Strahlenfülle, unbegrenzt,
Daß er nicht Leuchte blos dem Stammgenossen,
Daß ewig er am Himmel Deutschlands glänzt!

Es war die Zeit so trübe, und so düster!
Der deutsche Sinn von fränk'schem Hauch erschlafft,
Da nahen sie, die ew'gen Hohenpriester
Der deutschen Kunst, der deutschen Wissenschaft.
Die Herrscher in dem Reiche der Gedanken,
Mit hellem, mächtigem Prophetenton,
Aus Königsberg, aus Kamenz und aus Franken,
Und Dessau schickt den Moses Mendelssohn!

Aus Dessau kam der Knabe an, der schwache,
Der Leib gekrümmt, das Antlitz bleich und fahl,
Jedoch beseelt für eine große Sache,
Begeistert von der Forschung hellem Strahl.

Mit mildem Sinn trägt er des Lebens Bürde,
Die Qual des Hungers, wie des Winters Frost,
Doch unersättlich lechzt der Seele Gierde
Nach göttlicher, nach edler Himmelskost!

Das trockne Brod, er theilt es knapp — vergebens!
Ach, es genügt kaum für der Sätt'gung Drang;
Doch in der Tiefe seines innern Lebens
Da häuft er selt'ne Schätze jahrelang.
Verschlossen noch in engen, engen Kreisen,
Noch ist die Kraft, noch ist sein Muth gelähmt,
Bis da des frommen Juden Ruf, des weisen,
Ganz Deutschland schnell mit Staunen überströmt.

Ein Jude ist es in der Armuth Hülle,
Der sich den ersten Denkern angereiht!
Ein Jude, der mit reichster Geistesfülle
Das deutsche Wort zur Formvollendung weiht!
Ein Jude mitten in dem Kreis der Geister,
Der höchsten, die Germania gebar!
Ein armer Jude, aber auch ein Meister,
Und ebenbürtig jener edlen Schaar!

Der helle Glanz zerstreut die dichte Wolke,
Die ihn so schwer, so drückend hat umhüllt;
Ein neuer Moses, bringt er seinem Volke
Das neue Heil — der geist'gen Freiheit Bild!
Und lehrt es: daß nur in des Fortschritts Weihe
Für Israel die Zeit des Glücks erscheint;

Daß Gottesfurcht und reine Glaubenstreue
Sich doppeltschön mit echter Bildung eint!

Und lehrt es: daß das frischbewegte Leben
Als Gottesströmung rausche durch die Welt,
Daß nur im Kampf, im edlen Vorwärtsstreben
Das Judenthum die Zukunft sich erhält.
Und lehrt es: daß auf neu erschloß'nen Bahnen
Die Weltgeschichte hält das Weltgericht,
Und daß das heil'ge Erbe unsrer Ahnen
Nicht scheuen darf das helle Tageslicht!

Und lehrt es: daß, wenn träg und abgeschlossen,
Es ausgeschlossen sei von ird'schem Recht;
Und daß der Glanz, der jeder Zeit entflossen,
Gemeingut sei dem menschlichen Geschlecht!
Und daß der Glaube nicht blos Form und Hülle,
Daß lebensfrisch er reiche Blüten trägt;
Wenn tief die Wurzel schwillt in Mark und Fülle,
Der Wipfel hoch und freudig sich bewegt!

Und Lehr' und Leben waren fest verwoben,
Und Wort und That im vollsten Gleichgewicht;
Wenn hoch der Geistesheros sich erhoben,
Bei seinem Volk war es der Jude schlicht.
Der Jude, der nicht wich und der nicht wankte,
Galt es das alte, heilige Gesetz.
Der Geist drang aufwärts, doch die Seel' umrankte
All' die Gebote seines Glaubens stets.

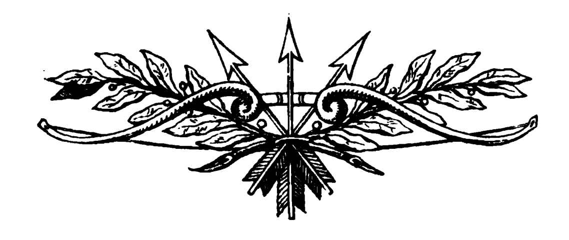
Ja, niemals wich er von dem alten Gleise,
Das flücht'gem Sinn nur abgenützt erscheint!
Wer kennt den Nathan nicht, gleich fromm und weise,
Wie ihn gestaltete sein großer Freund?
Und Moses=Nathan bot die edlen Schätze
Der ganzen Welt, dem eig'nen Volke hin,
Und rasch zerriß er jene engen Netze
Des Vorurtheils — des mächt'gen Saladin!

In Nacht und Stumpfsinn war das Volk versunken,
In's Grab der Ahnen zog es sich zurück;
Da naht ein Moses mit den Geistesfunken
Als Flammensäule dem erstaunten Blick.
Er zieht voran ihm mit den milden Strahlen,
Und Israel folgt treu der lichten Spur,
Und führt es durch das Meer uralter Qualen
In das gelobte Land hin der Kultur.

Wie viele Kämpfe dir noch vorbehalten,
Du Volk von Juda! denk des Meisters treu!
Er hat das Leidensmeer dir neu gespalten,
Und offen liegt der Pfad, und hell und frei.
Und stürmen nach die wilden Pharaonen:
Das Vorurtheil, der Wahn im engen Bund,
Es wird die helle Zeit sie nimmer schonen,
Und sie versinken in der Tiefe Grund.

Nur mußt du selber kraftvoll dich erheben,
Und wirken, wie's der Mann aus Dessau that;

Nach echter Bildung sei dein höchstes Streben,
Und pflege treu die alte heil'ge Saat.
Erheb' dich zu des Daseins klaren Höhen,
So wahrst du schön des todten Meisters Ruhm!
Und Hand in Hand, sich stets ergänzend, gehen
Die neue Zeit — das alte Judenthum!



Moses Mendelssohn's
providentielle Sendung.

Von

Dr. Ludwig Philippson.

In der Geschichte der einzelnen Menschen, der Völker und der ganzen Menschheit treffen wir oft auf Wendepunkte, wo durch die Fügung der Umstände, durch den Zusammenschuß der Verhältnisse, der Motive und Faktoren Ereignisse eintreten, die auf lange Zeit in günstiger oder ungünstiger Weise, immer aber entscheidend einwirken. Da gewahren wir offenkundig das Walten der sittlichen Weltordnung, der göttlichen Vorsehung, der Providenz. Dieser, durch die Geschichte unzählige Male bewährte Glaubenssatz ward von der ersten Seite der heiligen Schrift bis zu der jüngsten israelitischen Religionslehre mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue gelehrt. Aber gerade in der mehr als dreitausendjährigen Geschichte des jüdischen Stammes ist er in vielen überraschenden Thatsachen offenbar geworden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war für die Juden innerhalb der Culturvölker ein solcher Wendepunkt eingetreten. Das neu sich bildende Staats- und Volksleben ertrug keine ausgeschlossenen und sich ausschließenden Körper mehr,

die nicht blos in geistiger und politischer, sondern sogar in sozialer und gewerblicher Beziehung außerhalb des Stromes des gemeinsamen Lebens sich befanden. Sie mußten sich jenem anschließen oder untergehen. In diesem schwierigen Zeitpunkt erscheint — Moses Mendelssohn, ausgerüstet mit einem durchaus eigenthümlichen Charakter, mit einer eigenartigen Persönlichkeit, wie sie selten gerade bei den geschichtlich wirkenden Männern sich findet. Dies ist es, was unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mendelssohn war gerade in seiner eigenthümlichen Persönlichkeit für die Juden eine wahrhaft providentielle Erscheinung!

Zweierlei Weisen giebt es, in denen ein Mensch auftreten und sich die Welt erwerben kann. Entweder er erscheint in überwältigender Genialität, ein sofort siegreicher Heros, stahlgerüstet vom Scheitel bis auf den Fuß, mit dem Schwerte und der Lanze des Geistes, scharf und gewuchtig vom Beginne an. Schnell hat er den Boden gewonnen, die weite Landschaft sich erobert, die Gegner niedergeworfen, denen er für jeden Schlag zwei, für jeden Angriff das Doppelte ertheilt. Oder aber, er tritt ruhig, besonnen, mäßig und bescheiden auf, wirkt und schafft in gediegenster Weise, läßt das Licht sanft von sich ausstrahlen, erweitert nach und nach und immer mehr sein Wirken, dehnt allmälig den Kreis seines Schaffens aus, wehrt wacker ab, hält muthig aus, ohne anders als Schritt vor Schritt vorzudringen, niemals zurückweichend. Welches aber wird der bleibende Erfolg beider sein? Die Geschichte belehrt uns darüber.

Der erstere wird durch seinen gewaltigen Glanz augenblicklich die Welt blenden, durch seine riesige Kraft sie erschüttern und überwältigen; aber bald erholt sie sich, die Reaction tritt um so energischer ein, Alles verbündet sich gegen ihn, und auf die Höhe, die er im unaufhaltsamen Siegerschritt erreichte, folgt ein jäher Sturz; jemehr man ihn bewunderte, desto heftiger schmäht man seiner nun; er hat wilde Leidenschaft erregt und diese kehrt sich gegen ihn, alles Licht macht man zum Schatten, und wie er vergöttert ward, wird er verketzert. Anders mit dem Andern.

Da er mit geringen Ansprüchen erscheint, verdoppelt man sie ihm willig; da er seine Leistungen nicht höher anschlägt, als sie verdienen, erkennt man ihn mit zwiefacher Bereitwilligkeit an; da sein Feuer nicht brennt und sein Licht nicht blendet, wärmt man sich freudig an jenem und läßt sich bewundernd von diesem erleuchten; seine Feinde werden befeindet, seine Gegner verachtet, und so erhält sein ganzes Werk Bestand und das Gebäude, das er aufrichtet, Dauerhaftigkeit. So in der Mitwelt; die kommenden Geschlechter lernen freilich beide nach ihrer eigenen und wirklichen Art begreifen und nennen jenen den Großen, diesen den Weisen.

Ich brauche kaum anzudeuten, zu welcher dieser beiden Arten Mendelssohn gehörte, welchen Weg er eingeschlagen. Sein ganzes Wesen, alle die herrlichen Eigenschaften seines Charakters drängten ihn auf den zweiten und erhielten ihn auf demselben, ohne jemals davon abzuweichen. Seine liebenswürdige Bescheiden-

heit, seine Besonnenheit und Ruhe, die ihn niemals verließ, die ihn selbst den heftigsten Aufwallungen eines Gegners gegenüber nicht aus der Fassung brachte, stempelte ihn für immer zu einem solchen Charakter. Man sage ja nicht, daß hierin ein Mangel an Energie, an entschiedenem Willen und Vorgehen liege. Diese äußern sich durchaus nicht allein im leidenschaftlichen Durchbruch und in der Heftigkeit der Thatkraft. Eine andere noch höher anzuschlagende Energie liegt in der Selbstbeherrschung, die mit Ausdauer und konsequentem Streben verbunden ist, in der Selbstbegrenzung des Strebens und der Ansprüche, die aus Humanität und dem lebhaftesten Billigkeitsgefühl hervorgeht. Selbst ein Blick auf die äußere Erscheinung Mendelssohn's erhärtet uns dies. Wen er mit seinen tiefen dunkeln Augen anschaute, wer die hochgewölbte leuchtende Stirn und den rein antiken Schnitt des Gesichtes betrachtete, den bewegte es tief innen, welch ein mächtiger in Scharfsinn und Gemüth gleich starker Geist hier walte, welchem aber in dem schwächlichen, unansehnlichen Körper die Abgrenzung und das weise Maß im Verbrauch seiner Kräfte gegeben war.

Doch noch eine Betrachtung zuvor. Jede Culturstufe, die bereits ihren Inhalt erschöpft hat und darum verkommen und veraltet ist, weckt das Bedürfniß nach tief eingreifenden Reformatoren. Der nie schlummernde Menschengeist hat in verborgener Weise bereits eine große Saat ausgestreut für eine neue mächtige Entwicklung. Sie hat die Keimhülle bereits gesprengt und harret des

Durchbruches unter der Decke der trockenen Erdkruste, welche die geistlose Vergangenheit darauf gelegt. Die Reformatoren erscheinen, zertheilen die Kruste und fröhlich schießen die Keime heraus. Dies geschieht aber ebenfalls auf zwiefache Weise. Der eine Reformator kommt mit eiserner Pflugschaar, mit eherner Hacke und Spaten, zerpflügt und zerbricht die Decke mit unerbittlicher Gewalt, um den Schößlingen der neuen Zeit Weg, Luft und Licht zu schaffen. Wie viel sein Eisen von der zarten Saat selbst trifft und zerschneidet, wie vielen Staub er aufwühlt und welche große Schollen ungespalten bleiben, deß achtet er nicht. Der andere aber zielt vielmehr dahin, die zarten Pflanzen selbst zu stärken, ihnen die unwiderstehliche Kraft, die Erddecke zu sprengen, eine jede an ihrer Stelle und in ihrer Weise zu verleihen, und so von Innen heraus und allmälig die Keime zum Hervorsprießen und zu fröhlichem Wachsthum zu bringen. Das freilich erfordert eine längere Zeit, bevor die Wirkung sichtbar wird, größere Anstrengung seitens jedes einzelnen Keimes; aber er schonet jeder Lebenskraft und stärkt diese zu selbstständigem Erblühen, er zerstört nicht Tausende, um Tausenden die Freiheit zu geben.

Man begreift, daß beide Arten der reformatorischen Thätigkeit ihren besondern Werth und Vorzug besitzen, sowie Nachtheile mit sich führen. Es bedarf einer großen Lufterschütterung, um die niederdrückende Schwüle zu entfernen, es bedarf einer schnellen zündenden Kraft, um das Feld von dürren Stoppeln zu reinigen und der neuen Ernte Platz zu schaffen; es darf zu Zeiten nicht

gescheut werden, der Menschen eine Hälfte gegen die andere zu bewaffnen, wenn sie nicht Alle unter dem Joche der Verknechtung hinsterben sollen. Aber wo die Saat dünn gesäet und ein dürrer unfruchtbarer Boden sie umgiebt, da bedarf es zarterer Sorgfalt, gestärkterer Bildungskraft und einer Wartung von Innen heraus, um nicht bei weitem mehr zu zerstören, als zum Leben zu bringen.

Mendelssohn war ein Reformator im zweiten Sinne. Er trat nicht zum Kampfe gegen die Vergangenheit hervor, er erklärte nicht das Bestehende für abgestorben und unhaltbar, stellte nicht neue Glaubenssätze auf, schuf nicht neue Formen, er hob nicht alte Satzungen auf und proclamirte sich nicht als neuer Gesetzgeber. Aber er löste die Fesseln, die um den Geist gewunden waren, er weckte eine neue Bewegung, ein neues Leben in den Geistern, er eröffnete und ebnete die Wege, auf denen sie in die Höhe kommen und an das Licht und in die Luft des Lebens heraufschießen konnten, er stärkte den Bildungstrieb in ihnen, befruchtete die Keimkraft und ließ so jedweden, der Lebensfähigkeit in sich trug, sich aus sich selbst entwickeln und, wie seine Zeit gekommen, zu neuem Leben erwachsen. — — Betrachten wir dies nun näher. — Es war die Zeit gekommen, wo der jüdische Stamm in das Kulturleben der Völker hinüber geleitet werden sollte. Siebzehn Jahrhunderte von seinem heimischen Boden in die Welt geschleudert und über die Erde zerstreut, hatte er dennoch aus- und abgeschlossen für sich existirt; man hatte ihm gleichsam ein Stückchen

Kanaan an jedem Orte eingeräumt, aber durch das dichteste Dorngehege abgegrenzt. Oder man kann sagen, man hatte für das gefallene Juda überall ein Gefängniß errichtet, da man es an einem Platze nicht gefangen halten konnte. So hatte der jüdische Stamm durch eine so riesig lange Zeit ein isolirtes Leben geführt. Allerdings wann und wo man dem jüdischen Geiste die freie Bewegung gestattet hatte, lüftete er seine Schwingen und trat, in Alexandrien, in Rom, in Spanien mit einflußreichen Schöpfungen hervor. Aber es waren dies eben nur wenige Orte und kurze Perioden. — In unsrer Zeit fangen wir an, den weisen Plan der Vorsehung zu begreifen. Während ringsum die herüber genommenen Elemente der reinen Gotteslehre und des aus dieser resultirenden Sittengesetzes mit den mächtigen Elementen des Heidenthums gemischt blieben und nur langsam einer höhern Entwicklung zureiften, sollte in diesem, mitten unter den Nationen abgeschlossenen Israel — abgeschlossen wie einst in Egypten und Palästina — die reine und totale Gotteslehre für eine schönere Zukunft der Menschheit bewahrt bleiben. Aber die Zeit war nun gekommen, wo jenes Dornengehege niedergerissen, jene Gefängnisse geöffnet werden, wo der jüdische Stamm in das Culturleben der Menschheit hinüberschreiten und ein lebendiger Faktor desselben werden sollte. — Da war es eine wahrhaft providentielle Gabe, daß es eine Persönlichkeit wie Mendelssohn war, welche zum Führer, Vermittler, Pfadebner dienen sollte. Geschehen wäre es auch ohne ihn, oder auch durch einen

Andern, denn weltgeschichtliche Ereignisse sind niemals an ein einziges Individuum gebunden, und auch der stärkste Funke kann nicht zünden, wenn nicht Zünd- und Brennstoff vorhanden ist. Aber es konnte in viel ungünstigerer, erschwerenderer, ja in gefährdender Weise geschehen. Mendelssohn trat in die allgemeine Welt als philosophirender Schriftsteller ein, und zwar als kein systematisirender und in schwere Technik sich einbauender Philosoph, sondern als populär-philosophischer Autor, der an Verstand und Gemüth zugleich sich wandte und eine so elegante und gemüthliche Sprache redete, wie sie in deutscher Zunge noch nicht gehört worden war. Die Anmuth, Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und dennoch verborgene Entschiedenheit und verhüllte Energie riß Alles hin, zog Alles an, ohne in irgend einer Art zu verletzen. Es war, wie Mendelssohn selbst, eine sanfte und dennoch tiefe Bewunderung, welche belehrte und entzückte zugleich. Erinnern wir uns blos an den Phädon, der in kürzester Zeit in alle modernen und mehrere alten Sprachen übersetzt ward. So trat der Jude in das Leben, schuf sich überall hin Bahn, ohne daß die geringste Opposition möglich war. Man konnte sich seiner nicht erwehren und ihn dennoch nicht anfeinden. Und als nun ein blöder Mystiker sich unterfing, Mendelssohn, den Philosophen, aus seinem Judenthume herauszziehen zu wollen, — der einzige Weg, um dem jüdischen Stamme den ihm von seinem Führer bereiteten Triumph zu rauben oder doch zu verkümmern: so war es wiederum die besonnene, mäßige, sich mit der Abwehr

begnügende und zum Angriff sich nicht verlocken lassende Weise Mendelssohn's, welche die Welt auf seine und der Juden Seite und dem Angreifer die völligste Niederlage brachte. So war durch Mendelssohn von Innen heraus die bürgerliche Befreiung der Juden in der Außenwelt vorbereitet, und auch hier war er es nicht, der diese Anforderung zuerst aufstellte, sondern er ließ den durch sein Wirken gereiften Gedanken aus dem Munde hochgebildeter Christen zuerst aussprechen, vertheidigte ihn dann gegen die Kritiker und Verunglimpfer, und bediente sich zur weitern Verbreitung und Begründung selbst der Schriften früherer Autoren, wie des Manasse ben Israel. Der Erfolg dieses Ganges, den Mendelssohn eingeschlagen, war ein unmeßbarer.

Alle die den Juden vorgeworfenen Eigenschaften waren durch Mendelssohn's Persönlichkeit und Wirken verneint. Die Kriecherei auf der einen, die Zudringlichkeit auf der andern, die Anmaßung auf der dritten Seite, die Unwissenheit auf der einen, die Verkehrtheit auf der andern, die Geschmacklosigkeit auf der dritten Seite, Eigenschaften, die man von den Juden für unzertrennlich gehalten, waren durch Mendelssohn völlig abgewiesen. Er bewährte sich als Weltbürger, Deutscher und Jude zugleich und dies in so harmonischer und doch energischer Weise, wie man eine solche Vereinigung für unmöglich gehalten und die dennoch in ihm ganz naturwüchsig erschien. Von der andern Seite machte er diese seine Erscheinung so wenig geltend, zog aus ihr direct so wenig die für seinen ganzen Stamm und

dessen Berechtigung erfließenden Consequenzen selbst heraus, sondern ließ sie vielmehr nur mittelbar, aber um so positiver auf alle Welt wirken, daß man unbewußt und bewußt ohne Widerstand einräumte, was der directen Forderung sicher und auf lange Zeit noch verweigert worden wäre.

Mendelssohn erwies thatsächlich und ohne die Ansprüche von vorn herein geltend zu machen, die Befähigung des Juden zur innigsten und thätigsten Theilnahme am menschheitlichen und am nationalen Leben, und damit war auch die Berechtigung unwiderleglich dargethan. Es konnte daher von da an der Widerspruch nur vom blinden Vorurtheil und vom bittern Hasse oder vom einseitigsten Egoismus erhoben werden, und dies ist ja lediglich der Kampf, den wir noch heute zu bestehen und zu führen haben.

Wäre Mendelssohn anders verfahren, hätte es in seinem Wesen gelegen, mit schneidenden Waffen gegen das tausendjährige Unrecht aufzutreten, die Keule des Angriffs auf die Dunkelmänner, deren Zahl noch Legion war, zu schwingen, das Christenthum, anstatt es von sich abzuwehren, mit seinem eingreifenden Scharfsinn zu befehden, und mit leidenschaftlichem Eifer für Recht und Humanität zu kämpfen: so würde man damals gerade daraus den Schluß gezogen haben, daß die civilisirte Welt dieses wilde, ungeschlachte Element von sich abzuhalten habe, und Vorurtheil und Haß hätten um so mehr Nahrung erhalten. — Der Mensch ist einmal so. — In milder und verhüllter Weise läßt er sich gerne

belehren und räumt freudig der Wahrheit ihr Recht ein, aber dem schroffen Mahner gegenüber regen sich alle Triebe des Herzens und alle Fibern der Sophistik zum andauerndsten Widerspruch auf. So aber war durch Mendelssohn die Welt überwunden, bevor sie es noch wußte, und den Juden der Weg in das allgemeine Culturleben geöffnet, ehe die Welt es ahnte, und diese große Umwälzung vollbracht oder doch ermöglicht, ohne irgend nachhaltige Opposition.

Wir wissen, daß in dieser Weise der Kampf mit den gegnerischen Fractionen nicht fortgeführt werden konnte, daß eine Zeit kam, wo das Recht der Juden zu einem integrirenden Theile des Civilisations- und Staatslebens geworden und die Feinde mit unumwundenem Freimuthe, mit offenem Visir und starken Waffen, die den heftigsten Angriff und ein freies Vorgehen nicht scheuen, bekämpft werden müssen, und wo wir nicht stehen bleiben dürfen, bevor wir den Gegner ganz niedergeworfen. Für die Zeit Mendelssohn's aber wäre aus solchem Gebahren das unübersehbarste Unheil entsprungen und hätte Hindernisse geschaffen, die für lange Zeit unübersteiglich gewesen wären. So war Mendelssohn nach Außen die providentielle Gabe Gottes an den jüdischen Stamm. Und dasselbe drängt sich unserer Beobachtung nach Innen auf. Die große erste Hälfte des Mendelssohn'schen Lebens hatte keine engere Beziehung zu seinen Glaubensgenossen. Sie war auf das Allgemeine hinaus gerichtet, wirkte aber darum um so fruchtreicher auf diejenigen unter den Juden, die be-

reits den Sinn und die Empfänglichkeit für solches erlangt hatten. Mendelssohn machte sich daher eine Zeitlang sogar Vorwürfe, seine Kräfte für Judenthum und Juden nicht verwandt zu haben. — Welchen Weg schlug er hierauf ein? Nicht erhob er direkten Widerspruch gegen Unsitte, Mißbrauch, Verunstaltung, Verdummung; nicht riß er die Einheit Israels auseinander, indem er das kleine Häuflein noch weiter spaltete und Brüder in erbitterte Feinde verwandelte. Von Innen heraus wollte er den Geist frei machen und die jüdische Masse bilden.

Zu diesem Zwecke wollte er vor Allem seinem Volke die reine deutsche Sprache lehren und zwar inmitten seines eigenen unantastbaren Heiligthums. — Er übersetzte die Thora und die Psalmen. Er schrieb also keine Fibeln, Lese- und Lehrbücher, keine Katechismen und Religionsbücher, keine polemischen und kritischen Abhandlungen, sondern das Heiligste und Religiöseste gab er den Juden in reiner, lauterer Form, in klarem, einfachem Verständniß. Dadurch war die Hülle gesprengt, in welcher der jüdische Geist verpuppt lag, die Schranke gebrochen, die ihn im Geiste von der andern Welt trennte, der Weg eröffnet, auf welchem er profane Kenntnisse und Bildung erlangen konnte; hierdurch wurde der Trieb nach Wissen und Gesittung selbst geweckt, hierdurch der Lehrinhalt des Judenthums von Neuem zum Gegenstande des Nachdenkens und Forschens gemacht, das Wesen des Judenthums und das Wesenhafte in ihm zu neuer Kenntniß gebracht, zur Sichtung und Läuterung.

In der That, so einfach und unscheinbar das von Mendelssohn gewählte Mittel beim ersten Blicke erscheint, so war es doch das glücklichste, richtigste und erfolgreichste.

Was die bloße Uebersetzung aber noch unerledigt ließ, das vervollständigte er durch den hebräischen Commentar, den er unter seiner immerwährenden Aufsicht und Einwirkung durch verwandte Geister seiner Uebersetzung hinzufügen ließ und den er mit seiner meisterhaften Vorrede einleitete. Auch hier kein Kampf gegen das Bestehende und Geltende, kein Sturm gegen die Tradition, aber die überwindende, einfache Logik, die Regeln der Grammatik, der unzweideutige Wortsinn dem Lehrer und Lernenden auf immer nahe gelegt. Wie be- befruchtend dieses auf zahllose Individuen wirkte, wie es mit Einem Male und doch ohne eigentlichen Kampf eine große Menge von Jüngern auf ganz andere und eigene Füße stellte und die ganze Zukunft vorbereitete, läßt sich jetzt kaum noch ermessen.

Hier war aufgebaut, ohne zu zerstören, hier war die Straße mit denselben Steinen gepflastert, die von je auf ihr herum gelegen und sie ungangbar gemacht, hier war die Saat zum Keimen und Sprießen gebracht, von innen heraus und in bleibender Kraft. — In gleichem Geiste handelte Mendelssohn, als eine Anzahl Fanatiker, die im richtigen Instinkte die Bedeutung des Geschehenen fühlten, das Werk Mendelssohn's verdammten und verbrannten. War es doch so gekommen, daß sehr strenggläubige Rabbinen sich für seine Arbeit ausgesprochen

und interessirt hatten, ehe jene Zeloten laut wurden, und hiermit der Weg in das Herz des Volkes geöffnet, bevor die Gegner sich besonnen und es hindern konnten. Mendelssohn war entrüstet wie noch nie, ergriffen wie bei keinem früheren Vorgange; dennoch hielt er an sich, er ließ der bittern Empfindung keinen freien Lauf; er erhob sich nicht, seine Gegner mit der Kraft seines Wortes niederzuschmettern und eine Flamme zu entzünden, deren verzehrenden Gang und Ausdehnung Niemand berechnen konnte.

In dem Bewußtsein, die Wahrheit werde von selbst siegen, da die allgemeinen Zustände ihr so günstig waren und sie bereits so feste Wurzel gefaßt, daß Niemand sie zu erdrücken vermöge, hielt er abermals an sich, wehrte die Angriffe entschieden ab und störte die Wirkung seiner Arbeit in keiner Weise. Von hier ab warf er seinen Blick ganz praktischer Weise auf die Förderung der Volksbildung durch das Schulwesen und ließ durch sein Ansehen und seine Mitwirkung die jüdische Freischule in Berlin erstehen, auch hier einen Samen streuend, der bald nach allen Seiten hin die kräftigsten Sprößlinge abgeben mußte.

Als aber erst die Resultate dieser Bestrebungen gesichert schienen, da vereinigte Mendelssohn alle Richtungen seines Geistes in einem Werke, in seinem „Jerusalem", in welchem er mit sicherer Hand Staat und Kirche von einander trennte, die Natur dieser beiden Gewalten charakterisirte, ihre gegenseitige Unabhängigkeit und Freiheit proclamirte, und das Wesen

des Judenthums als „geoffenbartes Gesetz" zu kennzeichnen versuchte. Wenn er hierin auf der einen Seite Entscheidendes für immer aufstellte, öffnete er auf der andern Seite dem Judenthum die Pforte zu neuen fruchtbaren Untersuchungen und Discussionen, die jetzt erst wieder aufgenommen und noch eine lange Zukunft ausfüllen werden.

So wirkte Mendelssohn innerhalb des Judenthums. Mit seinem philosophischen Denken und Forschen, mit seiner allgemeinen und deutschen Bildung und Stellung verband er die treueste Anhänglichkeit und Hingebung an das überkommene Judenthum; die rigoroseste Praxis des traditionellen Gesetzes mit einem wahrhaft reformatorischen Streben nach Weckung und Umgestaltung des ganzen jüdischen Volkslebens, und Ausbau des theoretischen Judenthums. — Und nur in dieser Weise war es möglich, so großartige Erfolge fast ohne Kampf und Widerspruch zu erzielen. Auch hier hatte Mendelssohn die jüdische Welt sich erobert, ehe sie es wußte, und auf ihren Lebensmittelpunkt unwiderstehlich eingewirkt, bevor sie es ahnte. Der Gegensatz war entwaffnet, ehe er sich noch zu regen begann, und darum konnte dessen Bekämpfung ruhig der Zeit überlassen bleiben. Daher kam es, daß noch lange Zeit die stabile Orthodoxie doch nur bei einzelnen Veranlassungen und in beschränktem Maaße, wie bei dem Hamburger Tempelstreit, bei den deutschen Rabbinerversammlungen zu Entgegnungen sich aufraffte, sonst aber waffenlos dem Gange der Dinge zusah. Auch hier wissen wir, daß andere Zeiten auch

Anderes verlangen, daß ein entschiedeneres Verfahren, ein eingreifenderes Thun, ein positiveres Umschaffen, ein rücksichtsloseres Aussprechen erforderlich ward. Aber für die Zeit, wo die neue Entwickelung anheben, wo das dritte epochemachende Ereigniß in der Geschichte des jüdischen Stammes und Glaubens, der Austritt aus den Ghetti's in das Culturleben der Menschheit, beginnen sollte, konnte, mit gesegnetem Erfolge, nur das Verfahren Mendelssohn's wirksam sein.

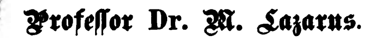
Mit nichten möchten wir behaupten, das Mendelssohn mit vollem Bewußtsein, mit klarer Berechnung der Verhältnisse sich einen Plan für diesen seinen Lebensgang entworfen hätte; dies wäre zu gekünstelt gewesen und gewiß nicht geglückt. Vielmehr lag es in der ganzen Persönlichkeit, in dem eigenthümlichen Wesen und Charakter Mendelssohn's, also und nicht anders zu handeln und zu wirken. Und darum sagten wir, daß er eine providentielle Gabe Gottes an das Judenthum war. —

Nicht minder aber können wir der Zeit Mendelssohn's und dem ganzen jüdischen Stamme es als ein Verdienst anrechnen, daß sie unserem Gefeierten eine Bereitwilligkeit, auf sich wirken zu lassen, entgegen trug, die es möglich machte, so Großes in so kurzer Zeit vollbringen zu lassen. Dies vermindert die Würdigung der Verdienste Jenes um Nichts, wohl aber erhebt es uns in dem Gedanken, daß Wahrheit und Recht, falls sie an der Hand der Humanität und aufrichtiger Frömmigkeit in die Welt treten, die Herzen der Menschen schnell

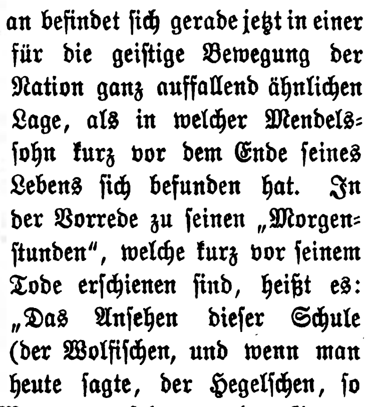
gewinnen und dauernd an sich fesseln. Und in diesem Sinne bringen wir noch heute unserem Mendelssohn unsere Huldigungen dar, und lassen ihn, so Vieles auch anders und so vieles Andere auch Bedürfniß und erforderlich geworden, fort und fort bildend und befruchtend auf uns wirken.

Ueber Mendelssohns „Phädon“

von



Professor Dr. M. Lazarus.



Man befindet sich gerade jetzt in einer für die geistige Bewegung der Nation ganz auffallend ähnlichen Lage, als in welcher Mendelssohn kurz vor dem Ende seines Lebens sich befunden hat. In der Vorrede zu seinen „Morgenstunden“, welche kurz vor seinem Tode erschienen sind, heißt es: „Das Ansehen dieser Schule (der Wolfischen, und wenn man heute sagte, der Hegelschen, so gelten die folgenden Worte gar sehr von der Gegenwart —) ist seitdem sehr gesunken, und hat das Ansehen der speculativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit Kurzem von aller Speculation mit schnöder Wegwerfung. Man dringt durchgehends auf Thatsachen, hält sich blos an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häuft Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit

allzugroßer Vernachlässigung der allgemeinen Grundsätze. Am Ende gewöhnt sich der Geist so sehr an's Betasten und Begucken, daß er nichts für wirklich hält, als was sich auf diese Weise behandeln läßt. Daher der Hang zum Materialismus, der in unseren Tagen so allgemein zu werden droht, und von der andern Seite, die Begierde zu sehen und zu betasten, was seiner Natur nach nicht unter die Sinne fallen kann, der Hang zur Schwärmerei." Klingt das nicht völlig, als wenn es heute geschrieben wäre? Kann man unsere gegenwärtige Geistesrichtung anders charakterisiren? Von besonderer Tiefe des psychologischen Blickes aber zeugt es, wenn Mendelssohn den Hang zum Materialismus mit dem zur Schwärmerei in eine Reihe stellt; an Stelle der letzteren würde man jetzt den Namen der Orthodoxie gebrauchen müssen, welche damals in Verbindung mit der aufkeimenden Romantik mehr jene Gestalt angenommen hatte.

Es ist jetzt leichter und deutlicher zu erkennen: daß der Materialismus des Dogmas mit dem Dogma des Materialismus aus einer Quelle fließt. Mendelssohn fährt fort mit der Bemerkung: „Jedermann gestehet sich, daß das Uebel zu sehr einreißt, daß es Zeit sei, dem Rade einen Schwung zu geben, um dasjenige wieder emporzubringen, was durch den Zirkellauf der Dinge zu lange ist unter die Füße gebracht worden. Allein ich bin mir meiner Schwäche allzusehr bewußt, auch nur die Absicht zu haben, eine solche allgemeine Umwälzung zu bewirken. Das 'Geschäft sei besseren Kräften aufbehalten, dem Tiefsinn eines Kant . . . . u. s. w."

Wenn man bedenkt, daß dies nur vier Jahre etwa nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ geschrieben ist, während dieselbe „durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der achziger Jahre allgemein bekannt wurde“ (Heine W. B. 176), daß sich Mendelssohn ohnehin in den letzten Lebensjahren aus Kränklichkeit von den philosophischen Studien zurückziehen mußte, so wird man den Scharfblick bewundern, mit welchem er die Aufgabe und die Erfolge des Kant'schen Geistes vorhergesehen hat. Ob auch uns irgendwo ein neuer Kant in der Stille der Arbeit heranreift, der den Materialismus vor sich her treiben wird? Wer kann es wissen? Gewiß ist aber, daß die von Herbart neu begründete Wissenschaft der Psychologie, welche durch den Anschluß an die auf Beobachtung der Thatsachen zielende Richtung des Geistes nur desto stärkere Waffen erobert und sie in sich aufgenommen hat, zur Freiheit des Geistes erstarken, seine Macht verkünden und vertreten wird. Wenn Mendelssohn bescheiden an seiner Stelle verharrt und sich keinen Einfluß auf die Epoche zutraut, welche Kant herbeigeführt hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß seine Vorarbeit für dieselbe groß und wichtig gewesen ist, daß er unstreitig an der Spitze seiner Genossen Lessing, Herder, Engel u. s. w. viel beigetragen hat zur Erhaltung und Förderung des öffentlichen Interesses für höheres und geistiges Leben, für freiere und tiefere Gedankenarbeit.

Geht nun unser tiefinnigster Wunsch zunächst dahin, daß unsere Zeit selbst aus ihrem Schooße solche Schrif-

ten gebären möge, welche als Zeugnisse vollgeistiger, harmonischer Persönlichkeit eindringlich und erwecklich für die Sache des Geistes und der Ideenwelt wirken, und eine edlere und bessere Bewegung des öffentlichen Geistes vorbereiten: so glauben wir doch auch, daß eine erneute und hingebende Theilnahme an den, unter gleichen Auspicien geschriebenen Werken Mendelssohns, namentlich dem „Phädon" und den „Morgenstunden", dem gleichen Zwecke in aller Weise förderlich sein würde. Denn, wenn es sich darum handelt, ein freudiges und fruchtbares Interesse an der idealen Betrachtung der Dinge zu erregen, ist der günstige Erfolg weniger von dem Inhalt als der Art, weniger von dem Resultat als dem Streben der geistigen Beschäftigung abhängig. Es ist aber offenbar, daß philosophische Schriften eine solche, wenn auch nur zufällige und zeitweilige Bedeutung nicht haben können, ohne daß ihnen auch irgend ein selbstständiger und absoluter Werth zukommt. In der That haben die Schriften Mendelssohns auch einen ewigen und unverlierbaren Werth, und wir haben zu zeigen, worin er liegt.

Nicht in der absoluten Erfüllung ihres nächsten und ursprünglichen Zweckes. So wenig wie der „Phädon" des Plato ist der von Mendelssohn heutzutage noch im Stande, eine unumstößliche Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu begründen. So wie von Plato bis Mendelssohn, so auch von Mendelssohn bis heute hat die Wissenschaft neue Gesichtspunkte gewonnen, neue Probleme gefunden, neue Gründe und

Gegengründe aufgestellt; nicht die Gewißheit oder Ungewißheit der Antwort, sondern die Bestimmtheit der Frage hat sich mannichfach geändert. Allen Fortschritt der speculativen Wissenschaft kann man füglich damit bezeichnen: daß die Fragen und Probleme andere werden und deßhalb die früheren Antworten und Gründe keine sind. Aber so lange, wie der Platonische „Phädon“ eine Quelle der Belehrung und Erhebung für denjenigen sein wird, der an großen und hohen Gedanken seine Seele bilden, sein Gemüth veredeln und seinen Geist für die Erfassung der letzten Dinge befähigen will, so lange wird auch das Mendelssohn'sche Werk den gleichen Werth und die gleiche Kraft besitzen. Wenn es nun gewiß ist, daß beide nie veralten: worin hat das seinen Grund? Zunächst allerdings in dem rein historischen Interesse, zu erkennen, was einst das höchste Wissen war, ob es gleich das nicht mehr ist; aber dennoch darin am wenigsten. Das historische Interesse theilt die Versteinerung einer vorweltlichen Pflanze mit einer noch lebenden tausendjährigen Eiche. Gegenwärtig und jung aber sind diese Werke und ihre Wirkung durch die Frische und Lebendigkeit ihrer Form. Wie viele durch ihren speculativen Inhalt und für den letzten Zweck der endgültigen Erkenntniß bedeutendere Werke sind nach dem „Phädon“ des Plato geschrieben, gelesen und vergessen worden! Aber jene Form, welche nicht blos durch Schönheit anspricht, sondern dem eigensten Gesetze der inneren Entwickelung des Geistes so entnommen ist, daß sie ihm unmittelbar angemessen erscheint, verleiht dem

Inhalt eine ewige Jugend dem gegenüber, welcher selbst mit jugendlicher Sehnsucht daraus schöpfen will. Auch Mendelssohn's Untersuchungen sind von denen Kant's und seiner Nachfolger weit überschritten; aber noch haben die späteren Schulen kein Werk hervorgebracht, welches den gleichen Gegenstand für einen weiteren Kreis von Gebildeten so ansprechend und anregend, so licht- und stylvoll, so erhebend und eindringend dargestellt hat. Mendelssohn hat den Platonischen „Phädon" frei nachgebildet; daß er aber kein kunstloser, unselbständiger Nachahmer sei, hat er in denjenigen Theilen des Gespräches gezeigt, welche seine eigenen und alle nachplatonischen Ideen und Beweise enthalten, wo die behagliche lichtvolle Breite des Sokrates mit der scharfen Kürze Lessing's gepaart erscheint. Daher ist diese Darstellung bis auf den heutigen Tag ein Muster und ein selten erreichtes Vorbild eines rein deutschen philosophischen Styls, der nicht blos durch Klarheit, sondern sogar durch Schönheit des Ausdrucks, anstatt des Gedankens Tiefe zu beeinträchtigen, vielmehr seine Erhabenheit befördert.*) Viele Schriften der Kant'schen und nachfolgenden Schulen haben die populäre Form angenommen, aber dennoch selten die Popularität er-

---

[1]) **Kant** selbst, er, der an Mendelssohn am 8. April 1766 schreibt: „niemals werde ich etwas schreiben, was ich nicht denke" — schrieb am 18. Aug. 1783: „Es sind wenige so glücklich, für sich und zugleich in der Stelle Anderer denken und die ihnen Allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. **Es ist nur ein Mendelssohn.**"

langt. Freilich liegt dies nicht an dem bloßen Unterschied der Form; vielmehr zeigt sich in Verbindung mit demselben ein anderer sehr bedeutsamer Vorzug des Mendelssohn'schen Werkes, wodurch es von Neuem dem Platonischen verwandt ist. Mendelssohn war in der Wolf'schen Schule gebildet; aber er schrieb nicht als ein Wolfianer. Was irgend Großes vor und neben ihm gedacht war, suchte er zu erkennen, zu verbinden und vereinigt darzustellen. Lasse man sich nicht irre machen durch den philosophischen Schimpfnamen eines Eklektikers, den man ihm deshalb beizulegen beflissen war; was irgend mit Recht Tadelndes darin liegt, wußte er von sich fern zu halten. Er hatte den Schulzwang abgeworfen, nicht blos in Bezug auf die Sprache, sondern auch in Bezug auf die Bewegung des Gedankens. Durch ausgedehnte Studien über alle vorangegangenen Leistungen der Philosophie hat er sich auf die Höhe des philosophischen Geistes gestellt, welchen die Nation zu seiner Zeit schon repräsentirte; aus dem freiesten Umblick und der innigsten Hingebung gegen Alles, was ihm als Wahrheit erschien, bildete er seine eigene Meinung und wenn dies nicht ein neues, einheitliches System ergab, so war es dennoch der Ausdruck eines ganzen Denkers. Aber weit mehr, als durch die Sammlung aller philosophischen Meinungen, zeichnet sich Mendelssohn aus durch die Sammlung und Einigung der humanen Interessen; in dem Streben und Wirken seines Geistes, wie in nicht vielen seiner Zeitgenossen, sammelten sich alle Strahlen echter Humani-

tät in Einem Brennpunkt. Bloße Strenge und Einheit des abstracten Gedankensystems besaßen nach ihm gar Viele mehr, als er selbst; sie war das Eigenthum auch der ärmsten Erben eines Kant oder Hegel. Aber die Einheit des Denkers, die innige Verbindung einer edlen Stärke des Willens, Reinheit der Gesinnung und Tiefe des Gemüths mit der Klarheit und Schärfe des Geistes, also die strenge Einheit und Ganzheit des philosophischen Charakters ist selten wieder in gleicher Vollkommenheit dagewesen. Nicht was auf der Höhe der Systematik, sondern was auf dieser Höhe der Persönlichkeit (welche Mendelssohn mit dem Platonischen Sokrates so ähnlich macht) geschaffen wird, hat ein dauerndes und nicht alterndes Leben im Geiste der Nationen; Systeme werden von Systemen verdrängt und in tiefe Schatten gestellt; die großen Menschen aber leben in der Geschichte neben einander fort und genießen auf dem elysäischen Felde des Nachruhms die Nach- und Fortwirkung ihrer Schöpfungen. Glücklich waren Mendelssohn und seine Zeit, daß er in ihr lebte — und galt — nicht als ein Philosoph, sondern als ein Weiser: wenn seine Zeitgenossen oder seine nächsten Nachfolger von ihm sprechen, wird er fast nie anders, als bei diesem Ehrennamen genannt.

Moses Mendelssohn als Uebersetzer und Exeget.

Eine Skizze

von

Rabbiner Dr. A. Goldschmidt.

Die Bedeutung geschichtlich hervorragender, bahnbrechender Persönlichkeiten liegt nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend in Dem, was sie selbst geschaffen, als vielmehr in den Anregungen, die sie durch ihr Schaffen und Wirken Anderen gegeben, in dem belebenden Einflusse, den sie auf Andere geübt und der, nachdem sie selbst den Schauplatz irdischer Thätigkeit längst verlassen, in der von ihnen angeregten Thätigkeit dauernd fortlebt und fortwirkt.

Nach solchem Maaßstabe gemessen, muß die Bedeutung Moses Mendelssohn's als Uebersetzer und Erklärer der heiligen Schrift als eine außerordentliche bezeichnet werden.

Kann man auch die reformatorische Thätigkeit Mendelssohn's auf jüdisch-religiösem Gebiete unmöglich mit den weltbewegenden Leistungen Luther's in dieser Rücksicht vergleichen, da die Voraussetzungen, Wirkungskreise, Persönlichkeiten gar zu verschieden geartet sind, als daß eine derartige Zusammenstellung nur irgendwie

statthaft wäre: so berührt sich die Wirksamkeit Beider doch in so fern, als weder die Thätigkeit Luther's, noch die Mendelssohn's in Rücksicht auf den Einfluß, den ihre Bibelübersetzung geübt, auf das religiöse Gebiet und auf ihr gemeinsames deutsches Vaterland beschränkt blieb, sondern belebend und kräftigend auf Gebiete einwirkte, die den Absichten Beider bei ihrer Beschäftigung mit der Bibel ziemlich fern lagen.

Hat die Bibelübersetzung Luther's, wie dies allgemein anerkannt ist, läuternd und reinigend auf die deutsche Sprache gewirkt, das deutsche Sprachgut durch neue Worte und Redewendungen bereichert und auf Belebung und Veredelung deutscher Kultur und Literatur schöpferisch eingewirkt, so gilt dies, wenn auch in beschränkterm Maaße von der Bibelübersetzung Mendelssohn's in Rücksicht auf seine deutschen Glaubensgenossen, denen diese Uebersetzung die Lichtsäule ward, von welcher geleitet sie aus der Wüste eines wirren Sprachgemenges in das lichte Gebiet der bereits zu hoher Ausbildung gelangten deutschen Muttersprache und dadurch in deutsches National- und Kulturleben eingeführt wurden. Der Boden, in welchem das verjüngte deutsche Kulturleben überhaupt und das des deutschen Judenthums ins Besondere wurzelt, ist und bleibt — die Bibel. —

Wenn ferner die reformatorische Thätigkeit Luther's nicht auf Deutschland beschränkt blieb, sondern weit über Deutschlands Grenzen hinaus, ja über Europa drang, überall aber, selbst in Kreisen, die deutschem Geiste nichts weniger als hold sind, gleichwohl den deutschen Charakter

nicht abstreifen kann: so gilt dies von dem reformatorischen Einflusse Mendelssohn's auf die religiöse Entwickelung des Judenthums in gleicher Weise. Ueberall, wo in der alten und neuen Welt das Bedürfniß nach einer den Forderungen eines fortgeschrittenen religiösem Bewußtseins entsprechenden Neugestaltung in Kultus und religiösem Leben überhaupt sich kundgiebt, überall tragen diese reformatorischen Bestrebungen den Charakter ihres deutschen Ursprunges, den sie bei all ihrer, durch individuelle Verhältnisse bedingten Eigenthümlichkeit nirgend verleugnen können. —

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen der eigentlichen Besprechung unseres Themas zu: so ist es zunächst die Persönlichkeit Mendelssohn's, welche seiner Bibelübersetzung und seinen exegetischen Arbeiten das ihnen so ganz eigenthümliche Gepräge gab und nicht wenig zu dem mächtigen Einflusse derselben beitrug.

Bescheiden und anspruchlos, wie im Leben überhaupt, tritt der jüdische Weise auch als Interpret der Bibel auf. Er, der in der deutschen Literatur sich bereits längst einen klangvollen Namen erworben, wohl geeignet, ihm einiges Selbstbewußtsein einzuflößen und solches seinen Glaubensgenossen gegenüber geltend zu machen, er tritt mit einer an Schüchternheit grenzenden Bescheidenheit, gepaart mit einer schonenden und sorgfältigen Rücksicht auf Gewohnheit und Herkommen auf, ebenso geeignet, ihm die Liebe und Verehrung der sein Streben Begreifenden zu erwerben, als die Schaar der

aus Befangenheit und Beschränktheit gegen sein Vorgehen Eingenommenen und ihn Bekämpfenden zu entwaffnen. Wie muthen uns, die Nachgebornen, die Worte des vierzigjährigen, in der Gelehrtenwelt bereits gefeierten Moses Mendelssohn an, mit denen er seinen Entschluß zu Veröffentlichung einer Bibelübersetzung in deutscher Sprache zu begründen sucht!

Nachdem Mendelssohn nämlich in der seiner Uebersetzung und dem dieselbe begleitenden Kommentare vorangeschickten Einleitung sich über verschiedenes der sogenannten biblischen Einleitungswissenschaft Angehörige ausgesprochen und sein Bedauern darüber äußert, daß seit 1687, wo die Bibel mit einer jüdisch-deutschen Uebersetzung von R. Josel Witzenhausen zu Amsterdam erschienen, sich jüdischerseits Niemand gefunden, um die heilige Schrift für die heranwachsende jüdische Jugend zu bearbeiten und auf die daraus hervorgehenden Uebel hinweist, wenn das heranwachsende Geschlecht gezwungen ist, sich Belehrung über das Gotteswort aus Bearbeitungen von Gelehrten anderer Bekenntnisse zu holen, die, je nach ihrem wissenschaftlichen oder confessionellen Standpunkte die Bibel behandeln, die aber die jüdische Tradition nicht berücksichtigen, auch nicht zu berücksichtigen brauchen, fährt der bescheidene Weise also fort:

„Als Gott mit männlichen Sprößlingen mich begnadigt und der Zeitpunkt kam, sie in der Thorah zu unterrichten und ihnen Gottes Wort einzuschärfen, da unternahm ich, zunächst für meine Kinder die fünf Bücher Mosis in die reine, correcte deutsche Muttersprache, der

Jetztzeit angemessen zu übersetzen. Bald verfuhr ich bei meiner Uebersetzung wörtlich, bald nach dem Zusammenhange, um so meinen Kindern nicht nur das Verständniß des heiligen Urtextes zu vermitteln, sondern um sie gleichzeitig in den Geist der heiligen Sprache, in die feinen Nuancen ihrer Redewendungen, in ihre Poesie einzuführen, bis sie dereinst selbstständig in die Tiefen der heiligen Urkunden einzudringen vermögen. Auf Anregung eines sachkundigen Gelehrten Salomon Dubno, der von dieser meiner schriftlichen Uebersetzung zum Privatgebrauche Einsicht nahm und dem sie so sehr gefiel, daß er in mich drang, diese meine Uebersetzung zu Nutz und Frommen der heranwachsenden jüdischen Jugend durch den Druck zu veröffentlichen, willigte ich in diesen Vorschlag unter der Bedingung, daß dieser Gelehrte meine deutsche Uebersetzung mit einem Kommentare in hebräischer Sprache versehe, in welcher von der bei der Uebersetzung von mir befolgten Methode gewissenhaft Rechenschaft gegeben werde, namentlich in Bezug auf die Auswahl, die ich in hermeneutischer Rücksicht unter meinen jüdischen Vorgängern getroffen, oder wo und warum ich abweichend von derselben meinen eigenen Weg gegangen." Nach ausführlicher Erörterung über Grenzen und Ziele des Kommentars, vor dessen Veröffentlichung sich Mendelssohn selbstverständlich eine nochmalige Revision vorbehielt, und nachdem Alles unter ihnen genau besprochen und geordnet war, entschließt sich Mendelssohn zu der von S. Dubno angeregten Veröffentlichung seiner Uebersetzung durch den Druck.

Daß Mendelssohn auf jeden materiellen Gewinn in Voraus verzichtete, ist selbstverständlich; ja er wollte nicht einmal auf dem Titelblatte als Uebersetzer genannt sein, wozu er jedoch auf Drängen seines Mitarbeiters S. Dubno zuletzt sich entschloß. —

Es berührt eigenthümlich, daß, wie Mendelssohn ohne eignes Wissen und Wollen, von seinem Freunde Lessing überrascht, sich plötzlich in die Reihe der damals tonangebenden deutschen Schriftsteller versetzt sah, er auch durch fremden Einfluß auf dem Gebiete der jüdischen Literatur thätig sein sollte. Und von welchem Segen gekrönt sollte seine schriftstellerische Thätigkeit grade auf diesem Gebiete sein!

Sehen wir vorläufig von den Schwierigkeiten ab, welche dem so uneigennützigen, in den lautersten Motiven wurzelnden Unternehmen von Außen entgegentraten und beachten wir zunächst die Methode, welche Mendelssohn sowohl bei der Uebersetzung der Bibel als auch bei dem dieselbe begleitenden Kommentar befolgt wissen wollte, so lag hierin schon der Erfolg, den das Unternehmen haben mußte, hinlänglich verbürgt.

Der religiöse Standpunkt, den M. wie im Leben, also auch in Rücksicht auf die Autorität der Bibel einnahm, war der herkömmlich traditionelle. In seiner der Exegese der Bibel gewidmeten allerersten Schrift, in seinem hebräisch verfaßten Kommentar zum „Prediger", (Kohelet) 1770, der Text von seinem Freunde und Jünger David Friedländer in's Deutsche übersetzt, geht sein Streben dahin, die Stellung dieses in gar

vieler Beziehung räthselhaften Buches im Kanon der heiligen Schrift, was bekanntlich bei den Talmudisten schon nicht geringe Bedenken erregte, seinerseits zu rechtfertigen und jeden Verdacht eines in diesem Buche versteckten und von mancher Seite gar zu gern ausgebeuteten Epikuräismus und Pessimismus zu beseitigen. Hier bekundet M. seine Meisterschaft in der Handhabung der hebräischen Sprache. Die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks, gepaart mit einer philosophischen Tiefe, aber auch mit einer wahrhaft kindlichen Pietät, verliehen dieser Arbeit einen eigenthümlichen Zauber. Gleichzeitig reflektirt dieser Kommentar an den betreffenden Stellen die in seinem „Phädon" erörterten Ansichten über die Funktionen der menschlichen Seele nach dem Tode des Körpers, so daß seine sonst so ruhig dahinfließende Rede unwillkürlich einen oratorischen Schwung nimmt. (Leopold Löw, Ben Chananjah, I, S. 338).

Diesem Kommentare folgt, der Zeit nach, die deutsche Uebersetzung des Pentateuch, versehen mit einer Einleitung von Mendelssohn in hebräischer Sprache und einem gleichfalls hebräisch abgefaßten Kommentare von verschiedenen Freunden und Jüngern des Uebersetzers.

In dieser von umfassender Belesenheit zeugenden Einleitung bespricht Mendelssohn den göttlichen Ursprung, die Authentie, die Integrität des Pentateuch, die Originität der hebräischen Sprache, als der „heiligen" Sprache, mit Berücksichtigung abweichender Ansichten der zeitgenössischen Bibelforscher; charakterisirt werden die

aromöischen und griechischen Uebersetzungen der heiligen Schrift in Rücksicht auf ihre Zeit, ihren Ursprung, ihren Einfluß, ihre Entwickelung, die arabische Pentateuch-Uebersetzung des Gaon R. Saadias (Anf. des VIII Saec.), die persische Uebersetzung des R. Jacob ben Joseph Fawus (erschienen Constantinopel 1546), die spanische Uebersetzung eines Unbekannten (1547), die deutschen Uebersetzungen jüdischer Autoren: die des bekannten Grammatikers Elias Levita (1644), des R. Joël Witzenhausen (Amsterdam 1679 und 1687), die des R. Jekutiel Blitz aus Witmund in Ostfriesland (Amsterdam 1679). Dieser historischen Uebersicht und theilweise treffenden Charakteristik der Bibelübersetzungen, bei deren Erörterung er auf Arbeiten christlicher Gelehrten hinweist und namentlich Eichhorns Einleitung ins alte Testament angelegentlich zum Studium empfiehlt — eine wahrhaft kühne That in Rücksicht auf die beschränkten Anschauungen der Zeit und das sonst so vorsichtige Vorgehen Mendelssohns — dieser historischen Uebersicht schließt sich ein nach Form und Inhalt ausgezeichneter „Abriß der hebräischen Grammatik“ an, welcher sichtbar den Zweck hat, zu dem durch die einseitige Beschäftigung mit talmudischen Studien aus jüdischen Kreisen beinahe völlig verdrängten Studium der hebräischen Grammatik anzuregen und also zu einer von spitzfindiger Deutelei, von überschwenglicher Mystik, wie von kalter Nüchternheit gleichweit entfernten Behandlung des Bibeltextes anzuleiten.

Der Geist, der sowohl diese Einleitung, als auch

die deutsche Uebersetzung und den dieselbe begleitenden Kommentar durchweht, ist der strenger Rechtgläubigkeit, gepaart mit dem Streben nach Gründlichkeit. Die dem Kommentator von Mendelssohn gestellte Aufgabe präcisirt Letzterer dahin: „die Erklärungen der heiligen Schrift nach dem natürlichen und einfachen Wortsinn aus den großen (jüdischen) Kommentatoren zu sammeln, welche bisher als Führer in der Erklärung der heiligen Schrift gedient, namentlich aus dem Kommentare des R. Salomon Jizchaki (Raschi)“, „der unvergleichlich überall, wo er den einfachen Sinn der Schrift anstrebt“; aus dem seines Enkels, R. Samuel ben Meïr (Raschbam), „der tief, bisweilen sogar zu tief in den Wortsinn der Schrift eindringt,“ aus dem des „in allen Wissensgebieten heimischen“ R. Abraham ben Esra, des Nachmanides, (Ramban), „jenes wunderbaren Mannes, der in seinem Kommentare zur Thorah ein wahrhaftes Meisterwerk geliefert“ und endlich aus den sprachlichen Bemerkungen des R. David Kimchi, wie solche sich in seinem berühmten Wörterbuche vorfinden.

Diese Methode, ein Zeugniß nicht nur der Gründlichkeit im Allgemeinen, sondern ganz besonders der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit welcher der Zusammenhang mit der jüdischen Vergangenheit gewahrt und jedem Verdacht einer Neuerungssucht der Boden entzogen werden sollte; diese Methode wurde auch von den Männern streng eingehalten, die, nachdem der genannte S. Dubno, Verfasser des Kommentars zum ersten Buche Mosis mit Ausnahme der ersten Kapitel, deren

Verfasser Mendelssohn selbst ist, von der übernommenen Mitarbeiterschaft sich zurückgezogen, an dessen Stelle getreten waren.

Von dem Kommentare zum 2. Buche Mosis ist dies selbstverständlich, da dieser, in Ermangelung eines Andern, von Mendelssohn selbst bearbeitet wurde, und verdanken wir diesem Umstande nicht nur den lichtvollen Kommentar zu diesem Buche im Ganzen, sondern ganz besonders die dem Kommentare zu Cap. XV dieses Buches vorausgeschickte, noch heute höchst werthvolle Abhandlung über Geist und Form der hebräischen Poesie: eine Abhandlung, durch welche der in der deutschen Literatur bereits anerkannte Aesthetiker Mendelssohn Gelegenheit fand, durch das Medium der mit so vieler Anmuth gehandhabten hebräischen Sprache auf den Geschmack seiner der deutschen Kultur fernstehenden Glaubensbrüder läuternd und reinigend zu wirken.

Der Kommentar zum dritten Buche Mosis, das Werk des dem Freundeskreise Mendelssohn's angehörigen, als Gelehrter, Dichter und Mensch mit gleichem Rechte gefeierten Hartwig Wessely darf, abgesehen von seiner nächsten Aufgabe, die Verdolmetschung des Freundes und Genossen zu erläutern und zu begründen, als eine selbstständige Arbeit von monumentaler Bedeutung bezeichnet werden. Hartwig Wessely, dieser sprachgewaltige, Gottbegnadete Dichter, begabt mit einer Feinfühligkeit für das zarteste Geäder und die feinste Nuance der hebräischen Sprache, versteht es, wie kaum ein Anderer, das Bibelwort mit der halachischen Tradition in einer

Weise zu vereinigen, bei der wir grammatische Kenntniß, talmudische Gelehrsamkeit, Scharfsinn, gepaart mit einer rührenden, fast kindlichen Pietät gleichzeitig anstaunen und bewundern.

Die Kommentatoren der letzten zwei Bücher des Pentateuchs, deren Namen, nach der Versicherung Mendelssohn's, aus allzugroßer Bescheidenheit der Verfasser verschwiegen bleiben sollten, waren für das vierte Buch Aaron Jaroslaw, für das fünfte Buch Herz Homberg.

Gleichzeitig mit der Uebersetzung des Fünfbuches beschäftigt Mendelssohn die Uebersetzung der Psalmen, deren Anzeige Johann David Michaelis, dem man übertriebene Liebe zu Juden und Judenthum nicht vorwerfen kann, mit den Worten einleitet: „Es ist nicht nöthig, die Leser auf dieses Buch aufmerksam zu machen: denn seines Verfassers Name ist wohl schon allein genug, ihm nicht blos Aufmerksamkeit, sondern auch gute Aufnahme zu verschaffen.“ Ueber diese Arbeit, die „Frucht einer zehnjährigen Thätigkeit (1773—1783), die ihm manches Leiden versüßt,“ lassen wir Mendelssohn selbst sprechen: „Ich habe die Psalmen,“ sagt er im Vorworte, „nicht in ihrer Ordnung, nach einander übersetzt, sondern wählte mir einen Psalm, welcher mir gefiel, welcher zu der Zeit, mit der Lage meines Gemüthes übereinkam, welcher mich bald durch seine Schönheit, bald durch seine Schwierigkeit reizte. Diesen trug ich im Sinne bei so mancherlei ungleichartigen Beschäftigungen mit mir herum, bis ich glaubte mit dem Geiste meines Dichters so vertraut zu sein, als ich es meiner Fähigkeit nach werden konnte,

und dann war das Niederschreiben eine geringe Arbeit. Lies du ebenso, mein Leser, wie ich geschrieben habe." —

Fügen wir noch hinzu, daß die Psalmenübersetzung zuerst in deutschen Typen gedruckt erschien, wodurch sie auch außerjüdischen Kreisen zugänglich gemacht wurde, während die Pentateuchübersetzung, zunächst für jüdische Kreise bestimmt, in hebräischer Quadratschrift veröffentlicht wurde, — eine Manipulation, deren sich bereits die jüdischen Gelehrten unter dem Einflusse der arabischen Kultur nicht nur zum Niederschreiben ihrer eigenen, in arabischer Sprache verfaßten philosophischen und exegetischen Arbeiten, sondern zur Abschrift der von arabischen Gelehrten verfaßten philosophischen Arbeiten bedienten und deren Thätigkeit die Wissenschaft die Erhaltung gar mancher werthvollen Arbeit arabischer Denker und Forscher verdankt (Dictionnaire des sciences philosophiques); fügen wir ferner hinzu, daß die später für jüdische Kreise bestimmte Psalmenübersetzung mit einer höchst werthvollen Einleitung über Poesie im Allgemeinen, über biblische Poesie in's Besondere und über Musik und mit einem ebenso werthvollen Kommentar in hebräischer Sprache von einem der Jünger Mendelssohn's, Joël Löwe bearbeitet, erschien, so wäre die zweite größere Arbeit Mendelssohn's genannt, welche die Vorläuferin, gleichzeitig aber die Grundlage bilden sollte zu einer vollständigen Uebersetzung und Erklärung sämmtlicher Bücher der heiligen Schrift, wie sie Mendelssohn beabsichtigt, aber durch einen frühzeitigen Tod hingerafft,

nicht auszuführen vermochte. Selbst die so anmuthige Uebersetzung des „hohen Liedes“ zu veröffentlichen war ihm nicht mehr vergönnt. Nach seinem Tode handschriftlich und druckfertig vorgefunden, wurde sie später, mit einem hebräischen Kommentare von Joël Löwe und Aaron Wolfsohn durch den Druck veröffentlicht.

Noch ist die treffliche Uebersetzung des Deboraliedes (Buch der Richter Cap. 5) zu nennen und es wären diejenigen Theile der heiligen Schrift namhaft gemacht, deren Uebersetzer und theilweiser Kommentator Mendelssohn als derjenige zu bezeichnen ist, der für die spätern Arbeiten auf diesem Gebiete als bahnbrechend und grundlegend zu betrachten und zu verehren ist.

Daß die Bahn, die Mendelssohn betreten, mit seinem Tode nicht verlassen, daß seine Jünger es vielmehr als Sache der Pietät gegen den Meister betrachteten, auf dem, von diesem betretenen Wege rüstig fortzuschreiten, die von ihm begonnene Arbeit fortzusetzen und möglichst zum Abschlusse zu bringen, daß sie es als eine Ehrenpflicht ansahen, nach dem Vorbilde des Meisters zu gründlichen biblischen Studien anzuregen und die deutsche Sprache in jüdische Kreise einzuführen und Sinn für nationale Bildung zu wecken und zu erobern, darf als genügend bekannt vorausgesetzt werden. Auf eine Charakteristik dieser Arbeiten, in wie fern sie der Methode des Meisters treu blieben, oder davon abwichen, näher einzugehen, würde, so groß die Versuchung dazu auch wäre, die Grenzen des uns hier bemessenen

Raumes überschreiten. Im Ganzen und Großen wurde das von Mendelssohn angestrebte Ziel — zunächst die Einbürgerung der deutschen Sprache in jüdischen Kreisen — festgehalten.

Wie sehr dieser Punkt Mendelssohn Herzenssache war, dafür nur ein Beleg, der durch unzählige vermehrt werden könnte. Er findet sich in einem Briefe an den Assistenzrath Klein vom 29. August 1781, veranlaßt durch die damals ventilirte Frage, ob die der Eidesleistung eines Juden vorangehende Vermahnung, welche bis dahin dem Schwörenden in dem sogenannten Jüdisch-Deutsch, vulgo Jargon vorgetragen wurde, auch ferner beizubehalten sei, eine Ansicht, welche von einem damals lebenden Rabbiner F. als unerläßlich vertreten wurde, oder ob dies in deutscher Sprache in Zukunft geschehen könne. Hören wir hierüber Mendelssohn. „Ich würde es sehr ungern sehen," schreibt er an Klein, „wenn nach Herrn F's. Meinung die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisirt werden sollte. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern aufkommenden Gebrauch der reinen deutschen Mundart. Wie würde es mich kränken, wenn die Landesgesetze selbst diesem Mißbrauche beider Sprachen das Wort redeten! Lieber mag Herr F. sich Mühe geben, die ganze Vermahnung in reines Hebräisch zu setzen, damit sie nach Beschaffenheit der Umstände rein

deutsch, oder rein hebräisch, oder auch in beiden Sprachen abgelesen werden könne."

Nächst der Einbürgerung der deutschen Sprache unter seinen Glaubensbrüdern, welche durch die deutsche Bibelübersetzung gefördert werden sollte, war es die Läuterung des Geschmacks, die ästhetische Bildung seiner Glaubensgenossen, die er dadurch fördern zu können glaubte und sollte ihm der in correcter hebräischer Sprache verfaßte Kommentar (Biur) hiezu als Medium dienen.

Wie richtig Mendelssohn auch in dieser Beziehung geurtheilt, beweist der Erfolg, den Beides, sowohl Uebersetzung als Kommentar gehabt. — Wer in das unter dem Einflusse der aus Polen und Rußland eingewanderten Jugendlehrer in haarsträubender Weise völlig corrumpirte Unterrichts- und Erziehungswesen der jüdischen Jugend in Deutschland, in den völlig vernachlässigten hebräischen Unterricht sich nur einigermaßen einen Einblick verschaffen will, den verweisen wir der Kürze wegen auf die wahrheitsgetreue Schilderung dieses Zustandes von Hartwig Wessely in dem von diesem veröffentlichten bekannten Sendschreiben und namentlich auf die in der Mendelssohn'schen Pentateuchausgabe unter der Aufschrift „Mahalal rea" (Ruhm des Freundes) [Vergl. Fürst, Wörterb. I. 705] an den Freund gerichtete Zuschrift desselben Verfassers. — Wahrheitsgetreuer und schärfer kann das Unwesen jener Zustände nicht gegeißelt werden, als dies von dem, über jeden Verdacht der Neuerungssucht gewiß erhabenen, in der

jüdischen Gelehrtenwelt nicht nur bekannten, sondern berühmten R. Jacob Emden in seinem Beth-El, und zwar Th. III. S. 71 geschieht, wo gleichzeitig ein Pröbchen von der in Folge der Unkenntniß des Hebräischen, Seitens der Vorbeter beim öffentlichen Gottesdienste gemachten Schnitzer zum Lachen herausfordern würde, wenn die Sache nicht gar so tragisch wäre. —

Welchen Aufschwung die Pflege der hebräischen Sprache seit Mendelssohn und durch Mendelssohn gewann, dafür gibt nächst den in einem musterhaften Hebräisch von seinen unmittelbaren Jüngern verfaßten Kommentaren zu den biblischen Schriften, auch noch die zur Pflege der hebräischen Sprache und zur Verbreitung allgemeiner Kenntnisse, noch bei Lebenszeiten Mendelssohn's in's Leben getretene, erste hebräische Zeitschrift (Ha-Measseph, Königsberg 17**) ein unwiderlegliches, beredtes Zeugniß. — Hier begegnen wir einer achtunggebietenden, strebsamen, ja begeisterten Jüngerschaar, unter welchen Namen wie Hartwig Wessely, Joel Löwe, Ahron Wolfsohn, Isaak Euchel, bekanntlich der Biograph Mendelssohn's, David Friedländer, Baruch Lindau, Simon Brese und Andere auf den Dank der Nachwelt Anspruch haben.

War es, wie gesagt, auch Mendelssohn nicht vergönnt, die von ihm begonnene Uebersetzung der heiligen Schrift selbst zu vollenden, seine Schüler nahmen die Arbeit in die Hand. So erschienen 1788 und 1789 die fünf Megilloth mit deutscher Uebersetzung und hebräischem Kommentar von Ahron Wolfsohn und Joel

Löwe, hierauf die zwölf kleinen Propheten von Joel Löwe, Moses Arnswald, Wolf Josefsohn und Israel Neumann; 1805 die sämmtlichen Bücher der heiligen Schrift, und in demselben Jahre Minchah tehorah, vermehrt durch einen neuen Komentar ha-korem von Herz Homberg; sodann wieder die Propheten und Hagiographen, unter dem Titel: Kirja Neëmana von David Ottensosser, Heimann Schwabacher und Salomon Kohen; die Bibelausgabe von Moses Landau in Prag; ferner der Pentateuch, ein wahres Prachtwerk in 5 Bänden, auf Kosten des sehr verdienten Theodor Toeplitz, Warschau, etwa 1830, und eine vollständige Bibelausgabe, nach dem Muster der zu Wien, Prag ꝛc. erschienenen, vermehrt durch ausführliche Scholien zum Pentateuch (Hamischtadel) von S. D. Luzzato. Wilna (1840). Es würde uns zu weit führen, wollten wir die wiederholten Auflagen der heiligen Schrift mit deutscher Uebersetzung und hebräischen Kommentaren hier einzeln aufzählen. Das Eine kann und darf nicht unerwähnt bleiben. Seit Moses Mendelssohn blieb die Bearbeitung der heiligen Schrift eine ununterbrochene Lieblingsbeschäftigung jüdischer Gelehrten in Deutschland. Ohne auf eine Charakteristik dieser Bearbeitungen, deren jede ein Verdienst in ihrer Art beanspruchen darf, einzugehen, nennen wir nur die deutsche Volks- und Schulbibel von Gotthold Salomon, Altona 1837; die vierundzwanzig Bücher der heiligen Schrift, unter der Redaction von Dr. Zunz, übersetzt von H. Arnheim, Dr. Julius Fürst, Dr. M. Sachs. Berlin 1838; die israelitische Bibel, enthaltend

den heiligen Urtext, die deutsche Uebertragung, die allgemeine ausführliche Erläuterung u. s. w. in vier starken Quartbänden, Leipzig 1844—49, bereits in 2. Auflage, von Dr. Ludwig Philippson; die vierundzwanzig Bücher der Bibel im hebräischen Texte mit worttreuer Uebersetzung, fortlaufender Erklärung und homiletisch benutzten Andeutungen von Dr. Salomon Herxheimer, Berlin 1841—1848, eine Arbeit, die beiläufig gesagt, in Petersburg einen Nachdruck erfahren. — Und wie viele Bearbeitungen sowohl der Gesammtbibel, als auch einzelner Theile derselben wären hier noch zu nennen, die sämmtlich Deutschland ihre Heimat nennen, deren Einfluß aber auch außerhalb Deutschlands so groß war, daß sie, ohne den Vorwurf der Uebertreibung zu fürchten, als das Bildungsmittel der Gesammtjudenheit bezeichnet werden dürfen. — Wandten sich doch 1830 selbst Karaïten aus der Krim an Jost mit der Bitte ihnen Mendelssohn's Schriften zu übermitteln.

Kein zweites Land der Welt bietet eine ähnliche Erscheinung. Das einzige Frankreich ausgenommen, das in der französischen Bibelübersetzung mit einem fortlaufenden Kommentar in derselben Sprache von S. Cahen (1831—39) ein Werk besitzt, gleich ehrenvoll für den Verfasser und den auch um diese Arbeit sehr verdienten Mitarbeiter Salomon Munk, wie für die französische Judenheit, eine Arbeit, die Epoche machend, aber bisher die einzige der französischen Judenheit geblieben, suchen wir vergebens in einem andern Lande eine vollständige Bibelübersetzung von Juden und für

Juden. Italien, dem in jeder andern Beziehung die jüdische Literatur gar manch schönen und werthvollen Beitrag verdankt, besitzt nur eine italienische Uebersetzung des Jesaias von J. S. Reggio, eine desgl. des Pentateuchs, des Jesaias und des Hiob von S. D. Luzzato; England die Uebersetzung des Pentateuch von M. Kalisch; in Ungarn war zu einer Uebersetzung der heiligen Schrift in's Ungarische von Moritz Bloch ein Anlauf genommen; wir zweifeln sehr, ob diese von dem Genannten begonnene, von einem Andern fortgesetzte Arbeit über das Fünfbuch hinausgekommen. Auch Polen hat eine Uebersetzung des Pentateuch ins Polnische von Daniel Neufeld aufzuweisen. So wird denn fast überall die Bearbeitung der Bibel, dem nationalen Bedürfnisse entsprechend, unternommen, aber wie es mit der Ausführung aussieht, haben wir zu zeigen versucht. Die deutsche Judenheit steht in diesem Punkte einzig da. Ob und wie weit der deutsche Geist hierbei betheiligt ist, wollen wir hier nicht weiter untersuchen; daß aber die von Moses Mendelssohn ausgegangene Anregung eine von dem herrlichsten Erfolge gekrönte, eine wahrhaft Gottgesegnete war, das, denke ich, bedarf keines weiteren Nachweises. Und so glauben wir unserer skizzenhaften, bescheidenen Arbeit einigen Werth zu geben, wenn wir sie mit den Worten Zeller's in seiner Geschichte der neuern Philosophie seit Leibnitz (S. 333) schließen.

„Mendelssohn war aber freilich auch eine Persönlichkeit, welche die schönsten und besten Züge der Zeit-

bildung in seltener Reinheit an sich trug und von den Schwächen derselben, zwar nicht in ihrem Denken, aber doch in ihrer Gefühlsweise und ihrem Wollen, fast gänzlich frei war. In seiner uneigennützigen Liebe zum Guten, seiner großartigen Bedürfnißlosigkeit, seiner philosophischen Gelassenheit und seiner frommen Ergebung in den Weltlauf ist er einem Sokrates oder Spinoza zu vergleichen; mit dem ersteren theilte er auch die gewinnende Menschenfreundlichkeit im Verkehr, welche durch eine milde Ironie und einen schlagfertigen Witz, das Erbtheil seines Stammes, gewürzt war. Die Eitelkeit und Selbstüberhebung, zu welcher die Aufklärung sonst so geneigt ist, blieb ihm fremd; und so frei er im Geiste derselben allen Vorurtheilen entgegentritt, so entschieden er alle Besonderheiten der Nationalität und des Standes gegen die gemeinsamen Eigenschaften und Aufgaben des Menschen zurückstellt, so hat er doch seinem Volke und der Religion seiner Väter eine Anhänglichkeit bewahrt, welche Diejenigen nicht begriffen, deren Zudringlichkeit ihn, nach Lavater's Vorgang, mit täppischen Bekehrungsversuchen verfolgte. Er ist auch hierin, wie in seinem ganzen Wesen, das Vorbild von Lessing's Nathan, diesem Helden einer Dichtung, in welcher der Geist der deutschen Aufklärung, sein sittliches und religiöses Ideal für alle Zeiten in der höchsten Vollendung dargestellt wird."

„Den gleichen Charakter trägt Mendelssohn's schriftstellerische Thätigkeit. Es sind durchaus die Zwecke der Aufklärung und der Humanität, denen seine Feder ge-

widmet ist. Zur besonderen Aufgabe machte er es sich an der Hebung seiner damals noch unter so schwerem Druck seufzenden und in Folge davon in der Regel in geistiger und sittlicher Bildung sehr tief stehenden Glaubensgenossen zu arbeiten; und er hat namentlich auch durch seine Uebersetzung und Erklärung alttestamentlicher Schriften außerordentlich viel dazu beigetragen, daß die deutschen Juden in die Gemeinschaft der deutschen Sprache und Bildung hereingezogen wurden, und der triftigste von den Gründen, der scheinbarste von den Vorwänden beseitigt wurde, auf die man sich bis dahin berufen hatte, um ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers zu entziehen."

Was hat Mendelssohn als Israelit auf Israeliten gewirkt?

Von

Gotthold Salomon.

(1829.)

Es ist mehr als eine poetische Redensart, sondern völlige Wahrheit, wenn man unsern Weisen einen zweiten Moses genannt und an die Sclaverei gedacht, aus der beide ihr Volk erlöset haben. Wie der Führer und Gesetzlehrer des alten Israels, so war es Moses Mendelssohn, der das jetzt lebende Israel von den drückendsten Fesseln des Wahns und des Aberglaubens voller Umsicht und Muth zu befreien suchte. Der Weg dazu war ein dreifacher. Vor allem waren Mendelssohn's persönlicher Umgang und seine sokratischen Gespräche ganz dazu geeignet, in dem Ideenreich von Tausenden seiner Glaubensbrüder eine heilsame Veränderung zu bewirken. Wer nur einigermaßen Sinn für Wissenschaft hatte, besuchte Mendelssohn und fand eine gute Aufnahme. Besonders wißbegierige israelitische Jünglinge, die um diese Zeit den talmudisch-rabbinischen Studien oblagen, fanden in Mendelssohn einen Lehrer, in Mendelssohns Hause ein heiliges Asyl. Aber auch die Heimischen, Väter und Söhne, fanden sich ein und man sprach über Religion, Bibel, über Unterricht, Erziehung und Menschenbildung. „Verbesserungen des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache (sagt Friedländer, der an diesen Unterhaltungen persönlichen Antheil genommen) waren Mendelssohns Lieblings-Themata.“ Da drang manches Wort in Herz und Geist und heller ward es in den Köpfen. Mit

dem Unterrichts- und Erziehungswesen in Berlin selbst ging zuerst eine wohlthätige Revolution vor. „Nachdenkende Hausväter wollen nicht länger ihre Kinder polnischen Lehrern anvertrauen und die Zeit nicht mit talmudischen Spitzfindigkeiten vergeuden lassen." Erziehung und Unterricht gewannen immer mehr einen deutschen, europäischen Charakter und wurden nach ächt pädagogischen Grundsätzen geleitet. Um diese Zeit, im Jahre 1778, wurde auch die Freischule gestiftet, die eine Musteranstalt für viele andere Gemeinden seitdem geworden ist. Doch dabei blieb es nicht. Viele der jungen wißbegierigen Männer, denen Mendelssohn's Haus gleichsam eine Akademie der Wissenschaften geworden, blieben nicht in Berlin, sondern zerstreuten sich später in ganz Deutschland, im Oesterreichischen, in Holland, ja der Same der besseren Kenntnisse und des reellen Wissens wurde bis nach Polen verführt und brachte großen Segen. Ich bin es überzeugt, wenn heutigen Tages noch an der äußern Grenze Polens eine vernünftige Schule errichtet wird, so ist der Gründer oder Vorsteher der Anstalt ein Schüler Mendelssohns, d. h. er hat entweder Mendelssohn selbst gehört, oder Mendelssohn'sche Grundsätze sind ihm von einem Jünger des Propheten überliefert worden. Dies ist der erste Weg, auf welchem Mendelssohn die Aufklärung und Bildung der Juden bewirkt hat.

Wohin die persönlichen Belehrungen des Weisen nicht reichen konnten, da drangen seine Schriften hin, und weckten Hunderte aus dem Schlummer; irrige Begriffe wurden berichtigt, schädliche Vorurtheile zerstreut und Wahrheiten, die in das Leben eingreifen und das Leben verstehen und veredeln lehrten, befestigt. Gilt dies von den Schriften, die eine allgemeine Tendenz haben und allen Religionen gleich wichtig sind — wie wohlthätig mußten nun erst die Schriften wirken, die gleichsam unmittelbar Juden und Judenthum berühren! Unter Christen haben z. B. Mendelssohns Vorrede zu Manasseh Ben Israels „Rettung der Juden", sowie sein „Jerusalem" Vorurtheile, die Jahrhunderte befestigt waren, zerstört und die

israelitische Religion von einer Seite gezeigt, die selbst gelehrte Christen vorher gar nicht geahnt haben. Und Juden haben nun erst die Kleinode, die sie lange besessen, aber unbeachtet liegen ließen, nach ihrem wahren Werthe kennen gelernt, sie haben den Geist des Mosaismus von Angesicht zu Angesicht gesehen; haben erfahren, wie sie sich im Kreise ihrer Religion frei bewegen dürfen und sollen, und daß kein Rabbi, wenn er ein ächter Israelit ist, mit Bannstrahlen um sich werfen und der Denkfreiheit in religiösen Angelegenheiten hindernd in den Weg treten dürfe. Da wurde es hell in Israels Geistern, Schulen und Häusern! — Dazu gesellte sich nun die deutsche Uebersetzung des Pentateuchs! Eine allgemeine Bewegung entstand unter den, an eine jüdisch-deutsche, kaum verständliche Paraphrase gewöhnten Juden in ganz Deutschand, die vor einer rein deutschen Uebersetzung erzitterten, als ob ihnen dies Unheil bringen würde. Einige verschmähten sie aus Anhänglichkeit zum Alten, andere aus Unkunde der deutschen Sprache, andere aus Furcht, daß die Jugend sich nunmehr erst zum Erlernen dieser Sprache wenden müsse, bevor sie die heilige Schrift lesen könnte, weil die Mehrzahl im väterlichen Hause an eine gemischte Sprache gewöhnt war, in welcher manches deutsche Wort eine undeutsche Bedeutung hatte, manches ganz fehlte und durch verdorbenes oder echtes Hebräisch ersetzt ward. Wenige Unterstützer des Unternehmens meldeten sich, aber Mendelssohn sah eben in dieser Aengstlichkeit wegen der scheinbaren Neuerung, das wahre Bedürfniß einer neuen Uebersetzung der heiligen Schrift, und er lieferte sein Werk, das Fehlende an den Kosten aus eigenen Mitteln zuzahlend. Alles Geschreies und aller Verunglimpfung des erschienenen Werkes ungeachtet, bahnte es sich doch seinen Weg. Die weise Vorsicht, den Weg der Philologen und Kritiker vorläufig zu meiden, sich an die Massorah streng zu halten, und den herrschenden Meinungen nicht zuwider zu deuten, war hier am rechten Orte. Eine kräftige, im Sinne des strengsten Judenthums verfaßte, obwohl den Philosophen, besonders den Aesthetiker nicht verleugnende

Vorrede that ihre Wirkung. Mehrere Rabbinen, besonders R. Schaul in Frankfurt, erklärten das Werk für vortrefflich, und bald verbreitete es sich über die größern Gemeinden, anfangs mehr zum Nutzen der Hausväter, welche nun den Inhalt der fünf Bücher Mosis klarer begriffen, und allmälig auch in die Schulen eindringend, weil man den Unterricht der Jugend nach Mendelssohns Deutsch (wie man sich ausdrückte) immer mehr forderte. Einen entscheidenden Einfluß hatte dies Unternehmen bei allen linguistischen, hermeneutischen und archäologischen Fehlern, von denen wir es nicht frei sprechen können, auch auf die äußere Bildung der Juden. Viele, und besonders die Jugendlehrer erlernten erst aus dieser Uebersetzung die deutsche Sprache, und so ward sie ihnen die Vorschule zu andern Studien. Man kann dies leicht begreifen, wenn man weiß, daß die Juden das Hebräische fast ganz durch vieles Lesen und Schreiben gleichsam als Muttersprache aus ihrem inneren Zusammensammenhange zu erlernen pflegten, sie also von ihr ausgehend erst zu andern Hilfsmitteln der Sprachbildung gelangen konnten. Mendelssohn, die Früchte seiner Arbeit gedeihen sehend, ging weiter, commentirte und übersetzte die Psalmen, mit weit größerem Aufwande seines deutschen Sprachschatzes, mit weit höherem ästhetischen Sinne, und mit viel glänzenderem Erfolge; denn sie wurden mit allgemeinem Beifall gekrönt. Er beabsichtigte auch eine Uebersetzung der übrigen Bücher der heiligen Schrift, hinterließ aber, vom Tode zu früh dahingerafft, nur noch das hohe Lied, dessen schöne Uebersetzung Bewunderung erregte. — Wir wollen hier nicht den kritischen Werth dieser Werke untersuchen und deren Mängel herausheben; wir beachten nur deren Wirkung auf die Juden. Sie ist nicht zu berechnen, sie lebt noch immer fort, und wird noch lange dazu dienen, unter ihnen Licht und Forschung zu verbreiten. Das war seine Absicht, nicht unter den Philologen zu glänzen; und sein Zweck ist vollkommen erreicht.

Dadurch aber setzte Mendelssohn seiner Wirksamkeit für Juden die Krone auf, daß er einer der edelsten und vortreff-

lichsten Menschen war. Seine Persönlichkeit flößte allen, die ihn kannten, Hochachtung ein und wirkte er durch jene, — durch seine Humanität! zum Heil seines Volkes. Die edelsten Züge der Menschlichkeit — in seinem Bilde sind sie vereinigt. Streng gegen sich und weich gegen andere; bei der größten Bescheidenheit den festesten Muth, wenn es der Wahrheit galt; tiefes Gefühl für die Noth Anderer und das unermüdete freudige Bestreben, dieser Noth selbst mit großen Opfern von seiner Seite abzuhelfen, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung im höchsten Grade — und was den Vollkommenen noch vollkommener macht: in keinem Worte zu fehlen; Alles dies darf von dem Manne gerühmt werden, der, obgleich seit seiner Erscheinung ein Jahrhundert abgelaufen, noch nicht wieder erschienen ist, und in die Worte, die ihm einer seiner trefflichen Jünger bei seinem Scheiden nachgerufen, dürfen wir bei der Säcularfeier des Gefeierten noch immer einstimmen, ohne den Zeitgenossen wehe zu thun:

Moses Mendelssohn
Unter Allen selten,
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dem Moses der deutschen Juden.

Manch' ein Volk sehn wir verblühen
Sehn, wie mancher Stamm zerbricht;
In der Asche — kein Erglühen,
Ihre Namen nennt man nicht.
Aber keins steht seit dem „Werde"
Noch in Blüth' und festem Kern,
Wie das Schmerzenskind der Erde,
Israel, das Volk des Herrn.

So hat keines je gestritten
Für des Glaubens höchstes Gut,
Keines so für ihn gelitten
Mit dem eignen Herzensblut.
Nicht erschreckt vom Tod in Flammen,
Nicht bewegt von Hohn und Spott,
Hielt es fest und treu zusammen,
Hielt an seinem alten Gott.

Klaffen ließ man Eure Wunden,
Und der Pfeil ward nicht entfernt,
Und in bangen Schreckensstunden
Habt das Dulden Ihr gelernt.

Lerntet selber Euch genügen
In des Ghetto strengem Bann,
Lerntet unter Druck Euch fügen,
Der das Herz zermalmen kann.

Und es blieb in Eurer Mitte,
Wie's vor alten Zeiten war.
Keinen Brauch und keine Sitte
Brachtet Ihr zum Opfer dar.
Fremde bliebt Ihr in dem Lande,
Dichter schlosset Ihr den Ring,
Wo der Haß Euch und die Schande
Statt der Bruderlieb' empfing.

Dumpfe Stille. — Nacht der Geister. —
Wann wär' uns der Tag erwacht,
Wenn uns nicht erstand ein Meister,
Der Erlösung uns gebracht!
Vor dem reinen, milden Lichte
Seines Geistes schwieg der Hohn;
An dem Himmel der Geschichte
Glänzt' ein Stern uns: Mendelssohn. —

Was er dachte — Götterklarheit,
Sein Gemüth — das Kindes Bild,
Was er forschte — Himmelswahrheit,
Und sein Richten — ernst, doch mild.
Welch' ein Geist in solcher Hülle,
Welch' ein Held in solcher Zeit!

Edler Weisheit welche Fülle,
  Welch' ein hoher Sinn im Streit!

Moses gleich, dem Gotteshirten,
  Der zum Retter einst erkürt,
Gleich dem „Führer der Verirrten"
  Hat sein Vorbild uns geführt.
Seltner Mann für solche Sendung,
  Israel vergißt dich nie;
Wie du lehrtest — Formvollendung,
  Was du lehrtest — Harmonie.

Daß dein Volk ein freies werde,
  Frei sein Wort, sein Menschenrecht,
Daß im Völkerkreis der Erde
  Nicht es mehr der scheue Knecht —
Ohne Blut hast du's errungen,
  Nur im reinen Geisterstreit,
Hast das Vorurtheil bezwungen,
Durch dein Beispiel uns befreit.

Deutscher Moses! deine Seele
  Hat des Bruders Leid erkannt,
Daß ihm nicht die Liebe fehle,
  Daß ihm fehlt das Vaterland.
Daß mit ewig-scheuem Tritte
  Er — ein Fremdling — es durchirrt,
Wenn ihm nicht die Sprach' und Sitte
  Deutschlands zum Bewußtsein wird.

Von der Heimath Geist durchdrungen,
  Schauend in die bess're Zeit,
Lehrt' er uns in deutschen Zungen
  Gottheit und Unsterblichkeit.
Und er ließ den Juden ahnen,
  Daß er nicht blos Jude sei;
Denn er macht' ihn zum Germanen,
  Macht' ihn durch die Sprache frei.

Schätze längst entschwundner Tage
  Hob er uns mit sichrer Hand,
Schmückte Juda's heil'ge Sage
  Mit dem deutschen Sprachgewand;
Und mit Lessing im Vereine,
  Jenem Helden kühn und klar,
Stürzt' in Staub er das Gemeine.
  Heil Dir, Dioskurenpaar!

Wo des Nordens Meere wogen,
  Wo des Südens Palmen wehn,
Israel ist eingezogen,
  Läßt den deutschen Geist erstehn.
Baut ein Jude seine Hütte,
  Klingt der deutschen Sprache Ton,
Und in fremder Völker Mitte
  Preist er seinen Mendelssohn. —

L. Fürst.

Moses Mendelssohn als deutscher National-schriftsteller.

Von

Dr. Arnold Bodek.

In seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ hat Lessing den Gedanken in die Welt geworfen, daß die Geschichte der Menschheit, ganz wie die der Einzelnen, ein stetig fortschreitender Entwicklungs- und Erziehungsgang sei. Dieser überaus fruchtbare und beseligende Gedanke, der damals noch neu und kühn erklang, ist seitdem, nach den verschiedensten Seiten hin ausgebildet, angewandt und bestärkt, so sehr zum Gemeingute geworden, daß er den Charakter des Landläufigen und Selbstverständlichen angenommen hat. Heute weiß jeder Gebildete — auch ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß er es unmittelbar oder mittelbar bei Lessing gelernt hat —, daß das Leben der Völker sich nicht im Kreise dreht, sondern sich vorwärts bewegt, nach gewissen Gesetzen fortschreitet, von Stufe zu Stufe aufsteigt, und daß in diesem allgemeinen Fort- und Aufgange jedem Volke, jedem Zeitalter seine Stellung und Richtung, seine besonderen Aufgaben zugewiesen sind.

Welche Aufgaben das heutige Zeitalter zu lösen habe, welchen Zielen es zustrebe, darüber steht uns, die wir selbst darin umhergetrieben und befangen sind, kein abschließendes Urtheil zu. Wohl aber vermögen wir, indem wir unser Zeitalter mit seinen Vorgängern vergleichen, gewisse unterscheidende Merkmale zu erkennen, und sicher ist, daß unter den Aufgaben, die dem jetzt lebenden Geschlecht zu schaffen geben, unter den Mächten, die heute das Völkerleben treiben und bestimmen, der Nationalitätsgedanke mit in der vordersten Reihe steht. Dieser früher ziemlich unbekannte oder wenig berücksichtigte Gedanke ist es, der sich aus der brutalen Völkermengerei des ersten Napoleon, und im Kampfe mit ihr, energisch aufrang und in den Erhebungen der bedrückten, gewaltsam durcheinandergerüttelten und künstlich zusammengeschweißten Völkerschaften, namentlich aber im deutschen Freiheitskriege sich Luft machte; der später in den Sturmjahren 1848 und 49 gewaltig hervorbrach und von da ab in immer neuen Stößen und Erschütterungen die Karte von Europa umgestaltete; der den Bestand des vielsprachigen österreichischen Kaiserstaates bedrohte, zum italienischen, zum preußisch-österreichischen, zum deutsch-französischen Kriege, zur Einigung Italiens und Deutschlands (mit Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen) führte; der den fernen Orient in seinen Tiefen aufwühlte und dort in langen blutigen Kämpfen, die noch nicht abgeschlossen sind, neue Volkskräfte entfesselte, eine Reihe neuer Staatenbildungen emportrieb. Auch in unserem Deutschland, und in ihm ganz vorzugsweise, hat der

nationale Gedanke seine beherrschende Rolle noch lange nicht ausgespielt; vielmehr muß unser neuer Nationalstaat, nachdem er sich seine Existenz erkämpft, theils um die Sicherung dieser Existenz, theils um seine innere Festigung und Fortentwickelung mit allen Kräften bemüht sein. Andere Aufgaben sind nebenher noch fortzuführen, neue werden auftauchen, alte in veränderter Form wiederkehren; aber mitten durch alle Strömungen hindurch, über alle Wendungen und Schwankungen, über alle Störungen und Hemmnisse hinweg muß und wird, will's Gott, der nationale Gedanke noch auf lange hinaus unser Volksleben beherrschen und durchdringen, öffentliches und privates, Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Unterricht.

Die nationale Arbeit, in der wir heute stehen, lag natürlich unseren Vätern im achtzehnten Jahrhundert fern; Nationalitätsbewußtsein und Vaterlandsliebe im heutigen Sinne waren ihnen fremd; sie hatten eben ganz andere Aufgaben, lebten unter ganz anderen Voraussetzungen, in ganz anderen Verhältnissen und Ideen. Es war die Zeit des „Individualismus“ und „Kosmopolitismus“: der Einzelne und die Welt, der Mensch und die Menschheit, das war es, womit man sich beschäftigte, worauf man alles Dichten und Trachten sammelte; das Mittelglied der Nationalität übersprang man, für ein Vaterland konnte man nicht schwärmen, nicht kämpfen und arbeiten; denn es gab keines. Und das gilt auch von den vornehmsten Führern unseres Volkes in jener Zeit. Nicht einmal unser nationalster Dichter

Schiller (von Goethe ganz zu schweigen) kannte ein Nationalgefühl, wie es sich im Laufe unseres Jahrhunderts in Deutschland herausgebildet, noch viel weniger sein Vorläufer Lessing. Hat doch der Letztere offen bekannt, daß er durchaus „nicht nach dem Lobe eines eifrigen Patrioten geize“, daß Vaterlandsliebe ihm als eine „heroische Schwachheit“ erscheine. Und doch würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir ihn in dieser Beziehung allzu streng beim Wort nehmen wollten — gerade so Unrecht, wie wenn wir seinem bescheidenen Bekenntniß, daß er keine dichterische Ader in sich fühle, aufs Wort Glauben schenken wollten. Er war allerdings kein Patriot in der politischen Bedeutung des Wortes; sein Wirken war überhaupt, wie das fast aller seiner Zeit- und Kampfgenossen, kein politisches, sondern ein vorwiegend ethisch-ästhetisches. Auch ihm war der Mensch und seine sittlich-künstlerische Herausbildung, der Kampf für Menschlichkeit und für „der Menschheit große Gegenstände“ die Hauptsache: daneben aber geht doch durch all sein Streben und Schaffen ein tüchtiger nationaler Zug. Echt national war sein Bestreben, die deutsche Literatur von Fremdländerei und Französelei zu säubern und seinem Volke eine nationale Bühne zu schaffen — ein Unternehmen, das zwar äußerlich scheiterte, das aber einen bleibenden und nachhaltigen Ausdruck erhielt in seiner „Hamburger Dramaturgie;“ deutsch war die Gesinnung, die ihn zu vielen seiner Fehden anspornte; deutsch der Geist, der seine eigenen Schöpfungen beseelte, so namentlich seine „Minna von Barnhelm,“

dieses erste und lange Zeit einzige deutsche Lustspiel; deutsch sein Verständniß und seine Begeisterung für den großen Friedrich, von dessen Thaten und Schicksalen er bewegt und fortgerissen war wie nur irgend ein „eifriger Patriot.“

Und was von Lessing gilt, das gilt auch von seinem Freunde Mendelssohn — bei dem wir freilich im vorhineinein noch viel weniger von Nationalgefühl, Patriotismus und dergleichen vermuthen sollten. Denn wenn Lessing kein Vaterland hatte, so hatte der Jude Moses erst recht keines. Die nichtjüdischen Deutschen hatten zwar auch kein großes deutsches Vaterland — das altersschwache, in allen Fugen krachende „heilige römische Reich“ konnte gewiß nicht mehr als solches gelten; aber sie hatten doch noch einen Schimmer von Vaterlandsliebe, Trümmer eines Vaterlandes, ein preußisches, sächsisches, bayrisches Vaterland u. s. w. Die Juden aber hatten zu Mendelssohns Zeiten buchstäblich gar kein Vaterland, weder ein weiteres, noch ein engeres, weder eines, das sie hätten achten und lieben, noch eines, das sie hätten geringschätzen und verspotten können. Mendelssohn ist es ja erst gewesen, der seinen Glaubensgenossen deutsche Sprache und Gesittung beigebracht, der sie von fernher zur Aufnahme in den deutschen Bürgerverband vorgeschult hat. Geboren und erzogen in einer Zeit, da die Juden in Deutschland noch in finstere Gefängnißgassen eingeschlossen, der tiefsten Verachtung, der härtesten Verfolgung preisgegeben waren, litt er selbst noch schwer unter diesem allgemeinen Vorurtheil; selbst

später, als er bereits zu hohem Ansehen gelangt war, konnte er nach langem Harren und Mühen für sich, nicht aber auch für seine Kinder das Privilegium eines Schutzjuden im Reiche Friedrichs des Großen erlangen (vom Bürgerrechte nicht zu reden),[1]) und als die königliche Akademie der Wissenschaften ihn in ihre Reihen aufnahm, mußte er es erleben, daß der sonst so aufgeklärte König, in dessen Staate angeblich „Jeder nach seiner Façon selig werden sollte", ihn, den Juden, von der Liste strich (1771). Wenn das am grünen Holze geschah, was durfte man da vom dürren erwarten?

[1]) Als seine Freunde (1762) in ihn drangen, sich zur Erlangung des Privilegiums in einer Bittschrift an den König zu wenden, äußerte er mit wehmüthiger Ironie: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig ist, zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, in welchem ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich blos austreiben, im Fall mich in Ermangelung eines anderen Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will;" und ferner: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu erlangen?" Es fiel ihm schwer, sich in dieser Sache von seinen Glaubensbrüdern zu trennen, und nur die Rücksicht auf das Wohl seiner Familie bestimmte ihn endlich, die Bittschrift aufzusetzen, die fast ein Jahr lang unbeachtet im Cabinet des Königs liegen blieb und später wiederholt werden mußte. Vgl. den Bericht Nicolai's in M.'s Ges. Schr. (Leipz. 1843) I, 48 fg.

Wenn ein Friedrich so dachte und handelte — war es ein Wunder, daß der gemeine Haufe die Menschenrechte der Juden mit Füßen trat und daß selbst ein Mendelssohn nicht vor den Sticheleien und Quälereien eines erleuchteten Straßenpöbels der „Stadt der Intelligenz" sicher war? „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande (so klagt er in einem Schreiben an Maurus Winkopp, einen ihm befreundeten Benedictiner auf dem Petersberge bei Erfurt, unterm 28. Juli 1780) lebe ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zur Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß, und den Musen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? und was hindert dieses andere Leute? — Ach, ich schlage die Augen unter, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Weg von diesen Betrachtungen! sie machen mich zu unmuthig?"[1])

Solch herbe Erfahrungen waren freilich nicht ge-

---

1) Ges. Schr. V, 567.

eignet, das Feuer der Vaterlandsliebe zu wecken und zu schüren. Um so mehr sind wir erstaunt, um so freudiger überrascht, sie dennoch auch bei Mendelssohn vorzufinden, ja ihn, den Juden, als einen Lehrer des Patriotismus auftreten, ihn den Deutschen nationales Selbstgefühl und Selbstbewußtsein predigen zu sehen.

Wohl lesen wir auch in Mendelssohn's Schriften und Briefen Aeußerungen des Unmuthes über beschränkten und übertriebenen Patriotismus, weltbürgerliche Bekenntnisse, ähnlich denjenigen Lessing's, deren wir oben erwähnten. Wohl gesteht er wiederholt, daß er kein Vaterland habe und daß daher die Anhänglichkeit an ein solches ihm ein fremdes Gefühl sei. Aber er thut sich auf seine Vaterlandslosigkeit nichts zu Gute; meist spricht er davon in einem bedauernden Tone, aus welchem, wenn nicht die Vaterlandsliebe, so doch die Sehnsucht nach einem Vaterlande durchklingt. So wenn er in einem Schreiben an Abbt (vom 22. Juli 1766) klagt, daß ihm, als „einem Menschen, der kein Vaterland habe,“ das rechte Verständniß für Geschichte nicht aufgegangen sei;[1]) oder wenn er demselben Freunde auf eine Anregung in Betreff der „Bestimmung seiner Landsleute“ (unterm 20. Juli 1764) antwortet: „Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen Sie? Welcher Landsleute? der Dessauer? oder der Bürger von Jerusalem?“[2]); oder wenn er Iselin auf seine Einladung zum Anschluß an die von Jenem begründete

---

[1]) Ges. Schr. V, 368.
[2]) Ges. Schr. V, 325.

schweizerische „patriotische Gesellschaft" (unterm 30. Mai 1762) bescheiden erwidert:

„Ich gestehe es, theuerster Menschenfreund! ich befürchte, Sie machen sich einen allzu vortheilhaften Begriff von meinen Talenten. Sie scheinen mich für fähig zu halten, in dem Felde, das Sie beeifern und die patriotische Gesellschaft mit vereinigten Kräften anzubauen Vorhabens ist, einen Mitarbeiter abzugeben, und ich habe die gegründetste Ursache, vornämlich in diesem Stücke in meine Fähigkeiten kein geringes Mißtrauen zu setzen. Geburt, Erziehung und Lebensart zeigen ihren Einfluß in die Denkungsart des Menschen nie so sehr, als wenn von diesem edleren Theile der Weltweisheit die Rede ist .... Sie wissen, wie wenig Antheil meine Glaubensbrüder an allen Landesfreiheiten zu haben pflegen. Die bürgerliche Unterdrückung, zu welcher uns ein zu sehr eingerissenes Vorurtheil verdammt, liegt wie eine todte Last auf den Schwingen des Geistes, und macht sie unfähig, den hohen Flug des Freigeborenen jemals zu versuchen. Ich besitze Selbsterkenntniß genug, um in diesem Stücke meine Schwäche einzusehen; und allzuviel Hochachtung für die Gesellschaft, um ihr dieselbe nicht zu gestehen."[1])

Mendelssohn sprach also, obwohl er als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, wie als Sohn des heimatlosen jüdischen Stammes sich mit noch größerem Recht, als Lessing, einen Weltbürger nennen konnte, doch von seiner Vaterlandslosigkeit nicht wie von einem Vorzug oder einem selbstverständlichen und gleichgültigen Zustande, sondern wie von einem Mangel, den er bitter empfand. Ja, noch mehr; er vergalt Böses mit Gutem, liebte Diejenigen, die ihn und seine Glaubensbrüder verkannten und ausstießen, schätzte und förderte von ganzem

---

[1]) Ges. Schr. V, 437.

Herzen und von ganzer Seele deutsche Art und Bildung, freute sich über deutsche Erfolge, war über deutsche Mißerfolge und Schwächen betrübt, trat für deutsche Ehre ein und kämpfte mit patriotischem Eifer an der Seite Lessing's für die Wiederaufrichtung des arg gesunkenen deutschen Nationalgefühls.

Schon frühzeitig, in seinen ersten Berliner Lehrjahren, fühlte Mendelssohn sich vom deutschen Geiste freundlich angezogen, während das sophistische, witzelnde und tändelnde Treiben der Franzosen, die damals in Berlin den Ton angaben, seinem ehrlichen, in die Tiefe dringenden Forschergeiste eine Abneigung einflößte, die mehr und mehr zu bewußter Gegnerschaft heranwuchs. Diese findet bereits in seiner Erstlingsschrift, den „Philosophischen Gesprächen" (1755), einen überaus kräftigen und freimüthigen Ausdruck. Mendelssohn führt darin den Niedergang der deutschen Philosophie und des deutschen Geisteslebens überhaupt auf den Mangel an männlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit, auf das Ueberwuchern französischer Einflüsse zurück; er sagt:

„Sie haben ohne Zweifel eine Quelle übersehen, aus der wir, leider! mehrere Uebel herleiten müssen. Ich meine unsere sklavische Nachäffung eines Volkes, das uns zu verführen gleichsam gemacht zu sein scheint. Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sahe wohl, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sei; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke, und übte den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen, und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Welt-

weisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzliche Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w., und spotteten sehr witzig der düsteren Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? sie, die gerne die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollten, daß sie zu leben wissen. — Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen? Sie könnten sich ja wohl damit begnügen, daß sie größere, und die Franzosen artigere Philosophen unter sich haben. — Gewiß! Leibnitz, Wolf und verschiedene ihrer Nachfolger, zu welcher Vollkommenheit haben sie die Weltweisheit gebracht! Wie stolz kann Deutschland auf sie sein!" [1])

Welch eine tiefe Empfindung für deutsche Eigenart, welch ein gesundes Nationalgefühl spricht aus diesen Worten, die geschrieben wurden zu einer Zeit, da das Joch der französischen Fremdherrschaft schwer auf dem deutschen Geiste lag, da die allerwärts grassirende Gallomanie selbst einen Friedrich erfaßt hatte, der die Franzosen wohl auf dem Schlachtfelde zu schlagen wußte, sich aber geistig von ihnen gefangen nehmen ließ und, sein Deutschthum verleugnend, mit Achselzucken auf die sich mühsam aufringende Literatur seines Volkes herabsah! Mit solchen Gesinnungen trat Mendelssohn als streitbarer Bundesgenosse an die Seite Lessing's, mit dem er alsbald gegen die französischen Hofsophisten zu

1) M.'s Ges. Schr. I, 203 fg.

Felde zog in der von beiden gemeinschaftlich ausgearbeiteten Streitschrift „Pope ein Metaphysiker“ (1755), worin für Leibnitz und die deutsche Philosophie Zeugniß abgelegt, zugleich aber der gespreizten Hohlheit und dem Dünkel der Franzosen mit feinem Sarkasmus heimgeleuchtet wurde.

Derselbe deutsche Geist, dieselbe deutsche Gründlichkeit, dieselbe Unabhängigkeit und Wahrheitsliebe, dieselbe zarte Schonung und stolzbescheidene Würdigung deutscher Eigenart bei aller Anerkennung wirklich guter Eigenschaften und Leistungen anderer Nationen, dieselbe Begeisterung für die Hebung und Hochhaltung deutscher Bildung und Literatur beseelte auch das weitere Schaffen und vor Allem das kritische Wirken Mendelssohn's. Die Kritik, die er im Bunde mit Lessing mit vollem Bewußtsein in die deutsche Literatur einführte, war keine blos reproducirende, geistlos wiederkäuende und nachbetende (wie sie damals nur zu sehr Mode war),[1]) auch

---

[1]) S. Mendelssohn an Abbt (3. Jan. 1763): „Ein allgemeines Vorurtheil hat den Kunstrichter unseres Vaterlandes zu kahlen Auszügen und unschmackhaften Complimenten verdammt; und alle Welt fällt über die Verwegenen her, welche sich etwas mehr zu thun erkühnt haben.“ M.'s Ges. Schr. V, 270. Ferner in den „Literaturbriefen“ (95): „Allenthalben die Universität! allenthalben die Verhältnisse zwischen Professor und Student, und den übrigen Ehrenstufen, die dazwischen liegen! Ein Professor ist ihnen gleichsam ein kleiner König. Recensiren sie eine von seinen Schriften, so heißt es: „der berühmte Herr Verfasser haben sich durch diese neue Bemühung aufs Neue um die Welt ausnehmend verdient gemacht“ u. s. w. Ges. Schr. IV, 2, 60.

keine blos negative, ätzende und zersetzende (wie man sie so oft fälschlich den Juden zum Vorwurf gemacht hat); sie war eine positive, schöpferische, das Unkraut zwar ausrodende, entschieden Schlechtes und Schädliches abweisende, alle Keime des Guten aber sorgsam hegende und pflegende, jede gesunde Neuerung ermunternde, die Bildung einer nationalen Literatur anspornende, echt deutsche Kritik. Diese Kritik war es, die er Jahre lang als ein Hauptmitarbeiter der von Nicolai gestifteten „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ und der „Literaturbriefe“ übte, jener beiden kritischen Vorschulen, die dem classischen Zeitalter unserer Literatur die Wege gebahnt haben.

Wer Einsicht in diese Werke nimmt und den bedeutenden Antheil überschaut, den Mendelssohn an ihnen genommen, der hat wieder und wieder Gelegenheit, sich des patriotischen Eifers zu freuen, mit dem Jener seines Richter- und Wächteramtes wartete. Da sehen wir ihn vor Allem bemüht, die liebe deutsche „Muttersprache“ zu fördern, sie zu reinigen und blank zu halten wie einen Ehrenschild, sie nach innen und außen zu heben. So sehr er das Wesen über den Schein setzte, so sehr er allem Formelkram und Wortgepränge abhold war, so erkannte er doch, daß die Mängel der deutschen Literatur und die Mißachtung, unter der sie sowohl im Auslande als in Deutschland selbst zu leiden hatte, meist aus der Vernachlässigung der Form herrührten: man sprach und schrieb entweder mit altfränkischer Plumpheit

und Weitschweifigkeit, oder man erging sich in gezierten, affectirten, den Franzosen abgeborgten Wendungen und merkte nicht, daß man sich diesen dadurch erst recht lächerlich machte. Das schmerzte Mendelssohn, und von lebhafter Empfindung für deutsche Volksehre wie von einem feinen ästhetischen Gefühl geleitet, drang er vor Allem auf übrigen Schönheit des Ausdrucks, auf edle, aber einfache, dem deutschen Sprachgeiste angemessene Schreibart. So sagt er z. B. in den „Literaturbriefen“:

„Mit dem guten Ton in den Schriften will es auf unseren hohen Schulen nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute und zuweilen vortreffliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre besten Schriften weder von Ausländern, noch von der großen Welt in Deutschland jemals würden gelesen werden. Desto schlimmer für die Ausländer und für die deutsche große Welt! sagen Sie vielleicht? daß sie dieser schönen Sachen entbehren müssen. Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt, so braucht er ja seine Absichten nicht blos auf seine Zuhörer einzuschränken; und allenfalls, wenn er auch dieses thun muß, so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato, Aristoteles oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdann weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorhöhe herabreden, und einen edlen und freien Ton annehmen, so wie er den Wissenschaften anständig ist. — Verstehen Sie mich nicht unrecht! Ich bin so unsinnig nicht, die strenge Methode und die Gründlichkeit an unseren deutschen Schriftstellern zu tadeln; oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu Gefallen, nur das Mindeste vergeben sollen. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser denken. . . . Auf unsern hohen Schulen gibt es sogar nicht viel Pedanten mehr. Die Mehrsten haben den Schulstaub abgeschüttelt. Nur möchte

man wünschen, daß sie es lieber beim Alten gelassen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Wesen ist zehnmal unerträglicher. Es ist der Pedant im Stutzerkleide. (Folgen drastische Beispiele gespreizter und geschraubter, undeutscher und übertrieben unterwürfiger Schreibweise; dann fährt Mendelssohn fort:) Was muß ein Ausländer von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in die Hände fällt? Ich will nicht hoffen, durch diese Gedanken Jemand zu beleidigen. In der That ist es um die Einkleidung der Wahrheiten überhaupt nur eine Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich durch den schlechten Anstand eines Menschen abhalten läßt, seine inneren Verdienste zu schätzen. Allein ich habe nur die Ursache anzeigen wollen, warum wir unseren Nachbaren so unbekannt bleiben; warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Wahrheit kommen, die in allen unseren Compendiis zu finden ist. . . Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schul-Etikette vergessen, und sich einen freiern und ungezierten Ton angewöhnen wollten, so würde der allgemeine Beifall, den sie verdienen, nicht ausbleiben.“ [1])

Die Ehre der deutschen Sprache zu wahren, ihre Schönheit zu behüten und zu pflegen, war in jener Zeit, da Alles den koketten Künsten der französischen Sprache und Literatur nachlief, gewiß ein ebenso verdienstliches und patriotisches, als schwieriges und undankbares Geschäft. Dennoch unternahm es Mendelssohn und führte es zäh und mit treuem Fleiße durch, indem er sich weder an die gekränkte Eitelkeit der so mächtigen Fremden, noch an die ihrer heimischen Nachtreter kehrte. Er führte es durch, sowohl in seinem öffentlichen kri-

---

[1]) Lit.-Br. 95; Ges. Schr. IV, 2, 59 fg.

tischen Wirken, wie im vertrauten brieflichen Verkehr, in welchem wir ihn sowohl aufstrebenden Talenten als anerkannten Schriftstellern mit Hingebung und liebenswürdiger Offenherzigkeit heilsamen Rath ertheilen sehen. Selbst ein Lessing nahm in stilistischer Beziehung gern von ihm Lehre an, und seinem Beispiel folgten Herder, Garve, Abbt ꝛc. Der Letztere sendet ihm z. B. seine Schrift „vom Verdienste“ ein und empfiehlt ihm „das gebrechliche Manuscript zu milder Ausbesserung.“ Mendelssohn nimmt den Auftrag sehr ernst, unterzieht sich seiner Aufgabe mit rührender Ehrlichkeit, macht allerlei freimüthige Ausstellungen und schreibt dazu an Abbt:

„Ihr Werk vom Verdienste enthält sehr gute Sachen, in einer sehr guten Ordnung, aber in der unerträglichsten Schreibart von der Welt. Ich habe es zweimal mit wahrem Vergnügen über den Inhalt und den Vortrag, aber mit soviel Verdruß über die seltsame Affectation der Schreibart durchgelesen, daß ich sehr oft mit Unwillen die Bogen aus der Hand werfen und mich zerstreuen mußte .... Ihre Schrift soll die Ehre der deutschen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Deutsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können; und sie kann dieses Alles, wenn sie noch einmal polirt wird .... Ich mache keine Entschuldigung für die Art, mit welcher ich Ihnen diese verdrießlichen Wahrheiten sage. Wenn Sie nicht mein Freund, nicht Abbt wären, so hätte ich Ihnen dergleichen Wahrheiten — vielleicht auch sagen können, nur hätte ich schmeichelhaftere, kriechendere Wendungen suchen müssen. Dieser Mühe bin ich nunmehr überhoben, denn Sie kennen die Pflichten der Freundschaft.[1])

So wirkte Mendelssohn, der Sohn des armen

[1]) M. an Abbt, Aug. 1764; Ges. Schr. V, 330 fg.

jüdischen Schreibmeisters, in höherem Sinne als ein Schreibmeister der Deutschen, er lehrte die Deutschen deutsch schreiben.

Wie sehr er die deutsche Sprache schätzte, welch hoher Entwicklung er sie fähig hielt, ja wie er sie über alle übrigen Sprachen stellte, geht außer aus vielen anderen Aeußerungen namentlich auch aus jener Stelle in den „Morgenstunden" hervor, in welcher er auf Lessing's „Nathan" zu sprechen kommt und von diesem rühmt:

„Erinnern wir uns nur jener vortrefflichen Scenen seines dramatischen Lehrgedichts, in welchen er die wahre Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes, sowie das Schädliche in der Vorstellungsart, nach welcher man immer nach Wunderdingen ausgehet, um den Finger der Gottheit zu erkennen, mit aller Deutlichkeit des didaktischen Weltweisen, und zugleich mit aller Energie des theatralischen Dichters, bis zur Augenscheinlichkeit dargestellt hat. Eine Verbindung, die nur einem Lessing, wiewohl vielleicht auch diesem nur in unserer Muttersprache möglich gewesen. Nur unsere Muttersprache scheint diese Art von Ausbildung erlangt zu haben, daß sich die Sprache der Vernunft in derselben mit der lebendigsten Darstellung verbinden läßt."[1])

Tief beklagte Mendelssohn, daß der große Preußenkönig diese Muttersprache so gering schätzte und sich in seinen Schriften des Französischen bediente. „Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz besitzen, um den ihre Nachbarn Ursache hätten, sie zu beneiden."[2]) Und nicht minder be-

---

[1]) Morgenst. 15; Ges. Schr. II, 365.

[2]) Lit.-Br. 98; Ges. Schr. IV, 2, 68.

dauerte er, daß ein anderer vortrefflicher Fürst jener Zeit, der wegen seines Geistes- und Herzensadels von ihm hochverehrte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, „sich lieber im Französischen ausdrückte, weil er in dieser Sprache, zu Genf, seine Geistesbildung empfangen hatte“; von diesem berichtet er: „Eine von seinen Handschriften war ein Werk über den Vertheidigungskrieg, unter dem französischen Titel: Essai sur la manière de faire la guerre défensive. Da ich von der Materie nichts verstand, so las er blos die Vorrede und ein Capitel „über das Recht sich dem Tode zu ergeben“ vor; und es war mir Leid um meine Muttersprache, daß der Graf zu Genf erzogen sein mußte.“ [1])

Daß ihm aber nicht nur die Form, sondern auch die Sache, nicht nur die deutsche Sprache und Schreibart, sondern mit und in dieser eben auch die deutsche Literatur und Cultur selbst am Herzen lag, versteht sich bei einem so ehrlichen und gründlichen Geiste wohl von selbst. In der That sehen wir ihn in seiner kritischen Thätigkeit oft genug gegen die im deutschen Schriftthum und auf der deutschen Schaubühne eingerissene Ausländerei eifern, den Mangel an Originaldramen, an einem selbstständigen deutschen Lustspiel, an volksthümlicher, aus dem deutschen Leben geschöpfter Handlung und Charakterzeichnung rügen, jedes kleinste Körnchen aufkeimender Selbständigkeit sorgfältig auflesen, Schriften und Bühnenstücke ihrer nationalen Gesinnung halber,

---

1) Anm. zum Briefw. mit Abbt; Ges. Schr. V, 407.

ungeachtet ihrer ästhetischen Mangelhaftigkeit, aus dem Dunkel heben und ermunternd besprechen, die Hoffnungen auf Begründung eines nationalen Theaters beleben — kurz, eine wahrhaft patriotische Kritik im Geiste Lessing's üben. Einige Beispiele mögen dies erhärten. In den „Literaturbriefen“ (Br. 311) schreibt Mendelssohn:

„Unsere Schauspieler, Dichter und Zuschauer geben einander wechselsweise die Schuld, daß die Schaubühne in so schlechter Aufnahme ist; und wie es scheint, thun sie es mit einigem Rechte. Das Publicum, sagen die Schauspieler, hat einen unedlen Geschmack, will mehr sehen als denken, mehr lachen als gerührt sein; unsere Schriftsteller bilden sich nicht nach unserm, sondern nach einem ausländischen Publicum, schreiben gern so, als wenn ihre Stücke aus dem Französischen oder Englischen übersetzt wären. — O nein! versetzen die Schriftsteller: vielmehr so, als wenn sie in diese Sprachen übersetzt werden sollten. So lange wir kein Theater haben, müssen wir uns bestreben, den Beifall der Ausländer zu erlangen. Wir können nicht hoffen, von einem ganzen Volke applaudirt zu werden; daher ist unser höchster Wunsch, in einem ausländischen Journale gelobt oder gar übersetzt zu werden. Man gebe uns gute Schauspieler und ein empfindendes Publicum! — Das gute ehrliche Publicum kann die Schuld, wie mich dünkt, mit gleichem Rechte auf Schauspieler und Dichter zurückschieben. Gute Bücher und eine gute Bühne können den Geschmack einer Nation umbilden, schaffen sich ein Publicum, wie sie es haben wollen. Einige große Tonkünstler haben unserm Publico gleichsam Ohren gegeben; und nunmehr klagen die Musiker weit weniger, als alle andern Virtuosen, über Mangel des Geschmacks ... Warum hat sich noch kein theatralischer Schriftsteller unter uns der Empfindung der Nation bemeistert, und sich derselben zu

eigen gemacht? Ist dieses die Schuld des Publicums? Für einige mittelmäßige deutsche Originalstücke, welche man ihm gezeigt, hat es Nachsicht gezeigt. Meisterwerke würden seinen Geschmack bestimmen, und seine Empfindungen lenken, wohin man will.[1])

Aber auch dieses ist nicht zu leugnen, daß einige gute deutsche Stücke weniger bekannt sind, weniger aufgeführt werden, als sie es verdienen. (Johann Elias) Schlegel hat einige Trauerspiele, die seinem „Canut" weit vorzuziehen, und gleichwohl auf unsern Bühnen weniger bekannt sind. Seine „Trojanerinnen" und sein „Hermann," beide Stücke, müssen sich meines Erachtens auf dem Theater mit Vortheil ausnehmen. Jenes ist, sowie die mehrsten Stücke des Racine, eine Nachahmung der Alten ..... „Herrmann" hingegen ist unseren Sitten weit angemessener. Alles ist in demselben deutschen Ursprungs. Ein deutsches Original, ein Vorwurf, der in der Geschichte Deutschlands so wichtig ist, deutsche Helden, altdeutsche Gesinnungen, und ein Sieg der deutschen Liebe zur Freiheit über die grenzenlose Ehrbegierde der Römer: können deutsche Zuschauer hierbei gleichgültig sein? Und dennoch zweifle ich, ob dieses Stück in Deutschlands jemals ist aufgeführt worden; ob man jemals versucht, wie sich ein Stück auf der Bühne ausnehmen werde, das zum lesen so vorzüglich schön ist."[2])

Aus dem Fortgange der Kritik ersehen wir, daß Mendelssohn nicht blind gegen die großen Mängel des

---

[1]) Als Mendelssohn diese und die weiter unten folgenden Aeußerungen über das deutsche Lustspiel niederschrieb (im Jan. 1765), hat er offenbar Lessing's „Minna von Barnhelm" noch nicht gekannt. Dieses Stück wurde 1763 begonnen, 1764 vollendet, gelangte aber erst 1767 zur Aufführung; „Emilia Galotti" erschien 1772, „Nathan" 1779.

[2]) Ges. Schr. IV, 2, 445 fg.

erwähnten Stücks ist, welches er aber doch, mit Rücksicht auf seinen Stoff und seine Gesinnung, der Beachtung und Achtung der Deutschen empfiehlt: er ließ sich eben bei seiner Kritik nicht blos von ästhetischen, sondern auch von patriotischen Gesichtspunkten leiten. In ähnlicher Weise erörtert er in einem anderen Literaturbriefe (312) sehr geistvoll die Ursachen, warum die Lustspieldichtung in Deutschland noch so sehr im Argen liege, und macht auf die Kluft aufmerksam, die sich zwischen dem ganz in französischen Gleisen einhergehenden Lustspiel und dem deutschen Volksleben aufthat; so sagt er von einem Lustspiel des obengenannten Schlegel:

„Das Stück gefiel mir so sehr, daß ich es mehr als einmal durchlesen mußte. Mit einigem Widerwillen bemerkte ich zuletzt, daß diese Charaktere nicht deutsch sind... Die Erfindung ist artig; aber das Original zu diesem nachgeahmten Petitmaitre ist gewiß kein Deutscher" ꝛc.[1])

Daß Mendelssohn die Selbständigkeit und Würde der deutschen Nation nicht nur auf dem Gebiete der schönen Künste, sondern auch auf dem der strengen Wissenschaft, namentlich der Philosophie, gewahrt wissen wollte und selbst energisch zu wahren wußte, haben wir bereits oben (bei Besprechung seines ersten schriftstellerischen Auftretens in den „Philosophischen Gesprächen") gesehen. Er glaubte an die Entwickelungsfähigkeit, an eine schöne Zukunft der deutschen Philosophie (deren nachmaliger großartiger Aufschwung ihm Recht gegeben hat); er sah in den Deutschen das auserwählte

---

1) Ges. Schr. IV, 2, 457.

Volk der Philosophie, obwohl er die philosophischen Leistungen der anderen Nationen nach Gebühr zu schätzen wußte. „Die Engländer (so schreibt er an Lessing, 27. Febr. 1758) philosophiren nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben. Sie scheinen zu stolz zu sein, die Deutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung; und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren."[1]) Um so mehr ging ihm das Daniederliegen dieser Wissenschaft zu Herzen, „in welcher wir so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte: einer Wissenschaft, die dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas Eigenthümliches zu geben schien; der Königin der Wissenschaften, die sich sonst aus Herablassung ihre Magd nannte, jetzt aber dem Wortverstande nach zu den niedrigsten Mägden heruntergestoßen worden;"[2]) um so schärfer verurtheilte er die Verblendung des Publicums, das sich gierig nach den Brosamen von den Tischen fremder Völker bückte und faden Modephilosophen zulief, an seinen großen Denkern aber gleichgültig und geringschätzig vorüberging. Indem er den Deutschen diese nationale Untugend vorhält, die leider auch bis heute noch nicht ganz geschwunden ist, erhebt

---

[1]) M.'s Ges. Schr. V, 150.

[2]) Lit.-Br. 20; Ges. Schr. IV, 1. 499.

sich seine Sprache zu pathetischem Schwung und Zorn, und er ruft aus:

„Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schooße hervorbringt. Leibnitz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit, und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb, und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibnitz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja, was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.“[1])

Auch an anderen Stellen geißelt er diesen Undank der Deutschen gegen ihre verdienstvollen Männer, als eine traurige Folge ihres Mangels an Nationalstolz, und von dem bereits erwähnten Grafen zu Schaumburg-Lippe sagt er z. B., nachdem er hervorgehoben, daß seine Leistungen „einen Mann verrathen, auf den auch Engländer und Franzosen, wenn er unter ihnen geboren wäre, stolz sein dürften“:

„Und dieser in aller Betrachtung wichtige Mann stirbt in Deutschland hin, ohne daß man seinem Andenken ein Denkmal

[1]) Bibl. d. schönen Wiss. Bd. 2, 1. Ges. Schr. IV, 1, 262.

stiftet, ohne daß von seinen Thaten und Handlungen sonderlich gesprochen wird! Wenn man hierüber Deutschland mit Recht der Gleichgültigkeit beschuldigt, so ist es nicht das gemeine Publicum, das endlich auch gegen Anklagen und Beschuldigungen gleichgültig wird; es ist der denkende Theil desselben, die Männer von Herz und Kopf, an welchen Deutschland Gottlob! keinen Mangel hat: diese sollten sich keine solche Kaltsinnigkeit zu Schulden kommen lassen."[1])

Das Feld der eigentlichen politischen Publicistik lag Mendelssohn fern — wie es denn damals in Deutschland so gut wie gar nicht angebaut war; aber er verweilte auf seinen kritischen Streifzügen besonders gern und eingehend bei der Besprechung solcher Schriften, die ihm geeignet schienen, politische Bildung, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe zu wecken. Er verweist zu diesem Zwecke nicht so sehr auf Franzosen und Engländer, als auf deutsche Arbeiten bedeutender Schweizer, eines Iselin, Zimmermann u. A. Der Schrift des Letzteren „Von dem Nationalstolze" (1758) widmet er (in der Bibl. d. schön. Wiss., V, 1) eine Kritik, die sich ihm unter der Hand zu einem selbstständigen größeren Essay über dieses Thema ausweitet. Er rügt darin die Ausschreitungen eines einseitigen und beschränkten Nationalstolzes, läßt aber dem gesunden und „vernünftigen Nationalstolze" volle Gerechtigkeit widerfahren und preist die Großthaten und Opfer, zu denen hingebende Vaterlandsliebe zu entflammen vermag.[2]) In den „Literaturbriefen" (Br. 143) kommt er auf diese

[1]) Ges. Schr. V, 407.
[2]) Ges. Schr. IV, 1, 439—57.

Schrift zurück und hebt mit sichtlicher Befriedigung die Stellen hervor, in denen vom Nationalstolze in Monarchien und von der Ruhmeshöhe gesprochen wird, zu der Friedrich sich und sein Volk erhoben. Er freut sich der „Beschreibung des Fürsten, auf welchen die Nation stolz zu sein Ursache hat," und leitet die vollständige Wiedergabe der enthusiastischen Schilderung mit folgenden Worten ein:

„Diese geht uns so nahe an, daß ich mir ein Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie schmeichelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste Weise, indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern."[1])

Hieran schließt sich dann eine Besprechung und theilweise Anführung der Lieder, in denen Anna Luise Karschin die Thaten Friedrich's besingt. — Dieselbe patriotische Absicht leitete ihn bei der Einführung der Abbt'schen Schrift „Vom Tode für das Vaterland" (1761), deren Beachtung und Würdigung ihm sehr am Herzen lag, wie aus ihrer öfteren Erwähnung in seinen Briefen an Lessing u. A. und aus seiner ausführlichen Kritik in den „Literaturbriefen" (Br. 181) hervorgeht. In der letzteren redet Mendelssohn sehr eindringlich von der Vaterlandsliebe und knüpft an den Abbt'schen Satz, „daß die Liebe für das Vaterland den Unterthanen eines Staates eine große und neue Denkungsart mittheile", folgende Bemerkungen:

„Diese wichtige Betrachtung hätte weitläufiger ausgeführt zu werden verdient. Woher kommt es, daß die alte Geschichte

---

[1]) Ges. Schr. IV, 2, 227.

noch immer interessanter ist, als die neuere, obgleich diese unseren Zeiten näher angrenzt? Eine der wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bei den Griechen und Römern die ganze Nation eine große Denkungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande war die Seele ihrer Welthändel, das Feldgeschrei ihrer blutigen Kriege, und der Nerv aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtsschreiber fand in dieser großen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies: denn er hatte nicht blos Thaten, sondern Gedanken und Gesinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neuern Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Unterwürfigkeit ist an die Stelle der Liebe getreten, und hat denkende Wesen wie in Maschinen verwandelt. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstoßen worden. Die Nationen interessiren sich für die Welthändel nicht wie selbstdenkende und selbsthandelnde Geschöpfe, sondern wie unthätige Zuschauer. Wie kann sich also der Leser für ihre interessiren? Kommt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation nothwendig, wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde; und ihr großer Anführer ist nicht, was Andere sein möchten, die Seele vieler Körper, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seele der Seelen. Zu welchen hohen Gesinnungen ruft uns das erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Augen haben? (Mit diesem Hinweise ist natürlich Friedrich der Große gemeint, dessen vaterländische Bedeutung, an der Hand der Darlegungen Abbt's, näher ausgeführt wird, worauf Mendelssohn fortfährt:) Wenn die Denkungsart einer Nation durch die Liebe für das Vaterland einen neuen Schwung nimmt, so müssen auch die Handlungen der Bürger sich veredeln und dieser neuen Denkungsart gemäß werden. „Sollte

der Mann, der bereit ist, für das Wohl seiner Mitbürger zu sterben, sollte er nicht auch für das Wohl seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Freunde, manche Beschwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust erdulden wollen?" . . „Wenn jeder Unterthan des Staates so edel denkt, so muß die Nation in der Geschichte zum ewigen Muster für andere Nationen glänzen."[1])

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht deutlich hervor, daß Mendelssohn Bürgersinn und Patriotismus zu schätzen wußte, daß er ein sehr kräftiges Gefühl für nationale Ehre und Größe auch auf politischem Gebiete hatte. Daß dieses Gefühl kein blos theoretisches und platonisches war, beweist die Bewunderung, mit der er, wie bereits angedeutet, die Thaten Friedrich's und seiner Helden verfolgte, beweist der sympathische Eifer, mit dem er den Aufschwung, den Preußen unter diesem großen König nahm, begleitete und auf seine Weise zu fördern suchte. Auch das ist ein Zug, den er mit seinem Lessing gemein hat und der Mendelssohn um so höher anzurechnen ist, je weniger er persönlich Ursache hatte, Friedrich dankbar zu sein. Die Stellen in Mendelssohn's Schriften und Briefen, die davon Zeugniß ablegen, sind nicht zahlreich, aber sprechend.

Die Kritik der Gedichte („Poesies diverses") Friedrich's des Großen, die Mendelssohn 1760 in den „Literaturbriefen" (98—101) veröffentlichte und die im Uebrigen sehr unabhängig und scharf ausfiel, gab ihm zugleich Gelegenheit zu folgender schönen Charakteristik:

„Sie werden selten bei einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Na-

---

[1]) Ges. Schr. IV. 2, 287 fg.

tur in den Gemälden und Gleichnissen, und so viel Zartheit in den Empfindungen angetroffen haben; und, was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, welche sich nie verleugnet, und nie durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder Vers beinahe ist ein Zug von dem Charakter dieses Prinzen; und das Ganze ist das wahre Portrait, worin seine große Seele, sein noch größeres Herz, und seine Schwachheiten selbst auf das natürlichste geschildert sind. Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in seinen Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten, in ihrem weitesten Umfange, Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begibt sich in den kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Sittenrichter; verabscheut den Schmeichler, züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler, und haßt Niemanden als den Tyrannen und Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseligkeit."[1])

Wie groß Mendelssohn auch viel später noch von Friedrich's Herrschertugenden dachte, geht aus seiner Vorrede zu Manassah ben Israel's „Rettung der Juden" (1782) hervor, in welcher er Lessing und Dohm als Vorkämpfer der Gewissensfreiheit preist und dann hinzufügt:

„Und ein bewunderungswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weit umfassenden Wirkungskreise gemäß, einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören

---

1) Ges. Schr. IV, 2, 67. 68.

scheinen, und nunmehr zu Werke schreitet. . . . Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Scepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden" rc.[1])

Für den Krieg schwärmte Mendelssohn natürlich nicht, und es fehlt in seinen Schriften und Briefen nicht an schmerzlich bitteren Aeußerungen über diese schreckliche Geißel der Menschheit. Dennoch verfaßte er im Auftrage der jüdischen Gemeinde zu Berlin zwei patriotische Predigten, die sich auf die Kriegsthaten Friedrich's bezogen. Die eine, eine Dankpredigt nach einer gewonnenen Schlacht (wahrscheinlich nach dem Siege von Roßbach) ist leider verloren gegangen; die andere aber, eine Friedenspredigt (auf den Hubertsburger Frieden, 1763) besitzen wir noch; Mendelssohn bekundet in dieser Rede (die wohl die älteste, uns erhaltene deutsche Synagogenrede sein dürfte), zugleich im Namen seiner Glaubensbrüder, seine Staatstreue, seine begeisterte Hingebung für Preußen und dessen König in warmen, der Größe des Gegenstandes und der festlichen Gelegenheit angemessenen Worten.[2]) Er

[1]) Ges. Schr. III, 180; ganz ähnlich im „Jerusalem" (II), Ges. Schr. III, 300.

[2]) Die Abfassung dieser Predigt (von der M. selbst freilich sehr bescheiden sprach und die er nicht unter seinem Namen erscheinen ließ, vgl. Ges. Schr. V, 139. 173. 224) bleibt immer-

feiert Preußens Rettung, Preußens hohen Beruf mit den Worten:

„Wo seid ihr starken Geister! die ihr die Wege der Vorsehung verkennet? Wo seid ihr Verräther der Gottheit! Kommt, sehet, und werdet beschämt! Daß wir noch sind; daß Preußen ein Volk und der Herr sein Gott ist, in Wahrheit und Gerechtigkeit; daß wir alle noch leben, ein Samen des Friedens, und unser König, der Gekrönte Gottes, die Bewunderung der Völker, über uns herrschet in glorreichem Frieden: wer hat dieses gethan? wer hat die Brust seiner Völker mit Tapferkeit gewaffnet, daß hundert von ihnen zehntausend in die Flucht schlugen?" 2c.[1])

Und von Friedrich selbst heißt es dann:

„Doch wozu sehe ich mich lange nach Bildern um? Ihr merkt es wohl, gerührten Zuhörer! daß ich mich zu jenem erhabenen Muster der Tugend hinaufzuschwingen strebe, welches in der Geschichte allen künftigen Bewohnern der Erde zum Beispiel glänzen wird. Seine geprüfte Tugend, seine Standhaftigkeit im Unglück, seinen göttlichen Muth durch Worte beschreiben; euch, die ihr alle Zeugen seiner Größe seid, mit Worten beschreiben: heißt am hellen Mittag die glühende Sonne abbilden wollen. Ihn nennen ist die glücklichste Beschreibung seines Charakters. Was that

hin eine bedeutsame und bezeichnende Kundgebung, selbst wenn wir einige überschwängliche Ausdrücke der festlichen Erregung jener Tage zu Gute schreiben. Mendelssohn hat auch einige sinnreiche Denkmünzen auf Friedrich den Gr. entworfen (die leider nicht ausgeführt wurden, vgl. Ges. Schr. V, 174. 224) und hat sogar Verse auf den König gemacht:

„Groß ist der Held am Tage der Feldschlacht,
Größer der König im häuslichen Frieden" 2c.

(Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin von Oranien, Ges. Schr. IV, 395.)

[1]) Ges. Schr. VI, 410.

Friedrich, als die Blitze von allen Seiten umher ihn zum Ziel ihres Geschosses gewählt zu haben schienen? — Er that seine Pflicht. Er trug die Last des ganzen Krieges allein; allezeit schneller als die Gefahr, unaufhaltsam wie der Sturmwind Gottes, trug er seinen Schutz von Provinz zu Provinz, und rettete, wo Unschuld zu retten war. Er that, was Gott und die Gerechtigkeit von den Weisen fordern können; und den Ausgang überließ er der Führung dessen, der unser Schicksal nach seiner Weisheit lenkt."[1])

So wirkte Mendelssohn nicht nur in weiteren Kreisen, sondern auch unter seinen jüdischen Glaubensgenossen in patriotischem, staats- und vaterlandsfreundlichem Sinne.[2]) Auch diese Seite darf nicht vergessen werden, wenn von seinen Bemühungen und Verdiensten um die nationale Cultur in Deutschland die Rede ist. Er war ein jüdischer Reformator nicht so sehr in religiöser, als vielmehr in socialer und socialpolitischer Beziehung. Wohl hat er dadurch mittelbar auch einen inneren Läuterungsproceß, eine neue Entwicklungsstufe im Judenthum selbst angebahnt; das aber, worauf er unmittelbar und mit vollem Bewußtsein ausging, war dies, daß er die in Deutschland lebenden Juden zu deutschen Juden machen wollte, zu Genossen des deutschen Volkes in Sprache, Gesittung und Gesinnung, im Recht und in der bürgerlichen Stellung. In diesem Sinne — und nicht etwa nur aus frei-religiösen oder auch aus blos ästhetischen Gründen — eiferte er gegen das „Judendeutsch" und für den Gebrauch der reinen

---

[1]) Ges. Schr. VI, 412. — [2]) Vgl. bes. noch „Jerusalem", gegen den Schluß; Ges. Schr. III, 355 fg.

deutschen Mundart unter seinen Glaubensbrüdern, von dem er sich viel für deren sittliche und sociale Hebung versprach;[1]) in diesem Sinne unternahm er es, ihnen eine deutsche Bibel in die Hand zu geben; denn nur auf diesem Wege, im engsten und innigsten Anschluß an das deutsche Culturleben erblickte er ihr Heil.[2]) In diesem Sinne trat er in seinen späteren Jahren für die Aufnahme der Juden in die bürgerliche Gesellschaft ein, nicht stürmisch und lärmend, sondern in seiner friedlich sanften, still vorbereitenden Weise, aber in der ausgesprochenen Absicht, den Juden ein neues Vaterland zu geben, aber auch dem Vaterlande neue, nützliche Kräfte, gute Bürger, dankbare und treue Söhne zu gewinnen. Er betrieb die rechtliche Gleichstellung seiner Glaubensgenossenschaft nicht nur von jüdischen, sondern auch vom vaterländischen Standpunkt aus; denn er war überzeugt, daß dieselbe „wie jede andere zum Nutzen des Staates gebraucht

[1]) Vgl. sein bekanntes Schreiben an den Assistenzrath Klein vom 29. Aug. 1782, Ges. Schr. I, 26 und V, 605. Auch anderwärts dringt Mendelssohn auf ein einfaches und unverfälschtes, von orientalischen Floskeln und Uebertreibungen freies Deutsch; vgl. z. B. Ges. Schr. VI, 455.

[2]) Mendelssohn war ein treuer Bekenner des Judenthums und hielt streng an den religiösen Bräuchen; die Aufrichtung eines jüdischen Nationalstaates stand aber nicht in seinem Programm; vgl. das interessante Schreiben (Ges. Schr. V, 493), in welchem er „einen Mann von Stande," der ihm offenbar einen Plan zur Wiederherstellung des jüdischen Staates unterbreitet hatte, ablehnend beschiedet.

werden könne," [1]) und daß die Schwierigkeiten, die diesem Unternehmen — „vielleicht zum Theil von der zu bildenden Nation selbst — in den Weg gelegt werden dürften," von den Vortheilen aufgewogen würden, „die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingeborenen Colonisten zu seinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen." [2])

Mendelssohn's Ringen ist nicht vergeblich gewesen. Seine Saat ist reichlich aufgegangen. Das deutsche Nationalgefühl, das zu seiner Zeit noch unter der Asche schlief, ist mächtig erwacht; die nationale Idee ist zum Siege gelangt. Und die deutschen Juden haben sich ihrem Triumphzuge angeschlossen, ihn mit Feuereifer und nachhaltiger Energie gefördert. Schon wenige Jahrzehnte nach dem Tode Mendelssohn's haben in den Befreiungskämpfen gegen Napoleon Juden Schulter an Schulter mit ihren christlichen Mitbürgern für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit gekämpft und geblutet, und im letzten großen Nationalkriege (1870) fiel es Keinem mehr auf, daß Tausende von Juden an Opfermuth, an Bravour und Todesverachtung mit ihren nichtjüdischen Kampfgenossen wetteiferten. Und wie zahl-

---

1) Schreiben Mendelssohn's an den Baron Hirschen, mitgetheilt von meinem seligen Großvater Israel Bodek in M.'s Ges. Schr. V, 639.

2) Vorrede zu M. ben Israel's „Rettung der Juden," Ges. Schriften III, 181.

reich sind neben den jüdischen Rittern des „Eisernen Kreuzes“ die Ritter vom Geiste, die das Judenthum der deutschen Literatur, der deutschen Wissenschaft zugeführt! Nirgends haben die Juden so viel geistiges Capital in den allgemeinen Nationalschatz eingeschossen, aber nirgends haben sie auch umgekehrt so viel Nahrung aus der nationalen Cultur gezogen, hat die Wissenschaft des Judenthums so viele Blüthen und Früchte getragen, wie in Deutschland. Juden sitzen in öffentlichen Aemtern, als treue Diener des Staates, des Reiches; Juden erheben sich in den Parlamenten, wie in der Presse als begeisterte und streitbare Wortführer der nationalen Sache. Wem aber verdanken die Juden diesen wunderbaren Um- und Aufschwung? wem verdankt ihn Deutschland, dem er gleichfalls zu Gute gekommen ist? Dem körperlich kleinen und schwächlichen, geistig großen und starken Federhelden aus Dessau, der der Vater aller dieser Thaten, der Vater der deutschen Juden geworden ist. Sie können sein Andenken nicht besser wahren, als indem sie deutsche Sprache, deutsche Art und Bildung hochhalten, das nationale Werk, das er in trüber Zeit vorbereiten half, mit Liebe und Hingebung fördern, und treu zu dem Vaterlande stehen, das er, ein neuer Moses, geistig für sie erobert und für das er sie erzogen und vorgebildet hat. Mögen sie sein theures Erbe auch weiterhin ehren und mehren, und als Deutsche wie als Juden das Dichterwort erfüllen:

„Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!“

Mendelssohn und die Erziehungsreformatoren.

Wer jemals der folgenreichen Culturbewegung Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert einige Aufmerksamkeit geschenkt, der hat auch von dem 1774 in Dessau errichteten Philanthropin gehört. Es war dies eine Unterrichtsanstalt, aber keine Schule gewöhnlichen Zweckes. Von dem berühmten Vorkämpfer Basedow gegründet, sollte es ein hoch emporragender Mittelpunkt reformatorischen Wirkens für ganz Deutschland, ja für die gesammte civilisirte Menschheit werden, als eine Blüthe und zugleich als ein mächtiges Förderungsmittel der großen Erlösungsarbeit sich bewähren, durch welche bevorzugte Geister seit der Mitte des Jahrhunderts aus der Beengung und dem knechtenden Drucke mittelalterlicher Anschauungen zu freiem Denken, Urtheilen und Schaffen sich aufgerungen hatten. Unbeeinflußt von den geltenden Vorurtheilen und finsteren Engherzigkeiten des Haufens, wollte man in dem Institut ein menschlich freieres, körperlich und geistig frischeres Geschlecht erziehen, vor Allem aber eine Schaar junger Lehrer heranbilden, die das Evangelium dieser neuen Menschen-

erziehung durch Agitation und Anwendung in alle Lande tragen sollten. Die Idee war groß und schön und es war auch ihre Verwirklichung unter dem verständnißvollen Schutze und der hingebenden Fürsorge des regierenden Fürsten Franz auf einen soliden Boden gestellt. Darum wurde die Gründung des Philanthropin von den einsichtsvollsten Männern, den hervorragendsten Verkündern und Anhängern des Aufklärungsgeistes, von Lessing, Mendelssohn und Kant, von Gellert, Garve, Iselin, Lavater ꝛc. mit hoffnungsreicher Freude begrüßt und seine weitere Entwicklung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Im Gegensatz zu den alten Schuleinrichtungen, in denen Alles der Natur entgegenarbeite, pries unter Anderen Kant die Erziehungsmethode des jungen Instituts als diejenige, welche aus der Natur selbst gezogen und darum nicht eine langsame Reform, sondern in der That eine schnelle Revolution sei.

Basedow hatte durch seine Schriften den Umschwung des Erziehungs- und Unterrichtswesens als eine der unabweislichsten Nothwendigkeiten angeregt, die Erziehungsreform zu einer dringenden Frage des Tages gemacht, ihr die Wege vorgezeichnet und weithin eine wahre Begeisterung dafür entzündet. Zur praktischen Leitung einer auf diesen Grundsätzen erbauten Anstalt war er jedoch durch Charakter, Temperament und Lebensgewöhnung nicht der geeignete Mann. Abgesehen von den Schwächen und Mängeln, welche dem vorwiegend auf praktische Nützlichkeitszwecke gerichteten Princip noch anhafteten, litt das Philanthropin an Schäden der

Führung und Verwaltung, die es keinen rechten Grund fassen und nicht vorwärts kommen ließen. Eine durchgreifende Rettung versprach man sich, als Johann Joachim Campe die Leitung übernahm, der energischste, talentvollste, vielseitig hochbegabte Förderer der Reformidee. Aber selbst der begeisterte Feuereifer, selbst der strenge Ordnungssinn und das organisatorische Geschick dieses noch jugendlichen, in unermüdlichen Anstrengungen sich aufreibenden Mannes waren nicht im Stande, den Krankheitskeim zu bannen, mit welchem die Musterschule zur Welt gekommen war. Allerdings strömten ihr jetzt sehr viele Zöglinge aus allen Ländern zu und zwar eine erheblich größere Anzahl, als es im ersten Plane berechnet war. Diese Ausdehnung steigerte aber nur die inneren Schwierigkeiten, statt sie zu mindern, namentlich die fortwährenden Bedrängnisse, welche aus den unzureichenden Finanzen erwuchsen.

Der freigebige Landesfürst, einer der erleuchtetsten Regenten des Jahrhunderts, konnte für die Fortführung der Sache nicht Alles thun, sie war von vornherein auf freiwillige Beisteuern der Gleichgesinnten angewiesen. Einige der Aufklärung zugeneigte Regierungen hatten auch Unterstützungen zugesagt, aber die Versprechungen waren unerfüllt geblieben. In dieser Noth, da die aufblühende Schöpfung zu wanken begann, wandte sich Campe an verschiedene Privatkreise des Publicums. Aber nicht umsonst hatte Jahrhunderte hindurch die Hand eines eisernen Despotismus mit niederdrückendster Schwere auf den Schultern des Volkes gelegen. Es

gab im Grunde kein Publicum, sondern nur eine geknechtete, verdumpfte und chaotische Masse, ein Volk zwar durch gleiche Sprache und Sitte, aber ohne geistigen Zusammenhang und Gemeinsinn, ohne selbstthätigen Gesammtwillen, ohne Verständniß für ideale Interessen der Gesammtheit. Die Bemühungen Campe's hatten also auch nach dieser Seite hin nicht die erforderliche Wirkung, weder im christlichen Theile der Bevölkerungen, noch bei den verstoßenen und ganz abgesondert lebenden Juden, die man gleichfalls nicht ohne Grund mit einer Heranziehung bedacht hatte.

Zu der Bestimmung und den unterscheidenden Merkmalen des Philanthropin's gehörte es, daß das Institut in Betreff der Aufnahme von Zöglingen keinerlei religiösen Unterschied berücksichtigte und von seinem Lehrplan und seiner Behandlung der Unterichtsgegenstände jede confessionelle Färbung ausschloß. In der That befanden sich später neben katholischen und protestantischen auch bereits jüdische Knaben, Söhne schon geweckter Familien, unter der Obhut dieser Humanitätsanstalt. Der großen Menge hart bedrückter Juden aber konnte für den neu aufleuchtenden Gedanken und für das verheißungsvolle Gesinnungssymptom, das in ihm sich offenbarte, ein Verständniß nicht so schnell aufdämmern, als die Lage des Philanthropin's dies nöthig machte. Die Leiter desselben entschlossen sich daher zu einem noch deutlicheren Bruche mit den hergebrachten und geltenden Ansichten. Im 39. Heft des „Philanthropischen Archiv“ wurde angekündigt, daß jüdische Knaben, welche

in der Anstalt sich auszeichnen, auch Aussicht hätten, in derselben als Lehrer angestellt zu werden. In völliger Unkenntniß der Zustände versprach man sich wohl von dieser öffentlichen Verleugnung eines inhumanen Vorurtheils sofortigen Erfolg, wohl auch eine in reichen Spenden sich äußernde Dankbarkeit. Um so unangenehmer wirkte die Enttäuschung, als die Meldungen und erhofften Zuschüsse nicht sogleich eintrafen. Campe scheint darüber sehr verstimmt gewesen zu sein und hat wohl seine Gereiztheit in einem Briefe an Moses Mendelssohn dahin geäußert, daß er durch diesen Mangel an Entgegenkommen nun in der beschämenden Lage sei, für einen so auffälligen, bei Vielen doch großen Anstoß erregenden und sicher nicht ohne schädliche Folgen bleibenden Schritt keine Stütze und ausgleichende Entschädigung unter denen gefunden zu haben, die er begünstigen wolle. Dieser Brief Campe's ist niemals veröffentlicht worden, es läßt sich jedoch die Art seines Inhalts so ziemlich aus der Beantwortung Mendelssohn's erkennen, die wohl mit anderen Papieren des Philanthropin's zur Zeit in ein Dessauisches Staatsarchiv gewandert ist, wo der merkwürdige Originalbrief sich noch gegenwärtig befindet. (Der Wortlaut desselben ist bisher noch nicht vollständig gedruckt; den wichtigeren Theil findet man jedoch bereits in M.'s Ges. Schr., Lpz. 1843, III, 416 fg.) Mendelssohn hätte die keineswegs seiner Person geltenden Vorwürfe Campe's leicht mit achselzuckender Vornehmheit von sich abweisen können. Bereitwillig aber nahm er den Handschuh auf, als ob er ihm selber hingeworfen

wäre und erwiderte auf die jedenfalls etwas polternden Expectorationen:

„Mein theuerster Freund!

Vorausgesetzt, daß sich alles wirklich nicht anders verhalte, als sichs Ihr etwas ängstlicher Eifer für die gute Sache vorstellet: daß nämlich kein Einziger meines Glaubens sich das Anerbieten des Philanthropinums wird zu Nutze machen, und daß so manche Ihres Glaubens sich dieserhalb ein schadenfrohes Hohngelächter erlauben werden; dieses alles, sage ich, als ungezweifelt, vorausgesetzt: was folgt daraus? Daß Sie Ursache hätten, den Schritt, den Sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! Wohl aber, daß vor der Hand weder Christen noch Juden eine philanthropische Erziehung gehabt, und daß ein solches Institut dem menschlichen Geschlechte um so nothwendiger sei.

Was der Fürst, mein gnädigster Landesvater, dazu sagen wird? Nach dem Begriffe, den ich von den Gesinnungen dieses Prinzen hege, wird er denken: die weiseren Juden dürften wohl nicht zugleich die reichsten sein, und wird fortfahren, sich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich sind, und durch menschliche Begegnung vielleicht weise werden können. Daß aber dieser Herr auf das Philanthropin dieses Vorfalls halber einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt sich meines Erachtens gar nicht von ihm denken.

Aber bester Freund! War denn der Schritt wirklich so außerordentlich, so kühn, den das Philanthropin zum Besten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht schon im Begriffe eines philanthropischen Instituts, daß ihm der Mensch als Mensch erziehungswürdig und willkommen sein muß, ohne darauf zu sehen, ob er einen beschnittenen oder unbeschnittenen Vater gehabt? Und die Stifter und Vorsteher dieses Instituts haben so äußerst viel gewagt, daß sie sich einer wesentlichen Bestimmung desselben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, daß ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropischer Grundsätze dem philan-

thropischen Erziehungswesen geschadet, dasselbe zu Grunde gerichtet habe? Ich muß gestehen, daß ich dieser mehr als melanchtonischen Kleinmuth, mit Ihren und Basedow'schen Grundsätzen, die ich sehr verehre, nicht recht zustimmen kann.[1])

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropischen Vorsteher ihrer würdig, aber nicht außerordentlich. Denn daß jüdische Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, dieses geschieht auf allen niederen und hohen Schulen Deutschlands, und auf Abschaffung kleiner pedantischer Unterscheidungszeichen, die bei Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Universität im Schwunge sind, legt doch wohl niemand einen sonderlichen Werth. Und daß Sie Unchristen auch zu Lehrern annehmen wollen, ist sicher nicht befremdender, als daß eine Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaft einen Juden zum Mitgliede erwählt hat; daß die Gesellschaft naturforschender Freunde allhier Gelehrte vom ersten Range, Geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Acosta vor einigen Jahren Secretär der Londoner Societät gewesen, und daß selbst in den dunkelsten Zeiten nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts berief der Churfürst von der Pfalz Spinozen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu sein.

Ich sehe also in Ihrer Erklärung nicht das Mindeste, das Ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung zuziehen könnte. Welcher vernünftige Mensch wird Basedow und Ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß Sie Ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschulten Buch-

---

1) In M.'s Ges. Schr. (a. a. O.) heißt diese Stelle so: „daß ich diese mehr als melanchtonische Kleinmuth mit ꝛc. nicht zusammenreimen kann."

halter unterrichten lassen, weil er das neue Testament nicht annehmen zu können glaubt?

Aber von der anderen Seite ist auch dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropische Einladung mit Dank annehmen und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor Ihrer Abreise mit Ihnen selbst und einige Zeit darauf mit Herrn Professor Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Prospecte überhaupt keine sonderliche Hoffnung. Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich d.r Sache mit löblichem Eifer und fährt noch immer fort, sie zu betreiben. Ich hoffe, seine Bemühung soll nicht ganz fruchtlos sein. Der Erfolg gehet etwas langsam von Statten. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse vis inertiae, die nicht immer durch heftigen Stoß überwunden sein will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen bessere Wirkung und die Familie Wessely hat Federkraft in der Seele, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu betreiben. Lassen Sie der Sache die gehörige Zeit, und bedenken Sie, daß die mindeste Uebertreibung hierin mehr verderben kann, als bedächtliche Langsamkeit. Ich möchte nicht gern, und Ihnen am wenigsten, Gemeinwörter vorpredigen, aber ein Wort zu seiner Zeit geredet, mag immer ein locus communis sein.

Durchdrungen von der Vortrefflichkeit Ihres Vorhabens, scheinen Sie z. B. entschlossen zu sein, die ersten die besten Zöglinge, die sich anbieten, ohne Auswahl aufzunehmen. Ich von meiner Seite aber bitte und beschwöre Sie darum, Anfangs wenigstens sorgfältig in der Wahl der Subjecte zu sein; denn darauf wird wahrscheinlicherweise in der Folge alles ankommen, wie sich die ersten Jünglinge bilden werden, mit welchen Sie die erste Probe machen.

Könnte ich ihnen nur drei Kinder, wie der kleine Wessely empfehlen, so würde ich Ihnen und mir Glück wünschen, und mir von dem Probestück überaus viel Gutes versprechen. Aber darauf, dächte ich unmaßgeblich, müßten Sie wenigstens sehen, daß vorerst nicht lauter reiche Menschengestalten aufgenommen

werden, die, fruges consumere nati, dieser ihrer Bestimmung gar zu treu zu bleiben pflegen.

Zum Schluß habe ich Ihnen noch im Namen aller meiner redlich gesinnten Mitbrüder den verbindlichsten Dank abzustatten, daß Sie, wie wir vernehmen, zwei Elenden, die aus Dessau vertrieben worden sind, das Wort geredet. Die Landesverweisung ist für einen Juden, der auf dem ganzen Erdboden nirgend recht zu Hause ist, die höchste Strafe, und wie ich höre, soll die Schuld dieser Unglücklichen bei weitem kaum so harte Züchtigung verdienen. Leben Sie übrigens wohl, und fahren Sie fort von Ihren Kraften den edelsten Gebrauch zum Besten der Menschen zu machen.

Meine Frau macht Ihnen und Madame Campe ihre ergebenste Empfehlung, und mein Söhnlein grüßt in Ihnen seinen künftigen Pflegevater.

[Herrn Basedow, meinen sehr verehrungswürdigen Freund, umarme ich auf das Freundlichste. Wie sehr verlanget mein Herz diesen Rechtschaffenen noch einige Tage zu genießen, bevor wir sterben.]

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung
Ihr wahrer Freund und Diener
Moses Mendelssohn.

Wenn dieser Brief oben ein merkwürdiger genannt wurde, so ist er das in mehr als einer Hinsicht. Er ist merkwürdig in Bezug auf die Epoche bedeutsamer geistiger Wendungen, in der er geschrieben ist und dadurch auch außerordentlich bezeichnend für den bescheidenen und mild gesinnten Mann, der in diesen Zeilen seinem Charakter, seiner Vorurtheilslosigkeit und Bewußtseinsenergie ein glänzendes und erhebendes Zeugniß ausgestellt. Der Brief ist im März 1777, also sechs Jahre vor dem Erscheinen des Buches „Jerusalem“

geschrieben, in welchem Mendelssohn unter specieller Bezugnahme auf die Lage seiner Glaubensgenossen den Grundsatz absoluter Gewissensfreiheit mit einer bis dahin unerhörten und nachher kaum wieder erreichten Ueberzeugungskraft und Consequenz entwickelt hat. Unwidersprechlich zeigt uns aber die Entgegnung an Campe, wie die Ideen des genannten Buches schon lange vorher in dem Verfasser nicht als blos abstracte Verstandesschemen lebten, sondern bereits durchgreifende Regulatoren seiner Ueberzeugungen und Urtheile, Grundlage und Richtschnur seines Denkens und Verhaltens geworden waren. Versetzen wir uns also in die Stimmung Mendelssohn's beim Empfange jener Campe'schen Auslassungen, so erscheint sie nicht als Regung des augenblicklichen Eindrucks, sondern als Ergebniß seit lange gesammelter Einblicke und einer reichen, überaus schmerzlichen Erfahrung. Der Erfahrung eines mit eingreifender Geistesthätigkeit auf den höchsten Bahnen des Gedankens wandelnden, mit empfindlichstem und zartsinnigstem Feingefühl dem Humanitätsideal nachstrebenden Juden jener Tage, in denen so viel hell aus den Geistern und Herzen kommendes Vernunftlicht, so viel warm aufleuchtende Begeisterung für Volkswohl und Menschenglück noch so vielen bewegungslosen Stumpfsinn der großen Massen bestrahlte, so viele Unmenschlichkeit der öffentlichen Einrichtungen, so viel abstoßendes Unrecht einer gedankenleeren, verkümmerten und despotischen Wirklichkeit.

Es war keine Freude, mit offenem und urtheils-

fähigem Blick durch eine solche Welt zu gehen und hie und da gab es auch unter den Erleuchteten der christlichen Welt schon politische Köpfe, die den schlimmen Zwiespalt sich nicht verbargen. Dennoch war ihre Stellung zu demselben eine gänzlich andere, als die eines Juden von der Art Mendelssohn's. In allerbitterstem Maße hatte er die Unbill täglich zu empfinden in den hundertfältig beschimpfenden und niedertretenden Wirkungen eines überlieferten und wahnvollen Hasses, den das Jahrhundert der Aufklärung noch kaum merkbar gemildert hatte. Wie hätte ein Jude solchen Schlages einen so hartnäckig grausamen Feind, das Walten eines so traurigen Verhängnisses nicht mit eindringendem Späherblick beobachten sollen? Gewiß, Mendelssohn hatte den verschiedenen Erscheinungsweisen des Judenhasses tief in das innerste Herz geschaut und ihn an dem Menschlichkeitsideal des Zeitgeistes gemessen. Er wußte bereits, daß dieser wie jeder andere wider ganze Gesammtheiten sich richtende Haß nicht durch klare und einfache Gründe sich zu rechtfertigen vermöge, sondern den niedern Regionen des Seelenlebens angehöre, ein aus trüben und blinden Instincten entspringender Affect, eine ererbte Leidenschaft, eine widerspruchsvolle und darum meist hämisch und häßlich sich äußernde Schwäche der Gemüther sei. Gegen so wilde und unfaßbare Voraussetzungen, das mußte er sich sagen, ließ sich mit den allerbesten Gründen nicht schnell etwas ausrichten und von den thatsächlichen Verhältnissen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben hat er daher sicher keine andere,

als eine allmähliche und sehr langsame Heilung des Schadens verlangt, den er nicht minder auf Seiten der mächtigen Unterdrücker, als der unterdrückten und mißhandelten Ohnmacht sah. Viel strengere Forderungen dagegen stellte er an die Gesinnungen und zwar an die Gesinnungen Derjenigen, die in sonstiger Hinsicht eine gleiche Richtung des Denkens und Strebens mit ihm verbunden hatte. Hier nahm er keine Abschlagszahlung an und mehr noch als die offene, ehrlich brutale Feindseligkeit, die ihres Unrechts sich nicht schämt, mußte ihm die humanisirte und modisch zugestutzte Abschwächung derselben zuwider sein, die mit ihrem halben, zaghaft verschämten Abwenden von einer abgeschmackten Lieblosigkeit eine Herablassung zu üben und ein dankenswerthes Verdienst sich zu erwerben glaubt. Diesen ihm wohlbekannten Herzenswinkel hatte selbst ein Campe, dieser warmherzige, muthige und geistvolle Verfechter der Aufklärungsideen, in einem Moment der Erregung wider ihn herauszukehren gewagt. Daher in seiner Erwiderung der sonst an ihm nicht häufige Ton der Schärfe und kaum verhaltenen Empfindlichkeit, daher aber auch der Ausdruck bewußter Ueberlegenheit, kraft deren er sich berufen und verpflichtet fühlte, den Verkündern des jungen Toleranzevangeliums, von seinem durchläuterten Standpunkte aus ein zurechtweisender Führer auf dem Wege vorurtheilsfreier Menschenliebe und wahrer Duldsamkeit zu sein.

Mögen verschiedene seiner Theoreme, seiner philosophischen und namentlich seiner theologischen Auf-

fassungen vor der seitdem mächtig vorgeschrittenen kritischen Forschung, vor der tieferen Geschichtsanschauung unseres Jahrhunderts, den neugewonnenen Entdeckungen und Erkenntnissen auf dem Gebiete der Alterthums- und Religionswissenschaft nicht mehr haltbar sein, so theilte er diesen Mangel mit anderen wissenschaftlichen Größen seiner und jeder anderen Zeit. In Betreff der höchsten Blüthe aller wahren Bildung jedoch, des menschlichen Verhaltens gegen alles Menschliche, in Betreff des Seelen- und Gesinnungsadels, der sein innerstes Gewissen, sein Urtheilen und Handeln rein und frei weiß von jeder Beherrschung durch gehässige Einseitigkeiten, in allen diesen Zügen einer zu schöner harmonischer Sittlichkeit verklärten Menschenerscheinung kann er der heutigen Welt — wir sehen das wiederum an diesem Briefe — noch ein eben so hohes Muster sein, als er es thatsächlich den Edelsten seiner Zeit gewesen ist. Von hervorragenden Seiten her ist in neuerer Zeit die Annahme bestritten worden, daß er das Vorbild des Lessing'schen „Nathan" war. Wer aber den Lebensgang und Charakter Moses Mendelssohn's irgend lebendig sich vergegenwärtigt und zu diesem Zwecke seine Schriften und Briefe wirklich gelesen hat, dem muß hier unfehlbar der Gedanke sich aufgedrängt haben, daß Lessing bei dem Helden seiner letzten und erhabensten Dichtung wirklich ein gutes Stück von dem Seelenbilde, ja von der Rede- und Ausdrucksweise seines jüdischen Herzensfreundes vorgeschwebt, wie dieser unzweifelhaft in Lessing eine Ausnahme, einen der Wenigen liebte, von denen er überzeugt

war, daß sie jede Spur der alten Inhumanitäten aus sich getilgt hatten.

Im Uebrigen war auch in Bezug auf die Werthschätzung des Philanthropins Seitens der Juden die ruhige Voraussicht Mendelssohn's eine richtige gewesen. Schon interessirten sich Einzelne für die Absichten des Instituts und namentlich hatte dasselbe in dem erwähnten Wessely einen enthusiastischen Verehrer gefunden. Dieser selbst hatte dem Philanthropin ein Söhnchen zur Erziehung übergeben und schrieb 1776 an Campe, daß er die Anstalt seinen zahlreichen Freunden im In- und Auslande empfehlen und ihr aus den jüdischen Kreisen beträchtliche Unterstützungsbeiträge erwirken werde. Wie es damit geworden, wissen wir bei dem baldigen Erlöschen der Basedow'schen Schöpfung nicht, aber aus gleichzeitigen Mittheilungen läßt sich ersehen, daß aus Berlin und anderen Orten Zuschüsse der Judenschaften eingegangen waren. Ueber den genannten freiwilligen Agitator für das Philanthropin sei beiläufig bemerkt, daß dies nicht der zum speciellen Jüngerkreise Mendelssohn's gehörige hebräische Grammatiker und Dichter Herz oder Hartwig Wessely, sondern sein gleichfalls gelehrter Bruder Moses, also derselbe Kaufmann Wessely gewesen ist, der Lessing später zu ruhiger Ausarbeitung seines „Nathan" einige hundert Thaler vorgestreckt hatte. Auch diese That sichert dem Manne ein ehrenwerthes Andenken. Nicht wenig erstaunt waren wir daher, als wir in einem literargeschichtlich-ästhetischen Essay zum hundertjährigen Jubiläum des „Nathan" in Be-

zug auf die Umstände Lessing's zu jener Zeit die Aeußerung fanden: „Er war so bedrängt und von Hülfe verlassen, daß er von einem Juden Geld borgen mußte." Vor solchen scheinbar harmlos eingestreuten Bemerkungen sollte doch ein auf Reinlichkeit seiner Motive und Tendenzen haltender Autor sich in Acht nehmen, da sie den Kundigen nicht blos eine Leichtfertigkeit, sondern auch eine hämische Unsauberkeit des Sinnes verrathen. Denn der Verfasser hat entweder mit jenem Passus andeuten wollen, die Noth Lessing's sei von einem Juden zu eigener Profitmacherei ausgebeutet worden, oder Lessing habe sich in seiner Noth so weit herabwürdigen müssen, die Gefälligkeit eines Juden anzunehmen. Beides ist unwahr und verleumdet beide Männer, um eine Schmähphrase banaler Gehässigkeit straflos anbringen zu können. In der That hatte Moses Wessely dem befreundeten Schriftsteller die Summe freiwillig und zinslos dargeliehen, und wenn Lessing, wie aus einem Briefe an seinen Bruder hervorgeht, wegen der pünktlichen Zurückzahlung des Geldes sich schwere Sorgen machte, so hatte das seinen sehr natürlichen Grund. Der uneigennützige Helfer war nämlich kein wohlhabender Mann, der eine derartige Summe — vielleicht hatte er sie selbst erst entliehen — über eine gewisse Zeit hinaus entbehren konnte. Da man weiß, daß er (1792) in Armuth gestorben ist (S. L. Geiger, Gesch. der Juden in Berlin, Th. II. S. 138), so läßt sich annehmen, daß die finanziellen Verhältnisse dieses literarischen, den Wissenschaften lebenden Kaufmanns schon längere Zeit vorher keine

besonders günstigen gewesen sind. So viel über diesen Nebenpunkt, dessen Zusammenhang mit den hier behandelten Angelegenheiten wohl ersichtlich genug ist. Erinnert er uns doch gleichfalls an die ersten Athemzüge, die ersten noch sehr leisen und vereinzelten Flügelschläge eines Befreiungsringens, zu welchem allein der Geist Mendelssohn's aus der licht- und trostlosen Nacht unbeschreiblicher Elendszustände heraus den Anstoß gegeben hatte.

Was er in dieser Hinsicht mit der Kraft seiner überzeugenden Beredtsamkeit und seiner klugen, unbefangen alle Verhältnisse überschauenden Weltkenntniß nach der jüdischen wie der christlichen Seite hin geleistet hat, das läßt sich freilich in den Einzelheiten und dem ganzen Umfange actenmäßig nicht mehr nachweisen, da ja viele Aeußerungen, Bemühungen und Handlungen selbst des beachtetsten Menschenlebens nicht durch Berichte in das Gedächtniß der Nachwelt verpflanzt zu werden pflegen. Besäßen wir statt der dürftigen Notizen, aus denen wir uns die Lebensgeschichte Mendelssohn's zusammensetzen müssen, ein aus dem Vollen schöpfendes, aus gleichzeitigen authentischen Aufzeichnungen sich ergebendes Bild ihres Verlaufes, und besäßen wir seine gesammte Correspondenz, statt eines Bruchtheils derselben, so würden wir aus einer Fülle von unwidersprechlichen Zeugnissen erst ganz deutlich sehen, bis zu welchem hohen Grade ihm die unvertretene Sache seiner unterdrückten Stammes- und Glaubensgemeinschaft eine Herzenssache, ein Mittelpunkt und eine Hauptaufgabe seines Strebens

gewesen ist. Denn nicht blos öffentlich, nicht blos in seinen Schriften, seinen Lehren von den mit jedem Menschen geborenen Rechten trat er als einziger Anwalt und Fürsprecher dieser Geächteten und Bedrängten hervor, da noch keine Stimme zu ihren Gunsten sich erhoben hatte. Fast ebenso verdienstvoll und erfolgreich war auch die stille Propaganda, welche er für den Zweck entwickelte, die Art, wie er ohne jede Aufdringlichkeit sein wohlbegründetes Ansehen, die allseitig ihm gewidmete Verehrung, den mündlichen und schriftlichen Privatverkehr mit befreundeten Kreisen und Koryphäen der Zeit benutzte, um im Angesichte einer so ungeheuerlichen Menschenentwürdigung zunächst nur das Schamgefühl und die Ueberzeugung zu erwecken, daß hier eine Aenderung geboten und daß sie überhaupt als möglich anzustreben sei.

Auch für diese Seite des Mendelssohn'schen Wirkens bietet uns der vorgeführte Brief an Campe einen sprechenden Beleg. Seine tiefere Absicht wird jedoch vielen heutigen Lesern sich erst vollständig erschließen, wenn sie ihm einen anderweitiges Schreiben Mendelssohn's zur Seite gestellt sehen, das sich gleichfalls mit der Erziehungsfrage beschäftigt und dessen Erhaltung wir gleichfalls einer verständnißvollen Pietät zu danken haben. Auch dieses Schreiben soll an Campe gerichtet worden sein, da es sich unter den hinterlassenen Briefschaften des gefeierten Pädagogen fand, mit denen es denn auch vor zwei Jahren in dem biographischen Werke Leyser's („Johann Joachim Campe, ein Lebensbild &c.") zum ersten Male an's Licht gezogen wurde. Auffällig

aber ist es, daß es nicht im Original und auch nicht vollständig, sondern nur als abschriftliches Fragment ohne Datum im Nachlaß Campe's sich vorgefunden hat und daß darin von „Reversen", d. h. Einladungen zur Subscription auf ein angekündigtes „Elementarbuch" gesprochen wird, welche der Adressat zur Sammlung von Unterschriften an Mendelssohn gesandt hatte. Ein Werk mit diesem Titel giebt es indeß unter den Schriften Campe's nicht und Unternehmungen desselben, denen man allenfalls diesen Namen hätte beilegen können, sind erst nach dem Tode Mendelssohn's eröffnet worden. Dagegen aber fallen die umfassenden Subsriptionssammlungen auf das berühmte und bahnbrechende, mit großen Hoffnungen erwartete „Elementarwerk" Basedow's in die besten Jahre des Berliner Weltweisen. Alle diese Umstände, zu denen noch der nicht auf längere vorherige Bekanntschaft und Correspondenz deutende Ton der Eingangsworte kommt, lassen uns daher vermuthen, daß das ursprüngliche Original der bezeichneten Abschrift älter ist, als der oben zuerst mitgetheilte Brief und daß es schon sechs oder sieben Jahre vor der Gründung des Philanthropin's nicht an Campe, sondern an Basedow gerichtet wurde. Wie dem aber auch sein mag, der Brief ist zweifellos von Mendelssohn, der sich durch die an ihn ergangene Bitte zu den hier nachstehenden Hinweisungen herausgefordert sah:

„Ich habe Sie lange im Herzen verehrt, lange den Muth bewundert, mit welchem Sie die Rechte der Menschheit und Gewissensfreiheit vertheidigen.... Ich werde bei einigen meiner

Nation, die ich für fähig und vermögend halte, an Ihrem Plan theil zu nehmen, suchen, Gebrauch von den Reversen zu machen. Bisher habe ich nur einen Einzigen gefunden, der mir Gehör gegeben. Wenn ich mehr finde, so will ich meiner Nation Glück wünschen. So viel muß ich indeß zu erinnern mir die Freiheit nehmen, daß Sie von der Verfassung meiner Nation unmöglich richtige Begriffe haben können, wenn Sie glauben, Ihr Elementarbuch oder überhaupt Ihr Erziehungsplan könnte bei uns mit Nutzen eingeführt werden. Je edler Ihre Absichten, je weiser Ihre Grundsätze, und je richtiger Ihre Anwendungen sind, desto weniger können wir Gebrauch davon machen. Denn, sagen Sie mir doch um des Himmelswillen, wenn Sie Ihre Absichten auf das vollkommenste erreicht haben, was haben Sie ausgerichtet? Sie haben vernünftige Menschen erzogen, welche die Rechte der Menschheit wahren, Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, und dem Staate, in welchem sie leben, zu dienen, Willen und Fähigkeit haben. Nun eben dieses soll der Jude nicht, kann er nicht, wenn seine Denkungsart mit seiner Verfassung übereinstimmen soll. Er soll die Rechte der Menschheit wahren lernen? Wenn er in dem Stande der bürgerlichen Unterdrückung nicht ganz elend sein will, so muß er diese Rechte gar nicht kennen. Er soll Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, um vielleicht zu verzweifeln, daß alle bürgerlichen Einrichtungen an vielen Orten dahin abzielen, ihn von beiden abzuhalten? Soll er geschickt werden, dem Staate zu dienen? Der einzige Dienst, den der Staat von ihm annimmt, ist Geld. Bei eingeschränkten Mitteln des Erwerbes große Abgaben zu entrichten, dieses ist die einzige Bestimmung, zu welcher sich meine Brüder geschickt machen müssen. Wenn Ihr Elementarbuch diese Wissenschaft lehrt, so wird es meiner Nation willkommen sein, die keine andere brauchen kann. Jedoch genug hiervon, diese Betrachtungen schlagen mich zu sehr nieder, als daß ich sie ohne Widerwillen verfolgen könnte.

Ich bin sehr begierig zu erfahren, wie Ihr Project bei der herrschenden Nation wird aufgenommen werden. Ich glaube,

bei dieser gegen alle Vorschläge zur moralischen Verbesserung eine Kaltsinnigkeit bemerkt zu haben, die mit den hartnäckigsten Vorurtheilen gleiche Wirkung hat. Wir wollen sehen, ob Ihnen Ihre gute Absicht mehr erwerben wird, als den Dank der Nachwelt und einiger Gutgesinnten unter den jetzt Lebenden, die weder das Ansehen, noch das Vermögen haben, nützliche Vorschläge auszuführen." —

Für Diejenigen, welche von den Verhältnissen jener Zeit und der damaligen Lage der Juden sich eine Vorstellung zu machen vermögen, bedarf es nicht der Versicherung, daß die Klagen dieses Briefes nicht die Spur einer Uebertreibung enthalten. Eben so takt- und maßvoll als der andere, ist er noch mehr als dieser ein herber Nothruf verhaltenen Schmerzes und zugleich ein sprechender Beweis, daß Mendelssohn in der That der erste methodische Erwecker der Judenfrage auch durch seine persönlichen Mahnungen an Diejenigen war, die fort und fort gegen Fanatismus und Verfinsterung der Geister für Aufklärung und humane Cultur stritten und dennoch mit wunderbarer Duldsamkeit über so barbarische Zustände hinwegsehen konnten, wie es diese jüdischen waren. Sehr lebhaft kann man sich denken, wie sehr ihn die Naivetät erbittern mußte, mit welcher auf dieser Seite noch eine opferwillige Einsicht und ein dienstbereites Herz für höhere Zwecke der Gemeinsamkeit von den ausgestoßenen und übel behandelten Menschen gefordert wurde, die man schutzlos ihrem Elende überließ. Wenn übrigens Mendelssohn hier und anderwärts noch von den Juden als einer „Nation" spricht, so ist dies nicht so bezeichnend als es Manchem erschienen ist. Es waren

eben die Ausdrücke Stamm oder Race noch nicht so geläufig wie jetzt, wo mit diesen Stichworten sammt den dazu gehörigen historisch-psychologischen Racenportraitirungen so viel grob-phantastischer und schwindelhaft lächerlicher Unfug getrieben wird. Bemerkenswerth ist aber in den Hinweisungen Mendelssohn's auf seine Leidensgenossen ein anderer Punkt. Er vertheidigt sie gegen den äußeren Druck und gegen die ungerechte Beschuldigung Seitens einer Selbstüberhebung, zu der er in den Gesittungszuständen der christlichen Welt keinen Anlaß sah, aber er ist weit entfernt, ihr Lobredner zu werden. Mehrere seiner obigen Sätze zeigen vielmehr, wie klar er gewisse Schwächen, Zurückgebliebenheiten und Culturmängel der Seinigen erkannte und wie er den guten Kern seiner „Nation“ nicht immer in dem bemerkten und geräuschvoll obenauf schwimmenden Theile ihrer Mitglieder sah. Gewiß, lebte er jetzt unter den so überaus günstig veränderten Verhältnissen, so würde er noch viel weniger das Interesse des jüdischen Namens durch Vertheidigung von Personen und Kreisen, durch Vertuschung oder Beschönigung von Gebrechen und Uebelständen gewahrt sehen, welche diesem Namen keineswegs zur Ehre gereichen.

Alles in Allem genommen, sind also die beiden Briefe wichtige Documente zur Biographie des unvergeßlichen Mannes, die in einem seinem Andenken gewidmeten Buche nicht fehlen durften.

Dr. Albert Fränkel.

Der deutsche Jude.

Gedicht

von

Leopold Kompert.

Ich war ein Knecht, des Reiches „Kammerknecht!“
Sie fragten höhnend mich: „Wo ist Dein Recht,
Sag an, auf dieser heil'gen deutschen Erde?
Du bist mir fremd, selbst Deiner Sprache Hauch
Weht mich anfröstelnd an, so wie Dein Brauch.
D'rum bleib' gebannt und fern von meinem Heerde!“

„Was ist Dir unsrer Wälder Eichenbaum?
Du wandelst unter uns, als wie im Traum;
Ja, wenn Du heimbestattest Deine Todten,
Gen Osten bettest Du ihr bleiches Haupt —
Zerbrochen zwar ist Zion und entlaubt —
Dort sind sie Deiner Auferstehung Boten!“

„Dir blüht nicht uns're Flur, noch grünt die Au',
Dir glänzt nicht uns'rer Dome Riesenbau;
Zum Himmel steigt aus uns'rer Aecker Schollen
Der Brodem auf, er trifft nicht Deinen Sinn;
Wir pflügen — Dir doch lächelt der Gewinn,
Die gold'ne Ernte muß ihn Dir ja zollen!"

„Singst Du mit mir? Doch nein, Du singest nicht;
Erloschen ist Dir Farbe, Sang und Licht,
Seit Du an Babels Weiden hingst die Harfe!
Mir aber quillt aus tiefem Born mein Lied,
Aus meines Volks ureigenem Gemüth!
Du klagest nur! Doch ist Dein Schmerz nicht — Larve?"

„Du bist ein hergewehtes fremdes Blatt —
Den Baum, d'ran es einst grünte, grimmig hat
Versengt mit Blitzen ihn Dein Gott der Rache!
Nicht schließen wird der unheilbare Riß,
Die Zeit geht alterssatt zu Grabe, bis
Dein Herz und Mund spricht meine heil'ge Sprache."

So höhnten sie, ich schwieg! — Da senkte sich
Lastend wie Blei, ein dumpfer Schlaf auf mich,
Ich bebt' — und doch war Tod in meinen Gliedern,
Und schrie ich schmerzhaft auf — nicht hört's ihr Spott;
Fremd klang der unverstand'ne Schrei, nur Gott,
Er sah die Thrän' an meinen Augenlidern.

Ihr glaubt nicht, daß ein Wunder nun geschah?
Wie ich so lag in schwerem Siechthum da,
Begann ein Glänzen ring's um mich, ein Leuchten:
Da ward die Welt so klar mit Einem Mal,
Der Tod ward unterjocht vom Lebensstrahl,
Der meine Augen küßt, die thränenfeuchten.

Der Tag brach an, die Dämmerung verschwand,
In Herrlichkeit erglänzte rings das Land,
Das deutsche Land mit seiner Aecker Brodem;
Die Heimat lag vor mir in stiller Pracht,
Beendet hat die lange schwarze Nacht,
Der durch die Schöpfung weht, der Freiheit Odem!

Nun erst begann mit wundersamer Lust
Ein nie geahntes Spiel in meiner Brust —
Ein Quellen war's von Kräften und ein Ringen;
O Heimat, Heimat, Klang so traut und lind,
Seit ich Dich Mutter nenne, ich Dein Kind,
Versteh' ich auch Dein Denken und Dein Singen!

Sprecht nicht mehr von des Orients fremdem Sohn,
Und höhnt nicht mehr das träum'rische Zion;
Ein Deutscher bin ich, will ein Deutscher heißen,
Zum Kampfe heb' ich die bewehrte Hand,
Weh' Dem, der freventlich dem Vaterland,
Vom theuren Haupt will eine Locke reißen!

Und fragt Ihr nun: „Wer nahm von Dir den Bann?
Wie kam es, daß ich nun Dich nennen kann
Freund, Bruder, Sohn und Kampfgenossen?
Wer lehrt Dich meines Wesens Kern verstehn?
Wohl dünkt es mich, ein Wunder sei geschehn;
Wer hat Dir deutsche Herrlichkeit erschlossen?“

Er war's, er schloß den unheilbaren Riß,
Vor seinem Licht erlosch die Finsterniß;
Er leitete mein Kind zur deutschen Fibel,
Ihm dank' ich, was ich fühle, was ich bin;
Nach Dessau sehet, schauet nach Berlin —
Es schrieb mir Mendelssohn die deutsche Bibel.



Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann.

Von

Berthold Auerbach.

Der vielgeehrte Moses Mendelssohn, den man den Sokrates seiner Zeit nannte, war im Bade von Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Guggenheim aus Hamburg kennen.

„Rabbi Moses," sagte dieser eines Tages, „wir alle verehren Sie, aber mit höchster Begeisterung verehrt und bewundert Sie meine Tochter. Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben. Besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg."

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war gar traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs seinen großen Freund Lessing in Braunschweig, wie in seinen Briefen zu lesen ist. Mendelssohn kommt in Hamburg an, besucht Guggenheim in seinem Comtor. Dieser sagt:

„Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter.

Andern Tages kommt er zu Guggenheim in's Comtor. Die beiden Männer wissen das Wort nicht zu finden, und Mendelssohn spricht endlich von dem anmuthigen und denkkräftigen Wesen der Tochter.

„Ja, verehrter Rabbi,“ sagte Guggenheim, „soll ich Ihnen ehrlich sagen . .“

„Natürlich.“

„Sie sind ein Philosoph, ein wohldenkender, weiser Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt . . . sie sei erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie . . .“

„Weil ich einen so gräßlichen Buckel habe.“

Guggenheim nickte.

„Ich habe mir's gedacht,“ sagte Mendelssohn; „ich will aber doch bei Ihrer Tochter noch Abschied nehmen.“

Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die am Fenster auf erhöhtem Sitz eine Näharbeit in der Hand hatte. Sie sprachen gut und traulich mit einander; aber das Mädchen sah nicht auf und Mendelssohn nicht an. Endlich stellt das Mädchen die Frage:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Gewiß! Und mir ist noch was Besonderes geschehen. Sie wissen, daß, nach einer talmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird: der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen — aber dabei heißt es: sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! Gieb mir den Buckel und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein.“

Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag.

Ein ungedruckter Brief Moses Mendelsohn's.

Mitgetheilt

von

Dr. Ad. Jellinek.

Mit Recht äußert der ausgezeichnete Biograph Moses Mendelssohn's, Herr Dr. M. Kayserling, das Bedauern, daß blos vier Briefe des Philosophen an dessen Braut Fromet Gugenheim in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Denn das „le style c'est l'homme" bewährt sich bei Mendelssohn überhaupt, und nirgends weht uns seine liebenswürdige und gutmüthig-witzige Persönlichkeit so sympathisch an, wie in seinen intimen Briefen, besonders in denen an seine Braut, wo jüdisches Gemüth und französischer Esprit sich durchdringen.

Es dürfte demnach den Verehrern Moses III. zur Freude gereichen, hier einen fünften Brief desselben an Fromet Gugenheim zu lesen.

Er ist Eigenthum der Autographensammlung des Herrn Wilhelm Edl. von Wertheimstein, eines Enkels des in der Geschichte des jüdischen Cultus und der israelitischen Cultusgemeinde in Wien rühmlichst verewigten M. L. Biedermann, und war früher im Besitze des Herrn Isak Löwy, eines Oheims der Frau Dr. Leopold Kompert.

Dieser Brief ist dem in Mendelssohn's gesammelten Schriften V, 419 abgedruckten vom 16. October 1761 vorausgegangen und steht inhaltlich in Beziehung zu ihm. Denn in unserem Briefe kündigt Mendelssohn seiner Braut an, daß er ihr seine philosophischen Schriften senden werde, und erwähnt auch des Herrn Doctor, des Herrn Bode und des Moses Wesel oder Wessely. (Vergl. weiter unten Anmerkung 1 und die Charakteristik dieses seltsamen Menschen bei Kayserling, S. 336.)

Auf der zweiten Seite des Briefes, der auf einem Quartblatt, in jüdischer Currentschrift und nach der Orthographie in den ersten Ausgaben der Mendelssohn'schen Pentateuchübersetzung geschrieben, an einigen Stellen bereits lädirt und schwer zu lesen ist, folgt nach der Unterschrift Mendelssohns ein Schreiben an die Schwester der Braut, die sehr geistreich gewesen sein muß.

Literaturhistoriker, die sich mit den Details im Leben Mendelssohn's eingehend beschäftigen, dürften noch manche Anregungen und Aufklärungen in dieser Mittheilung finden.

„Freitag, den 25. Ab 4521
(1. August 1761).

Liebste Fromet!

Ich habe noch niemal gemerkt, daß in meinem Zimmer kein Spiegel ist, bis Sie mir in Ihrem letzten Schreiben befahlen, mich sogleich im Spiegel zu sehen. Ich wollte gehorsamen, und siehe, es war kein Spiegel zu sehen. Sie können sich also leichtlich vorstellen, wie wenig ich mein Gesicht kenne,

ob es freundlich oder trocken aussieht. Ich muß andern Leuten glauben, und ich weiß nicht welcher niedliche Herr mich hat bereden wollen, ich sehe trocken aus. Nun da Sie mich das Gegentheil versichern, bin ich schon wieder gut.

Unser Herr —[1]) lebt wohl dem Anscheine nach herzlich vergnügt, und ich glaube, daß er es in der That ist. Erstlich hat er in der That Ursache zufrieden zu sein, und überdem hat er einen Tic[2]), der manchmal sehr gut ist. Er thut immer gern das Gegentheil von Allem was sich die gemeine Welt von ihm vermuthet. Je mehr die schlechte Welt[3]) präsumirt, daß er mit sich und seiner gethanen Verehelichung[4]) unzufrieden sein wird, desto mehr befleißt er sich, an den guten Eigenschaften seiner jungen Frau Geschmack zu finden und sie zu lieben. Wenn ihn die Welt glücklich preisen sollte, das wäre ein Unglück für ihn und für seine Madame.

Glauben Sie nicht, liebe Fromet! daß ich Entschuldigung suche, Ihnen meine Schriften[5]) nicht zu schicken. Sobald solche fertig sind, erfolgen drei Exemplare nach Hamburg, für Sie, für den Herren Doctor[6]) und für Herrn Bode[7]). Dem Letztern

---

[1]) Der Name ist mit einem dicken Striche überzogen, der letzte Buchstabe desselben ist ein „l“: wahrscheinlich Moses Wesel oder Wessely.

[2]) Französisches Wort für üble Angewohnheiten und paßt auf M. Wessely.

[3]) Im Original: „der schlechte Olam“.

[4]) Im Original: „Schidduch“.

[5]) Die erste Ausgabe seiner philos. Schriften. Berlin 1761. Vergl. Mendelssohns Brief an seine Braut vom 16. October 1761 in dessen Gesammelten Schriften V, 420.

[6]) Dr. Pauli in Hamburg. Vergl. Kayserling, M. Mendelssohn S. 131 Anmerkung.

[7]) In dem oben Anmerkung 5 citirten Briefe schreibt Mendelssohn an seine Braut, daß er zwei gebundene Exemplare für sie und Madam Getting und zwei ungebundene für den Herrn Doctor

bitte ich mich zu empfehlen. Ich schicke Ihnen hiermit einen Brief von[1]) Herrn Hirz Dessau Darmstadt (?); sein Sohn Saul hat in Hamburg gelernt, und wie er schreibt, will er die Ehre[2]) haben, Sie zu kennen. Den Brief belieben Sie an den Herrn Doctor zu überreichen. Er wird sich wundern über[3]) dessen Brief.

Leben Sie wohl, meine liebste und theuerste Fromet! Wenn es doch möglich wäre, Sie bald wieder zu sehen. Dieses ist vor der Hand mein innigster Wunsch, der zwar durch Ihre Briefe in etwas befriedigt wird, doch wenn Sie so vortrefflich schreiben, wie's in Ihrem letzten Briefe geschehen, so möcht' ich immer gern die Hand küssen, die solche schöne Gedanken niederschreiben kann. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir öfters so natürliche und dennoch gedankenvolle Briefe. Ich wünschte Ihnen nur durch meine Briefe so viel Vergnügen zu verursachen, wie's ich von den Ihrigen habe. Ich bin Ihr treuester Verehrer und Freund

Moses Dessau."

„Meine liebe Schwester Brendl!

Sie werden heute viel[4]) zu thun haben. Ich höre, daß Ihnen Leb Hanover in einem sehr witzigen Schreiben den Krieg angekündigt. Ihre Briefe werden auch so bekannt, daß ich glaube, es werden sich mehrere finden, die mit Ihnen werden anbinden wollen. Doch wenn ich Ihnen nicht schmeicheln

---

und Herrn Bode sende. Der dort erwähnte Moses Wesselý scheint mit dem von mir oben vermutheten Moses Wesel identisch zu sein.

[1]) Hier steht im Original Schin und Bet, eine Abbreviatur von scheer besari, d. h. mein Verwandter.

[2]) Im Original: „ha-cabod".

[3]) Im Original steht hier dieselbe Abbreviatur, wie die in der vorigen Anmerkung angegebene, nebst der hebr. Eulogie: „daß er lebe!"

[4]) Dieses Wort ist im Original unleserlich.

soll, muß ich gestehen, daß Ihr letzter Brief sehr nachlässig geschrieben ist. Ein oder zwei Einfälle, das war der ganze Brief, das bin ich an Ihnen nicht gewohnt. Ich befürchte gar, Sie werden Ihre Drohungen erfüllt und sich haben vorschreiben lassen, sonst hätten Sie unmöglich so ungelehrt (?) schreiben können. Leben Sie wohl.

An den Herren Doctor habe heute nicht zu schreiben, denn zur Gratulation ist noch Zeit, und er weiß ohne meine Versicherung, daß ich sein Freund und Diener bin.

An Madmoiselle Friedche meine gehorsamste Empfehlung."

Vom Enkel Moses Mendelssohn's.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Als Felix Mendelssohn-Bartholdy einst an einem mondhellen Septemberabend über den „Brühl" in Leipzig schritt, stieß er im auf- und abwogenden Gewühl der charakteristischen Gruppen, welche zur Meßzeit diese verkehrsreiche Gegend bevölkern, auf die patriarchalische Gestalt eines greisen Juden, der ebend segnend seine Hände auf das niedergebeugte Haupt eines vor ihm stehenden Knaben legte und diesen sodann mit zärtlicher Innigkeit in seine Arme schloß.

Derartige Genrebilder aus dem jüdischen Religions- und Familienleben gehören während der Messe auf dem Leipziger Brühl nicht zu den Seltenheiten und die Vorübergehenden beachten sie kaum. Für den gemüthreichen und leicht erregbaren Tondichter aber hatte die niemals von ihm gesehene malerische Scene etwas so Feierliches und Ergreifendes, daß er überrascht stehen blieb und die kleine Gruppe im Lichte des Vollmonds betrachtete.

Dem Greise war der theilnahmvoll auf ihm ruhende Blick nicht entgangen. Er griff verlegen an seinen breitkrämpigen Hut und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wir beginnen heute Abend eines unserer hohen Feste, wo es Brauch ist, unsern Kindern und Enkeln den Segen zu ertheilen. Aber wir sind hier fremde Leute und nur auf enge Schlafstellen angewiesen. Darum müssen wir häufig von unseren Gebräuchen auf der Straße verrichten, was sonst in der eigenen Behausung geschieht."

Der ruhige gebildete Ton und das ziemlich reine Deutsch, in welchem diese Worte von einem ärmlich gekleideten polnischen Juden gesprochen wurden, erhöhten die Aufmerksamkeit des Componisten. Er richtete sein Auge auf das bleiche Gesicht des neugierig zu ihm aufblickenden Knaben und erwiderte in seiner jovialen Weise: „Es hat mich gefreut, daß Sie den Knaben so lieb haben, und daß er Ihre Liebe so herzlich erwidert. Aber er sieht schwächlich und leidend aus. Warum haben Sie ihn so weit her mit sich gebracht?"

„Damit er ein Mensch werden soll, lieber Herr, was bei uns zu Hause, im Innern Rußlands, nicht möglich ist," entgegnete wehmüthig der alte Mann: „er ist meiner Tochter Sohn, ein gutes und fleißiges Kind, die Freude unseres Lebes; es kostet uns großen Schmerz, ihn von uns zu lassen, aber bei uns ist's noch finster, da muß er mit all' seiner Lust und Liebe verloren gehen. Darum habe ich meine letzten Groschen zusammengerafft und ihn mit nach Deutschland genommen.

In Berlin ist eine große und reiche Judengemeinde. Dort will ich mit ihm zu wohlhabenden Glaubensgenossen von Thür zu Thür gehen und so lange ein Bettler sein, bis ich ihm einen Platz in einer guten Schule und den nothdürftigsten Unterhalt verschafft habe. Für das Weitere wird Gott und sein guter Wille ihm beistehen. Ist doch auch der große Weltweise Moses Mendelssohn einst als ein blutarmer, schwächlicher Judenknabe nach Berlin gekommen und doch nach überstandener Noth und Kümmerniß einer der verehrtesten Männer seines Vaterlandes und ein Licht in seinem Volke geworden. Mögen seine Tugenden meinem verlassenen Kinde ein Vorbild bleiben, ich erzähle ihm täglich davon und kann ihm in unserer Lage nichts Besseres zurücklassen."

Felix Mendelssohn suchte die Bewegung zu verbergen, welche diese plötzliche Erinnerung an seinen Großvater in ihm wachrief. Einer Berliner Dame aber, welcher er später den ganzen Vorgang erzählte, legte er das Geständniß ab, daß an jenem Abende auf den Straßen Leipzigs zum ersten Male eine Regung edlen Ahnenstolzes durch seine Seele gezogen sei, daß er zum ersten Male ein Gefühl wehmüthiger Erhebung empfunden, bei dem Gedanken nicht an den jetzigen Glanz und Einfluß seines Hauses, sondern an seinen inneren Zusammenhang mit jener geistigen und sittlichen Kraft, welche in dem verfolgten jüdischen Stamme Jahrhunderte hindurch dem Hasse einer Welt getrotzt, bis sie endlich in dem stillen Dunkel eines armen Dessauischen

Judenhauses zu einem hell und warm in die Geister und Herzen leuchtenden Strahl sich angesammelt hatte. Wer ermißt das geheimnißvolle Walten des Volkes- und Familiengeistes, die innere Erbschaft der Geschlechter? Wer konnte ihm, dem christlich erzogenen Meister, sagen, was von den Gefühlen und Stimmungen längst entschwundener jüdischer Dulder in Stunden schaffender Begeisterung durch seine Harfe gerauscht, in seine eigene Seele das Ringen nach Hohem und Edlem gehaucht, in ihm sich zu gewaltiger Melodie gestaltet, in seinen Liedern und Oratorien, seinen Psalmen und Kirchengesängen den herzbezwingenden Ausdruck gefunden hatte?

Dies waren die Gedanken, welche, seinem eigenen Bekenntniß zufolge, unseren jugendlichen Meister bewegten, als ihn ein armer polnischer Jude plötzlich an seine Abstammung und an die traurige und doch so erhebende Jugendgeschichte Moses Mendelssohn's erinnert hatte.

Daß der Jude nicht ahnte, an wen er seine Worte gerichtet, braucht wohl kaum erst bemerkt zu werden. Mit einem kurzen Neigen des Kopfes wendete er sich ab und wollte eben in der umstehenden Menge verschwinden, als der lebhafte Felix seinen Arm ergriff und ihm sagte: „Bleiben Sie noch einen Augenblick, oder besser, kommen Sie ein Stück mit mir, ich glaube für den Knaben in Berlin etwas thun zu können. Zuvor aber müssen Sie mir noch ein paar Fragen beantworten."

So schritten die drei an Jahren und Charakter,

in Bezug auf Stellung und Anschauung so grundverschiedenen, und doch an einem geheimen Seelenpunkte mit einander verknüpften Menschen erst schweigend durch eine Seitenstraße, bis sie in eine stille Gegend des schönen Stadtparks kamen, der sich bekanntlich wie ein frischer und blühender Kranz um die ehrwürdigen Straßen des altersgrauen Leipzig windet.

Hier unter den hohen Bäumen, die der milde Herbstwind noch nicht entblättert hatte, blieb Mendelssohn stehen und sagte: „Wie Sie vorhin bemerkten, mein Lieber, ist Ihre Heimath im Innern Rußlands, sehr fern von hier.“

„Allerdings, lieber Herr, in einer kleinen Stadt an einer der fernsten Grenzen des Reiches.“

„Und dort haben Sie von Mendelssohn gehört?“

„Nicht blos gehört von ihm, lieber Herr, schon in früher Jugend habe ich alle seine Schriften gelesen, die hebräischen und die deutschen, und mich in unserer dortigen Wüstenei mühsam an ihnen herangebildet. Mendelssohn's Werke und die Werke seines großen Freundes Lessing hatte mein Großvater schon vor vielen Jahren aus Deutschland mitgebracht. Seitdem sind sie ein Erbstück unserer Familie geblieben, das wir bewahren und benutzen, wie einen heiligen Schatz. Aber ich kann Ihnen noch mehr sagen, mein Herr, an dem Feste, das wir heute feiern, es ist unser Laubhüttenfest, hat einst mein Großvater in Gesellschaft Lessing's als Gast am Tische des großen Weltweisen gesessen und ihn sagen hören: „Es kommt eine Zeit, und sie ist nicht so fern,

als man glaubt, wo die Juden nicht mehr Fremde sein werden in ihrem Vaterlande. Das werden sie aber nicht von außen her erlangen, durch fürstliche Gnade und weltliche Gunst, sondern nur durch die Macht der fortschreitenden Bildung. Diese Macht der Bildung sehen wir jetzt leise wachsen, und wenn sie einst stärker geworden sein wird, als alle Gewaltigen der Erde, werden auch die Juden schon durch ihre eigene Anstrengung lebendige und liebevoll sich anschließende Glieder der großen Volksfamilie geworden sein, mit der sie durch Geburt und Erziehung, durch Sprache und Sitten verwachsen sind." — Das hat Moses Mendelssohn damals an seinem Tische gesagt, und seine Voraussagung hat sich für Deutschland bereits erfüllt. Die Deutschen jüdischen Stammes haben in ihrem Erlösungskampfe gesiegt, nicht durch Verleugnung ihrer väterlichen Religion und Sitte, nicht auf dem Wege der Gunst und der äußeren Gewalt, sondern durch den Geist der Bildung, der Veredlung und des arbeitsvollen Strebens, den vor kaum siebenzig Jahren ein kleines verwachsenes Männlein durch sein Beispiel und durch seine Lehre in ihnen erweckt hat. Bei uns freilich sieht es in dieser Hinsicht noch schlimm aus, und erst jetzt fängt es langsam an zu tagen; man liest wenigstens schon die hebräischen Schriften Mendelssohn's und noch läßt sich nicht absehen, welche Veränderungen der Einfluß des jüdischen Reformators durch die zahlreichen Schüler, die er unter den russischen Juden gefunden, in der gesammten Welt des Ostens bewirken wird. In Deutschland ist man, wie

ich höre, schon vielfach über den Standpunkt Mendelssohn's hinausgewachsen. Für Rußland und Polen werden wir ihn jedenfalls noch eine hohe Bedeutung gewinnen sehen."

Der Mann hatte diese lange Erklärung nicht so fließend, nicht ohne einen starken Anflug von polnisch-jüdischem Accent und wohl auch nicht ganz in denselben Worten, aber mit einer Wärme des Herzens und der Ueberzeugung gesprochen, die seinen Zuhörer mit ehrfurchtsvoller Achtung erfüllte. Wie er da im vollen Lichte des Mondes mit dem weißen, lang auf den schwarzen Kaftan herabwallenden Barte vor ihm stand, lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Prophetenhaftes. Auch der bleiche Knabe, der die Hand des Sprechenden ergriffen und sich kindlich an seinen Arm gelehnt hatte, schaute mit seinen stillen und tiefen Augen bewundernd zu ihm auf. Der Greis aber strich dem Enkel die Wange und fuhr fort: „Wenn Gott mir gelingen läßt, was ich mit diesem da vorhabe, wird er nicht blos glücklicher werden, als seine Väter waren, sondern auch vollenden helfen, was sie einst begonnen haben. Wenn er aus Deutschland als Mann zurückkehrt, wird er die Herzen schon geöffnet finden. Wir brauchen begeisterte Lehrer, und ein solcher Lehrer, so denke und hoffe ich, soll unser Kind hier werden. Darum habe ich ihm auch jetzt in Dessau das Stübchen gezeigt, in dem einst der dritte Moses seines Volkes geboren wurde."

„Sie haben wirklich das Geburtshaus Mendelssohn's besucht?"

„Unverändert steht es im Hofe eines kleinen Hauses noch in derselben Schlichtheit, wie es vor mehr als hundert Jahren gestanden. Als ich es betrat, fühlte ich ein tiefes Weh in meinem Herzen und doch einen Stolz. Denn ein elendes Stübchen ist's, lieber Herr, ein armseliges Stübchen, wie es wohl selbst in jenen Zeiten nur die ärmsten Familien bewohnt haben können. Es muß aber ein hoher und himmlischer Glanz gewesen sein, der einst durch diese Behausung sorgenvoller Dürftigkeit geleuchtet hat; wie hätte sonst der schüchterne Sohn des von Noth und Elend gebeugten dessauischen Schreibers jener hohe und reine Charakter werden können, als den ihn die gesammte Mit- und Nachwelt gekannt und bewundert hat? Mag die große Welt, in die er mit dem vierzehnten Jahre getreten, seinen Geist geschult und sein Wissen bereichert haben, die Keime zu allen Tugenden seines Herzens, seine seltene Milde und Menschenfreundlichkeit hat er, bei dem damals völlig abgeschlossenen Leben der Juden, sicher nur aus dem engen Dunkel des jüdischen Elternhauses mitgebracht. Das Loos dieser gedrückten Menschen, denen man alle öffentlichen Schulen und Bildungsanstalten und eigentlich jeden ehrlichen Erwerb verschloß, war in jenen Tagen noch vielfach ein hartes, ein sehr hartes, lieber Herr!"

„Um so mehr ist es allerdings zu bewundern," entgegnete Felix mit anscheinender Ruhe, „daß sie bei so großem innern und äußern Drucke noch Charaktere, wie Mendelssohn, aus sich erzeugen konnten. Alle Berichte der Zeitgenossen rühmen seine hohe Tugend und

Weisheit, den Zauber seiner Persönlichkeit. Nicht Wenigen ist er ein Vorbild geworden. Doch fiel es mir auf, daß Sie seinen Vater einen Schreiber nannten; in den Biographien heißt es, er sei ein Lehrer gewesen."

„Es ist möglich, daß er auch unterrichtet hat, aber seinem eigentlichen Berufe nach war er ein Schreiber. Man weiß sonst überhaupt wenig von dem Manne; obwohl er der Vater und Erzieher eines berühmten Mannes, der Ahnherr einer so ausgezeichneten Familie gewesen, ist nicht einmal seine Abstammung und sein Grab aufzufinden. Aber ein Schreiber war er, das steht fest, und ein in der Gemeinde wegen seines stillen und makellosen Wandels sehr hochgeachteter Mann. Wissen Sie, was ein Schreiber ist? Es waren dies früher die einzigen Künstler unter den Juden. Auf Pergament schrieben sie die großen Thorarollen und häufig auch die Gebetbücher, welche bei unserem öffentlichen Gottesdienste benutzt werden. Finden Sie einmal Gelegenheit, in einer Synagoge oder Bibliothek ein solches zuweilen auch mit farbigen Anfangsbuchstaben und Miniaturbildern geschmücktes Werk zu betrachten, so werden Sie inne werden, daß zu dieser Arbeit nicht blos wissenschaftliche Kenntniß und eine Art künstlerischer Fertigkeit, sondern auch Geschmack, Schönheitssinn und vor Allem jene unbeschreibliche Geduld gehörte, wie sie nur fromme Begeisterung den Menschen früherer Zeiten verliehen hat. Sollte von einer solchen künstlerischen Thätigkeit nicht auch etwas in die Denkungsart und die Sitten Mendelssohn's übergeflossen sein und auch in die Seele

seines Kindes schon frühe jenen Sinn für das Feine und Geordnete, das Anmuthige und Schöne gepflanzt haben, der später ein so wirkungsreicher Grundzug seines Wesens geblieben ist? Wie oft mag der arme Vater noch in später Nacht bei düster brennender Lampe in seinem erbärmlichen Zimmer gesessen und mit erhobenem Gemüthe, betend zugleich und schreibend, den Urtext jener Psalmen auf Pergament gezeichnet haben, die später sein Sohn in's Deutsche übertragen. . . ."

„Und sein Urenkel in Musik gesetzt hat," wollte Mendelssohn den Mann unterbrechen. Er verschluckte aber jede derartige Bemerkung und sagte nur: „Es ist eine weite Gedankenreihe, die Sie mir da eröffnen, und sie erregt mich tiefer, als Sie vielleicht glauben. Aber mir liegt noch eine Frage auf dem Herzen: Sie glauben also wirklich, daß das seit Mendelssohn wiederum in eine Bewegung gerathene Judenthum in den europäischen Ländern noch eine Zukunft habe?"

„Ich glaube es mit Tausenden und abermals Tausenden meiner Brüder und Schwestern, die heute mit mir unser fröhliches Laubhüttenfest feiern, wie mit Unzähligen, die es nicht mehr feiern. Daß das Judenthum lebt und in seinen Wurzeln nicht abgestorben ist, können Sie in jeder Stadt und jedem Dörfchen sehen, wo eine Gemeinde ist. Und warum wollen Sie es nicht leben lassen? Wurzelt es nicht, so gut wie das Christenthum, in einem höheren sittlichen Inhalt, der sich nur in besonderen, durch Geschichte und uraltes Herkommen geheiligten Formen offenbart, die Niemand stören und schaden und die Mancher

nur fremdartig oder lächerlich findet, weil ihm die eigenen Gewohnheiten natürlich geläufiger und verständlicher sind?"

Der Mann hatte die letztere Frage mit so eigenthümlicher Wehmuth betont, daß der große Tondichter seine Hand ergriff und sie herzlich drückte. „Sie haben mir," sagte er, „eine schöne Stunde bereitet und ich kann Ihnen wohl am Besten durch die Erklärung danken, daß es der Enkel Mendelssohn's ist, zu dem Sie gesprochen haben. Kommen Sie morgen zu mir." Hiermit übergab er dem Knaben seine Karte und war schnell in den Windungen der Anlagen verschwunden.

Als der Greis mit seinem Knaben am andern Tage in der Wohnung Mendelssohn erschien, breitete er, mit thränenfeuchtem Auge und feierlicher Geberde ein hebräisches Gebet murmelnd, seine Hände gegen den Meister aus, und empfing dann von diesem Briefe, welche ihm selber eine beträchtliche Aufhülfe, dem Knaben aber auf Jahre hinaus in Berlin eine gute Erziehung nebst ausreichendem Unterhalte sicherten.

Dieser Knabe ist freilich kein Reformator der russischen Juden, sondern ein hochgebildeter, durch seine Menschenfreundlichkeit sowohl, als durch geistvolle schriftstellerische Leistungen ausgezeichneter Arzt geworden, der in der preußischen Stadt, wo er seit Jahren wirkt, sich einer weit verbreiteten Praxis und eines hohen Ansehens erfreut. Der Aufklärung seiner russischen Brüder wendet er aber, im Sinne seines Vorfahren, noch immer eine warme Aufmerksamkeit zu, wie er auch alljährlich, wenn das trauliche Fest der Laubhütten wiederkehrt,

alle seine Lieben zu heiterem Mahle um sich versammelt und mit inniger Dankbarkeit der wunderbaren Schicksalswendung gedenkt, welche einst für ihn an diesem Abend aus dem altjüdischen Festsegen des längst zu seinen Vätern heimgegangenen Großvaters entsprossen ist.

Diese Erzählung ist von der Dame, der sie Mendelssohn erzählt hat, niedergeschrieben und seit Jahren in meinem Besitz. Was hier und da im Ausdrucke und der Abrundung der einzelnen Wendungen der Hand der Erzählerin angehört, kann schließlich dahingestellt bleiben. Dem Geiste sowohl, als den Thatsachen nach ist der Vorgang keineswegs erdichtet.

A. F.

Mendelssohn und Lavater.

Es war im Jahre 1763, kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als ein junger Theolog aus Zürich nach Berlin reiste, um die dortige gelehrte Welt kennen zu lernen. Er selbst war eine hochbegabte Natur voll Poesie, aber auch voll Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit, die ihn bei seinem Hange zum Mysticismus und allem Wunderbaren früher oder später auf gefährliche Abwege führen mußten. Schon damals genügte ihm nicht das positive Christenthum; er sehnte sich nach einem unmittelbaren Verkehr mit der überirdischen Welt und schrieb seinem Gebete die Kraft zu, Wunder zu thun. Er war von einem gewissen geistlichen Hochmuth nicht frei zu sprechen, den er freilich unter sanften Formen und einer liebenswürdigen Persönlichkeit geschickt verbarg. In den Nebenstunden beschäftigte er sich mit physiognomischen Studien, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Zu diesem Zwecke verfehlte er selten, die berühmten Männer seiner Zeit in Gesellschaft eines Freundes, des Malers Füßli, aufzusuchen, um ihre Silhouetten aufzunehmen und ihre Züge in oft mehr

poetischen, als wahren Ausdrücken zu schildern. Oft verführte ihn dabei seine Freundschaft oder die Vorliebe für sein System, dem gesunden Menschenverstande zu widersprechen. Trotz dieser Schwächen war er aber eine der hervorragendsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem er die Liebe zur Menschheit, den Drang nach Freiheit, aber auch die Sucht nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen theilte. Dieser Mann hieß Johann Kaspar Lavater.

In Berlin machte der christliche Theolog die Bekanntschaft des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn. Er besuchte ihn in seiner bescheidenen Wohnung in der Spandauerstraße und auf seinem Comptoir, wo er als Buchhalter bei seinem reichen Glaubensgenossen Bernhard in Diensten stand. Freundlich aufgenommen, brachte Lavater manche genußreiche Stunde in der Gesellschaft des bescheidenen Denkers zu. Bei einem einfachen Mahle, durch heiteres und doch tiefes Gespräch gewürzt, oder bei einer Schachpartie entfaltete Mendelssohn, bei dem sich auch Lessing oft einfand, die ganze Fülle seines sokratischen Geistes. (Der bekannte Maler Professor Oppenheim in Frankfurt benutzte das kurze Zusammenleben Mendelssohns, Lessings und Lavaters zu einem vortrefflichen Gemälde, das sich jetzt in der Karlsruher Gemäldegallerie befindet und dessen Nachbildung uns von dem Künstler freundlichst gestattet wurde. Wenn auch der Lichtdruck die vielen Schönheiten des Oelgemäldes nicht wiedergeben kann, so zeigt doch die geistvolle Composition und die charakteristische Auf-

fassung der Persönlichkeiten, wie hochbegabt der Altmeister für diese Richtung der Kunst ist.)

Solche Stunden geistvoll anregenden Verkehrs, bei welchem die Gegner in zwangloser Weise und im Vertrauen auf Verschwiegenheit ihre innerste Ueberzeugung herauskehrten, konnten nicht spurlos an den Betheiligten vorübergehen. Besonders war es der leicht erregbare Lavater, der aus diesen Unterhaltungen eine enthusiastische Bewunderung Mendelssohns schöpfte. Von ihm schreibt er dem bekannten Kanonikus Breitinger in Zürich: „Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Briefe über die Empfindungen, fanden wir in seinem Comptoir mit Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Lauf gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert, ungezwungen in seinen Gebehrden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig, dienstfertig; ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geehrt und geliebt."

Je mehr aber Lavater Mendelssohn bewunderte und lieb gewann, desto größer wurde sein Wunsch, den

jüdischen Philosophen für das Christenthum zu gewinnen. Zu der aufrichtigen Ueberzeugung und der Sorge um das Seelenheil des von ihm verehrten Mannes gesellte sich seine natürliche Eitelkeit. Eine solche Bekehrung hätte nothwendigerweise das größte Aufsehen in der gebildeten Welt erregt und dem glücklichen Veranlasser keinen geringen Ruf verschafft. Aber es war dies keine leichte Aufgabe, da Mendelssohn treu an dem Glauben seiner Väter hielt und alle derartige Versuche bald mit tieferen Gründen, bald mit leiser Ironie zurückwies. Der fromme Lavater ließ sich jedoch nicht so bald abschrecken, er wartete auf eine passendere Gelegenheit, die sich ihm auch mit der Zeit darbot. Einstweilen verabschiedete er sich mit dem Versprechen, bald von sich hören zu lassen.

Jahre waren seit jenem Besuche vergangen, als Lavater seinen Vorsatz endlich ausführte, indem er einen Theil der „Palingenesie“ des Genfer Philosophen und Naturforschers Bonnet (unter dem Titel „Untersuchung der Beweise für das Christenthum“) aus dem Französischen übersetzte und Mendelssohn mit einem offenen Briefe widmete, welcher folgendermaßen lautete:

„Ich kenne Ihre tiefen Einsichten, Ihre standhafte Wahrheitsliebe, Ihre unbestechliche Unparteilichkeit, Ihre zärtliche Achtung für Philosophie überhaupt und die Bonnet'schen Schriften besonders, und unvergeßlich ist mir jene sanfte Bescheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christenthum, dasselbe beurtheilen, und die philosophische Achtung, die Sie in

einer der glücklichsten Stunden meines Lebens über den moralischen Charakter seines Stifters bezeigt haben, so unvergeßlich und dabei so wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater, zu bitten und zu beschwören: nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, denn das werden Sie gewiß ohne meine Bitten selbst thun, sondern dieselbe öffentlich zu widerlegen, wofern Sie die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finden; wofern Sie aber dieselben richtig finden, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie thun heißen — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte."

Das war eine schwere und bittere Stunde für den armen Mendelssohn, als er diesen Brief empfing und las. Wohl durchschaute er die Falle, welche hinter den anscheinend liebevollen Worten lauerte. Als Jude konnte und durfte er nicht die Schrift Bonnet's widerlegen, ohne das Christenthum selbst anzugreifen, wogegen sich seine Klugheit nicht minder wie seine Duldung Andersgläubiger sträubte. Mußte ihm nicht die Rücksicht auf die gedrückte Lage seiner Glaubensgenossen die Hände binden? Seine Entgegnung, so mild auch diese ausgefallen wäre, hätte sämmtliche Zeloten aufgebracht, zu neuen Beschuldigungen und Verfolgungen gegen die Juden Veranlassung gegeben. Auf der andern Seite konnte er ebenso wenig auf die öffentliche Aufforderung

Lavaters schweigen; das hieß, ihm oder vielmehr Bonnet Recht geben, seine eigene Religion verdammen, seine innersten Ueberzeugungen verleugnen. Man hatte nichts Geringeres von ihm verlangt, als sich taufen zu lassen, wenn er nicht im Stande wäre, die Beweise für das Christenthum zu widerlegen. Was sollte er thun? — Am meisten aber schmerzte ihn die Indiscretion Lavaters, die jesuitische Schlauheit, womit der Freund ihm nur die Wahl ließ zwischen Abschwörung seines Glaubens oder einem ebenso gefährlichen, als seiner Natur widerstrebenden Angriffe auf die christliche Religion.

Der zudringliche Eifer des Züricher Philosophen versetzte ihn in die größte Verlegenheit und griff ihn so an, daß er sich im Laufe der Zeit eine schwere Krankheit zuzog, die ihn für jede Arbeit untüchtig machte. Nicht minder erzürnt waren aber die zahlreichen Freunde Mendelssohns, vor Allen Lessing, welcher sich damals in Wolfenbüttel befand. Er schrieb später in dieser Angelegenheit die charakteristischen Zeilen: „Was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz eines

abscheulichen Gebäudes nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können. — Ich sende Ihnen auch hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Narr ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte."

Ermuthigt durch die vielfachen Beweise der Theilnahme von Seiten aller Aufgeklärten und der Freunde wahrer Toleranz, entschloß sich endlich Mendelssohn zu einer Antwort, die von der zarten Feinheit seiner wahrhaft humanen Bildung, von seinem Verstande und seinem Herzen ein gleich ehrenvolles Zeugniß gab. „Sicherlich," schrieb er an Lavater, „wenn ich auch sonst kriechend genug dächte, die Klugheit der Wahrheitsliebe und Redlichkeit das Gegengewicht halten zu lassen, so würde ich doch hier in diesem Falle alle drei in derselben Schale antreffen. Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andern, als liebreiche und menschenfreundliche Absichten zuschreiben.

„Aber leugnen kann ich es nicht, ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung. — Sie erinnern sich der vertraulichen Unterredung, die ich mit Ihnen auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; — wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorfallen würden, niemals öffentlicher Gebrauch gemacht werden sollte. Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Verbrechens Schuld geben. — Die

Bedenklichkeit, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] lassen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Angst [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich meine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible]

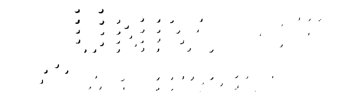
[illegible] nach [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] zum Vermerke meiner [illegible] [illegible] [illegible] hatte ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden [illegible] Ware [illegible] [illegible] [illegible] gleich [illegible] vermochte oder [illegible] [illegible] [illegible] wußte ich gar wohl, [illegible] die [illegible] räth, wenn das Gewissen [illegible] [illegible] von dem Wesentlichen meine. [illegible] [illegible] [illegible] so unwiderleglich [illegible], als [illegible] [illegible] [illegible] nur immer von der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] für den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ausdrücklich in [illegible] [illegible] [illegible]

„Nach [illegible] [illegible] meiner [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] hat aus das [illegible] [illegible] [illegible] der Gemeine [illegible] [illegible] [illegible] glauben [illegible] [illegible] von [illegible] ich an das [illegible] der Natur [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] Mann [illegible] [illegible] und diese [illegible] wieder [illegible] [illegible] das Gesetz, so manchen [illegible] [illegible] Glaubens ist zum [illegible]

A. NAUMANN'SCHE LICHTDRUCKEREI, LEIPZIG

LAVATER UND LESSING BEI MOSES MENDELSSOHN.

Nach dem Gemälde von Prof. Oppenheim.



haben. Ich genieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die schöne Seele!

„Nur die feierliche Beschwörung eines Lavater nöthigt mich, wenigstens meine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halten möge. Herr Bonnet kann vielleicht nur für solche Leser geschrieben haben, die, wie er, überzeugt sind und nur lesen, um sich in ihrem Glauben zu bestärken. Seine innere Ueberzeugung und ein löblicher Eifer für die Religion scheinen seinen Beweisgründen ein Gewicht zugelegt zu haben, das ein Anderer nicht darin finden kann."

Die ausweichende Antwort Mendelssohns fand die allgemeinste Billigung und Anerkennung; selbst der berühmte Mirabeau hielt sie für werth, sie in's Französische zu übersetzen, was er auch selbst, wenn gleich nur im Auszuge, that.

Einen noch helleren Einblick in die Anschauungsweise Mendelssohn's über die hier angeregte Frage gewinnen wir aus einem seiner Briefe, dessen Kenntniß wir David Friedländer verdanken.[1]) Mendelssohn schreibt an einen Ungenannten:

„Mein Herr!

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. — Da Ihnen diese Sprache geläufig zu sein scheint, so belieben Sie

[1]) Vgl. Heinemann, M. Mendelssohn, Lpz. 1831, S. 172,

nur immer fortzufahren, sich ihrer zu bedienen, wenn Sie mir ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vortheil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen, und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu sein.

Sieht man blos auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen derjenigen Menschen, die für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Wenn wir aber durch einen glücklichen Zufall das Zutrauen der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit Vergnügen gewahr, daß die Uebereinstimmung unter ihnen größer sei, als man glauben sollte, und daß bei allem äußerlichen Dissentiren, die Guten aus allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr alberne Privatschriften erhalten, aber auch einige von dem Werthe der Ihrigen, die mir unschätzbar sind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beschweren darf. Sie scheinen mir es als etwas ganz außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jesu mit Hochachtung spreche, die Christen nicht hasse, ihnen keine Injurien sage u. s. w. Sie müssen also sehr wenigen von meinen Religionsgenossen diese Bescheidenheit zutrauen. — Lassen Sie uns aber auch Gerechtigkeit widerfahren! —

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des neuen Testaments sagen. Ich glaube es gar gern, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben und sich haben würgen lassen.

Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mohamedanern und Chinesen besteht, und wohin vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind. — Es ist höchst sonderbar, daß unsere Urtheile so übel zusammenhängen.

In der Geschichte sind Griechen und Römer unsere Bewunderung, und wir müssen, in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber in compendiis den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nämlich, so wird an Heiden garnicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. —

Ihre Frage, warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei. — Da ich als Jude nicht nöthig habe, diesen Satz anzunehmen, indem nach der von mir[1]) angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden anderen Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund der Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — La religion, sagen Sie, est le culte de Dieu. Ja, aber es giebt, wie Jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen.

Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine anderen Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und soviel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen.

---

[1]) S. oben Mendelssohn's Schreiben an Lavater.

Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit; wiewohl sie auch ihre Grenzen hat und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst garnicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsere Religion sei die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die beste sei. Sie ist die beste für uns und unsere Nachkommen, die beste für gewisse Zeiten und Umstände, unter gewissen Bedingungen. —

Welcher äußerliche Gottesdienst für andere Völker der beste sei, hat Gott ihnen vielleicht durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen. Ich weiß hiervon nichts und kann hierüber nichts bestimmen, aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein sein könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Grenzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie, mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

Moses Mendelssohn."

Lavater's Benehmen wurde von seinen eigenen Freunden und zunächst von Bonnet getadelt. Von allen Seiten angegriffen, sah er wohl sein Unrecht ein und suchte sich durch einen Brief zu entschuldigen, den er Mendelssohn durch den ehrwürdigen Spalding übergeben ließ.

Das Schreiben lautete: „Verehrungswürdiger Herr! Diesen Namen geb' ich Ihnen mit vieler Ueberzeugung. Die redlichste Absicht hat mich gezwungen, Ihnen Bonnet's Untersuchung zuzueignen. Bonnet selbst meint,

ich sei indiscret gegen Sie gewesen, Freunde in Berlin meinen es auch. Wenn Sie es auch so angesehen, so dürfen Sie nur sagen, nur einen Wink mir oder einem meiner Freunde geben, ob und wie ich diese Indiscretion, die doch wahrlich im Grunde das nicht sein sollte, wieder gut machen soll. Ich werde zufrieden sein, wenn Sie die Sache sonst Ihrer Untersuchung würdigen werden. Vergeben Sie mir — was? — daß ich Sie liebe, hochschätze — Ihr Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt wünsche. Vergeben Sie mir, wenn ich den unrechten Weg eingeschlagen habe, Ihnen dieses zu bezeugen."

Zugleich mußte Lavater eingestehen, daß er das Vertrauen seines Freundes gemißbraucht. „Ich weiß mich," sagte er in einem späteren Briefe, „so deutlich als möglich zu erinnern, daß ich die Versicherung an Sie ergehen ließ, Sie möchten wider das Christenthum sagen, was sie wollten, so werde ich niemals einen indiscreten, Ihnen nachtheiligen Gebrauch davon machen. Glauben Sie mir, damals war es mir genau so wie jetzt — ich möchte Alles wissen, was sich wider das Christenthum von redlichen, unparteiischen Philosophen sagen läßt. In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben, aber Gott bedarf keiner Nachsicht."

Der eben so kluge als gute Mendelssohn begnügte sich mit diesen Entschuldigungen, denen er selbst noch folgende für die Oeffentlichkeit bestimmte Worte hinzufügte: „Ich erkenne," sagte er, „in Lavater's Betragen

seine gute Gesinnung und Freundschaft für mich, der Inhalt seiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, seinen moralischen Charakter von der vortrefflichsten Seite. Man findet in derselben die untrüglichsten Merkmale der wahren Menschenliebe und echten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeschminkte Rechtschaffenheit und eine Bescheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freut mich ungemein, daß ich den Werth der edelmüthigen Seele nie verkannt habe. — Ueberschwängliche Gütigkeit ist es, wenn Herr Lavater mich öffentlich um Verzeihung bittet."

So triumphirte der jüdische Philosoph über den christlichen Geistlichen durch die Bethätigung der Liebe, Duldung und Sanftmuth, die jener für das Christenthum in Anspruch genommen hatte.

Wir schließen hieran noch die auszugsweise Wiedergabe des Schreibens, welches Mendelssohn an Bonnet, den Verfasser der „Palingenesie" richtete, den Lavater durch die Uebersetzung seiner Schrift eigenmächtig in den Bekehrungsstreit hineingezogen hatte. Mendelssohn hatte in seinen Schreiben an Lavater natürlich auch dessen Gewährsmann Bonnet scharf mitnehmen müssen und durch eine Entgegnung desselben wurde nun das Schreiben Mendelssohns an Bonnet veranlaßt, das uns gleichfalls durch David Friedländer aufbewahrt worden ist.[1]) Mit Recht sagt Friedländer,

[1]) Vgl. M.'s Ges. Schr. III, 113 und Heinemann, M. Mendelssohn, S. 155.

daß dieser (auch in anderen Beziehungen interessante) Brief „nicht nur die Geschichte der Lavater'schen Uebereilung ergänze, sondern auch einen neuen Stempel der Wahrheitsliebe auf den Charakter unseres Weltweisen drücke". Mendelssohn schreibt:

„Mein Herr!

Die unangenehme Empfindung, die Sie von dem Vorfalle zwischen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weise Bescheidenheit, mit welcher Sie sich in Ihrem Schreiben darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. — Es ist seltsam, daß drei gute Menschen, die sich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem besten Willen von der Welt sich einander wechselsweise Verdruß machen müssen. — Was mich am meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben.

Der Diakonus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit frei geblieben. — Die inneren Kränkungen, welche ich über des Herrn Lavaters Zumuthung gelitten, ließen mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten, und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin. — Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie jetzt finde.

Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben; also ist die Aufforderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilligt worden, also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen lassen! — Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Besseren belehren werde. Erst zu Ende des Decembers meldet mir Herr Lavater, daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als 13 Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund, dem Diakonus zu Zürich und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit.

Es ist unser Aller nicht anständig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theile des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individuen von Einer Religion harmonischer denken könnten. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgearbeitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen können. Sind mit diesen Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden, was thut dieses? In unseren Ohren werden diese Namen nichts Feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. — In welcher glücklichen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben. Sie können sich leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr, scheinen von Natur zu diesem Amte nicht besser begünstigt zu sein. Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir diese Ausdrücke) fast zu weit getriebene Bescheidenheit schicken sich für keinen geistlichen Athleten. Ich halte den Diakonus zu Zürich für wahrheitliebend genug, sich hierin von Ihnen belehren zu lassen. In diesem Falle ist unsre Streitsache beendigt, und sie hat für mich die unschätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmtesten Weltweisen unserer Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel gerathen bin.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich, noch philosophisch finden.

In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthume zuschreiben, und ein Jude oder Mohamedaner sein. Alle die Lehren, die dem Christenthume eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen, und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen, aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie sich erklären, um keiner Secte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn L. auch merken lassen. Allein die unglückselige Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt, und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden (wenn sie eine haben) unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir jede Apologie, in welcher man sich auf die besonderen Lehren des Christenthums einläßt, und solche mit der Vernunft übereinstimmig zu machen sucht, philosophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, giebt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will.

Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist: die Ungläubigen in Ihrer eigenen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen, muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie erkennen, daß ich durch die Worte:

„die mehrsten philosophischen Hypothesen des Verfassers sind

auf deutschem Grund und Boden erwachsen u. s. w."
die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen.. Meine Absicht war blos, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn L. zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er mir zu meiner Bekehrung anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind, und daß ich, als ein Deutscher, meine Landsleute gelesen habe. Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: „Seine mehrsten Schlußsätze scheinen mir so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß ich mich getrauen wollte, welche Religion man will, mit denselben Gründen zu vertheidigen;" und Sie fragen, ob ich mich unterstünde, mit eben den Argumenten die Religion eines Mohameds oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moses und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen, andere Gründe haben könnte, als diejenigen sind, deren Sie sich zum Behuf des Christenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über diese Fragen mich etwas umständlich zu erklären.

In soweit eine jede Offenbarung ein historisches Faktum voraussetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders, als durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente dargethan werden. Hierin stimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologisten des Christenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit und glauben, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, so sei an einer göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweisen Sie in der That durch eine sehr gesunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können. Die Argumentation ist es, von der ich sage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr, glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugnisse haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jesu von Nazareth von außer-

ordentlichen Männern unseres Glaubens verrichtet worden sind? Und diese Zeugnisse sind uns wenigstens so glaubhaft, so ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier sind also Zeugnisse wider Zeugnisse.

Eine von meinen Glaubensgenossen selbst verfolgte jüdische Sekte in Polen und an den Grenzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne ansehnliche, und so viel ich weiß, auch rechtschaffene Männer, die solche als Augenzeugen bestätigt haben. Ihre Widersacher und Verfolger selbst gestehen ihnen die Fakta ein, schreiben sie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. —

Alles dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Sekte selbst, (wenigstens ist mir noch keine Schrift von ihr zu Gesichte bekommen), sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsere Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und ich weiß nicht was, daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist. —

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und Ihr Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Faktum eingestehen, nichts anderes, als Wunderwerke sein können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsverhandlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Einer Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müssen. Was wollen wir dieser Religionspartei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß alle ihre Zungen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte? Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebenen Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unanständig sei, den Lauf der Natur um einer so unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist: ob in einem gewissen Buche gewisse Sätze enthalten oder nicht enthalten sind. Allein ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palingenesist

sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht (kann ein Schüler des Jansenismus sagen) daß diese Wunder, wenn sie zugegeben werden, zugleich indirecte Beweise von der Wahrheit der päpstlichen Religion und des Christenthums überhaupt abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrigen Sekten und Meinungen der Menschen ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung, durch den Augenschein zu widerlegen; wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? — Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig in unseren ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unanständig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andere Wege gerathen sind, durch die unleugbare Evidenz der Sinne zurückzuführen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann, Wunder geschehen zu lassen, wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religionspartei dazu ausersehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kommt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besondere Sekte von allen übrigen unterscheidet, schiene von keiner Erheblichkeit, so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sei, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möge wichtig oder unwichtig sein. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will, so kann sie solche nirgend anders, als bei der Secte geschehen lassen, die in Allem die Wahrheit für sich hat. —

Man wird im alten und neuen Testament manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Veranlassung gehabt; allein der Endzweck, der indirect dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und dem allerhöchsten Wesen anständig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unseren Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, um mittelbar und indirect aber alle Irrgläubigen und Ungläubigen in den Schooß der Kirche zurückzuführen u. s. w.

Ich wiederhole also meine Frage: was können wir diesen

Leuten entgegensetzen, wenn wir unsern Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstände, die Religion des Mahomed oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? — Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomed sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre ersten Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so steht ihnen der Weg der Retorsion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigene Unparteilichkeit zu verlassen, und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Partei sind, zugleich als Richter erkennen sollen? Die Wunder der Christen, Juden und Mahomedaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Sekten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu der Zeit des alten Glaubens Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden sind. Auch falsche Propheten haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei, geheime Künste, oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu besserem Gebrauche verliehenen außerordentlichen Kräfte und Gaben? getraue ich mich nicht zu entscheiden. Genug, daß die Gabe, Wunder zu thun, für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden ist. Der Gesetzgeber der Juden erklärt sich darüber mit deutlichen Worten (Deuteron, K. 13, 2. 3. 4.), und Jesus von Nazareth spricht ebenso ausdrücklich, vielleicht noch entschiedener von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke. Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden u. s. w. (Matth. 24, 24.)

Wenn also diese beiden Gesetzlehrer sagen, daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger wider die klaren Worte der Schrift Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können.

Mit der Sendung Moses hat es eine andere Bewandniß. Diese gründet sich nicht blos auf Wunderwerke, denn ich wiederhole es: Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich ausgegeben worden. Sie steht vielmehr auf einem weit sichreren Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dollmetscher eingesetzt hat. — Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohren-Zeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines ferneren Zeugnisses, noch Beweises (Exod. 19, 9 u. A.)

Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist wahr, Moses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung, nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Natur erforderten. Er berief sich aber alle Zeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein, dieses ist nach unseren Religionsgesetzen ein blos positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf die Aussagen zweier Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweier Zeugen ist nicht untrüglich, die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es ebenso wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und

unserm Zweifel Grenzen setzen, damit wir in vorkommenden Fällen eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkür eines Jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge, blos auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung; wer sich also auf Wunderwerke beruft, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdringen; will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiseskraft der Wunderwerke unser Gesetz aufheben, und ein neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Religionen und Völker rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrigen entgegen und versagen allen unsern Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt: ich wollte mich getrauen, welche Religion man will, durch eben diese Argumentation zu vertheidigen.

Mit unaussprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann; und ich darf Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem L. den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen; denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieser Benennung würdiger zu machen und wünsche nichts so sehr, als eine Gelegenheit, die vollkommenste Hochachtung und aufrichtige Freundschaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Berlin, 9. Febr. 1770.

Moses Mendelssohn."

Ein Wort gegen Lessing zu Ehren Lessing's.

Von

Rabbiner **Dr. M. Joël.**

Ein Vorurtheil zerstören, heißt in Lessing's Geiste arbeiten, selbst wenn es zufällig ein solches sein sollte, von dem Lessing selbst sich nicht frei gemacht. Vorurtheile Lessing's haben jedenfalls etwas Versöhnendes; denn wie leicht ist sonst der unter einem Vorurtheile Leidende geneigt, bösen Willen statt Irrthum zu vermuthen. Ein Lessing'sches Vorurtheil dagegen lassen wir uns gern gefallen; denn das Vorurtheil der Redlichen muß, da es nicht ganz ohne Grund sein kann, zur genaueren Erforschung auffordern.

Das Vorurtheil aber, von dem ich rede, ist folgendes: In Lessing's „Theologischen Streitschriften" und in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" kommen Aeußerungen vor, welche beweisen, daß auch für ihn so gut wie auch noch für die vorurtheilslosesten Forscher unserer

Tage die „rabbinische Auslegung“ der Schrift das non plus ultra des Künstlichen, des Gesuchten, des Hineingetragenen ist. So heißt es: „Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Chreti und Pleti des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.“ 1) Ferner: „Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volkes dadurch ertheilten!“ 2)

Daß bei Lessing keinerlei Vorurtheil gegen die Juden diese Ansicht über die „rabbinische“ Exegese erzeugt hat, braucht kaum gesagt zu werden, zumal er in denselben Aufsätzen gelegentlich einmal über die Juden Folgendes sagt: „Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen

1) G. E. Lessing's gesammelte Werke, Neunter Band, Leipzig bei Göschen 1858, S. 205.

2) Ebendaselbst S. 414.

des jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten." [1])

Besteht nun, fragen wir, diese Ansicht von der schlimmen Besonderheit der „talmudischen" Exegese — denn von den Rabbinen des Talmud ist ja die Rede — die Prüfung der Geschichte? Ich will den Sinn der Frage näher erörtern. Veranlassung, die Exegese der Talmudisten als mustergiltig hinzustellen, haben wir um so weniger, als wir ja wissen, daß schon das jüdische Mittelalter von einer solchen Meinung fern war. Nicht blos die freieren Exegeten, wie Abn-Esra, Samuel ben Meïr und Andere ließen sich in ihren Auslegungen von Grundsätzen leiten, die nicht viel anders als unsere heutigen sind. Auch Erklärer wie Raschi und Nachmanides, deren Verehrung vor dem Talmud doch wohl kaum zu überbieten ist, unterscheiden nach dem Vorgange der Talmudisten selbst den geraden Wortsinn von den Arabesken des „Drasch" (der Deutung), und lassen es sich nicht beikommen, das interessante Spiel der Haggadah als ernste Auslegung zu vertreten.

Unsere Frage geht daher auch nicht dahin: hat Lessing und haben die Heutigen Unrecht, wenn sie die rabbinische Exegese für unsere Tage nicht goutiren? — sondern dahin: hat Lessing und hat die Gegenwart jene

---

[1]) Ebendaselbst S. 58 u. 59.

vielgeschmähte Exegese schon in den Rahmen ihrer Zeit gespannt und versucht, wie sie sich ausnimmt mitten in ihrer damaligen Umgebung? Ich scheue mich nicht zu sagen: I. daß die Mischnalehrer die nüchternsten Exegeten ihrer Zeit gewesen sind, II. daß die Irrwege, die später der „Drasch" einschlug, nicht auf „rabbinischem" Boden gewachsen, sondern nach fremdem Vorgange, allerdings mit originalem Geiste betreten worden sind. Man begeht darum einen Zeitirrthum, ein geschichtliches Hysteron-Prosteron, wenn man die Rabbinen als Vorbilder aufstellt für den eigenthümlichen Gang, den die Exegese jener Tage genommen. Um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, so führe ich einen Forscher unserer Tage an, der nicht minder vorurtheilslos ist als Lessing, den hochbegabten Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, Eduard Zeller. In seiner Darstellung des Philo heißt es da an einer Stelle:[1]) „Und so unbedingt ist seine Verehrung gegen sie (die Bibel), daß er wie ein echter Rabbine aus jeder ihrer Wortformen der alexandrinischen Uebersetzung die tiefsten Lehren ableitet." In der Anmerkung dazu bemerkt er erklärend: „Nach dem bekannten rabbinischen Grundsatz: an jedem Häckchen der Schrift hängen Berge von Lehren." Hier ist nicht beachtet, daß Akiba, dem diese Schriftbehandlung nachgesagt wird, mehr als hundert Jahre nach Philo blühte, daß die Alexandriner eine solche Art von Schriftauslegung einführten, daß

---

1) Eduard Zeller, Die Philosophie der Griechen, 3. Theil, 2. Abth., 2. Auflage, S. 296.

des jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten." [1])

Besteht nun, fragen wir, diese Ansicht von der schlimmen Besonderheit der „talmudischen" Exegese — denn von den Rabbinen des Talmud ist ja die Rede — die Prüfung der Geschichte? Ich will den Sinn der Frage näher erörtern. Veranlassung, die Exegese der Talmudisten als mustergiltig hinzustellen, haben wir um so weniger, als wir ja wissen, daß schon das jüdische Mittelalter von einer solchen Meinung fern war. Nicht blos die freieren Exegeten, wie Abn-Esra, Samuel ben Meïr und Andere ließen sich in ihren Auslegungen von Grundsätzen leiten, die nicht viel anders als unsere heutigen sind. Auch Erklärer wie Raschi und Nachmanides, deren Verehrung vor dem Talmud doch wohl kaum zu überbieten ist, unterscheiden nach dem Vorgange der Talmudisten selbst den geraden Wortsinn von den Arabesken des „Drasch" (der Deutung), und lassen es sich nicht beikommen, das interessante Spiel der Haggadah als ernste Auslegung zu vertreten.

Unsere Frage geht daher auch nicht dahin: hat Lessing und haben die Heutigen Unrecht, wenn sie die rabbinische Exegese für unsere Tage nicht goutiren? — sondern dahin: hat Lessing und hat die Gegenwart jene

---

1) Ebendaselbst S. 58 u. 59.

vielgeschmähte Exegese schon in den Rahmen ihrer Zeit gespannt und versucht, wie sie sich ausnimmt mitten in ihrer damaligen Umgebung? Ich scheue mich nicht zu sagen: I. daß die Mischnalehrer die nüchternsten Exegeten ihrer Zeit gewesen sind, II. daß die Irrwege, die später der „Drasch" einschlug, nicht auf „rabbinischem" Boden gewachsen, sondern nach fremdem Vorgange, allerdings mit originalem Geiste betreten worden sind. Man begeht darum einen Zeitirrthum, ein geschichtliches Hysteron-Prosteron, wenn man die Rabbinen als Vorbilder aufstellt für den eigenthümlichen Gang, den die Exegese jener Tage genommen. Um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, so führe ich einen Forscher unserer Tage an, der nicht minder vorurtheilslos ist als Lessing, den hochbegabten Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, Eduard Zeller. In seiner Darstellung des Philo heißt es da an einer Stelle:[1]) „Und so unbedingt ist seine Verehrung gegen sie (die Bibel), daß er wie ein echter Rabbine aus jeder ihrer Wortformen der alexandrinischen Uebersetzung die tiefsten Lehren ableitet." In der Anmerkung dazu bemerkt er erklärend: „Nach dem bekannten rabbinischen Grundsatz: an jedem Häckchen der Schrift hängen Berge von Lehren." Hier ist nicht beachtet, daß Akiba, dem diese Schriftbehandlung nachgesagt wird, mehr als hundert Jahre nach Philo blühte, daß die Alexandriner eine solche Art von Schriftauslegung einführten, daß

---

[1]) Eduard Zeller, Die Philosophie der Griechen, 3. Theil, 2. Abth., 2. Auflage, S. 296.

die Rabbinen sich später zwar gleichfalls auf solchen Wegen betreffen ließen, aber ein Correctiv gegen zu weitgehendes Mißverständniß der Bibel hatten, das Philo und vollends seinen Nachahmern fehlte. Wie wenig die „Häkchen der Schrift" gerade specifisch rabbinisch waren, ist aus den Worten des Origines zu sehen, welcher sagt: „Ich, glaubend den Worten meines Herrn (Jesu), bin der Meinung, daß im Gesetze und den Propheten nicht ein Jota oder ein Häkchen frei ist von Geheimnissen."[1])

Auch wenn wir es nicht mit genauen geschichtlichen Daten belegen könnten, hätten wir von vornherein zu der Annahme kommen müssen, daß ein starkes Mißverstehen einer nationalen Literatur nicht unter den der nationalen Sprache noch Kundigen seinen Anfang nimmt, sondern da, wo alle Congenialität mit den Verfassern eines Schriftenthums fehlt. Die Mißhandlung der Bibel fängt in Alexandria an, nicht in Palästina, nicht blos weil man dort (unter den Hellenisten) kein Hebräisch verstand und an der Uebersetzung seine Auslegungskunst betrieb, sondern weil man mit entfremdetem Geiste das jüdische Schriftenthum betrachtete.

Philo's Exegese war so wenig wie seine Ansicht über die Prophetie eine jüdische, sondern eine griechische, richtiger eine hellenistische. Wie sich die Stoiker, gerade weil sie nicht in dem Sinne Hellenen waren wie Plato, besser dazu eigneten, den Homer zu mißhandeln, als

---

[1]) Origines in Exod. hom. 1,4 T. II. p. 131.

dieser, so begann die Uebertragung der stoischen Interpretationskunst auf die Bibel in Alexandria, nicht aber in einem Lande, wo, wie die Mischnah selber beweist, man noch vortrefflich Hebräisch schrieb und folglich auch verstand. Was wollen auch die neben der nüchternen Auffassung des Schriftsinnes im Talmud verstreuten, oft nicht einmal ernst gemeinten, ja bisweilen direct als bloße Anlehnung bezeichneten künstlichen Auslegungen halachischen und noch mehr haggadischen Charakters sagen gegenüber von Auslegungen des alten Testaments, wie sie im Philo, im sogenannten Barnabas-Briefe, im Justin dem Märtyrer vertreten sind, und von denen eigentlich nur zu sagen ist, daß sie ein einziges großes Mißverständniß bilden!

Man spricht von dem „fleischlichen Sinne", den die Rabbinen mit dem Bibelworte verbanden anstatt des geistigen. Aber heute weiß doch jeder Exeget, daß nicht die Erhabenheit des Gedankens entscheidet über die gute Auslegung, die einem Schriftsteller zu Theil wird, sondern allein das Eine, ob der Autor das wirklich gemeint hat. Nun zweifelt wohl heute Keiner, daß Moses wirklich Gesetze gegeben hat, die in ihrer Eigentlichkeit zu fassen sind, nicht aber als Allegorien. Man kann daher gegen die gesetzliche Richtung der Talmudisten etwas einzuwenden haben, aber nicht in Abrede stellen, daß sie die Meinung der Schrift als Exegeten besser getroffen haben, als wenn Philo und seine Nachfolger Platonisch-Pythagoräisches in diese Gesetze hineintragen. Die Auslegung des Philo hängt zugleich mit einer An-

sicht über Prophetie zusammen, die in der Uebertreibung ebenso wenig jüdisch ist wie diese Auslegung selbst, und die sich unvortheilhaft abhebt von der Ansicht der Talmudisten. Nach Philo ist der Prophet kaum eine Persönlichkeit, er ist ein passives Instrument, unsichtbar von Gott zum Tönen gebracht. „Der Prophet ruht, auch wenn er zu sprechen scheint, ein Anderer bedient sich seiner Sprechwerkzeuge, seines Mundes, seiner Zunge, damit sie angeben, was Jener will.“[1]) Diese, um mit Lessing zu reden „cruden Begriffe von der Theopneustie“, wie sie auch Justin der Märtyrer hat, und wie sie dann im Montanismus auf Abwege geführt, gegen die auch die Kirche reagiren mußte, sind nicht im Einklange mit der jüdischen Anschauung von der Prophetie, sondern mit der griechischen von der Mantik. So gibt denn auch Justin mit Berufung auf Plato einen sehr merkwürdigen Grund an für die Holprigkeit der sibyllinischen Verse. „Diese (die cumäische Sibylle) hatte nicht wie die Dichter nach Anfertigung ihrer Gedichte die Möglichkeit, die Verse zu verbessern und sie auszufeilen, daß sie in größerer metrischer Genauigkeit dahinflössen, sondern in der Stunde der Begeisterung vollendete sie ihr Prophetenamt. Hörte die Begeisterung auf, so entschwand selbst die Erinnerung an das Gesagte.[2]) In der That hat Justin mit seiner Berufung auf Plato Recht. Gar häufig findet sich in ihm die Meinung ausgesprochen,

[1]) Quis rer. divin. haer. c. 53 p. 59.

[2]) Justinus Martyr, cohortatio ad Gr. c. 37.

daß „die gottbegeisterten Wahrsager und Orakelsprecher zwar viel Schönes sagen, aber selbst nicht wissen, was sie sagen.“ Ja, er hat sogar einmal dafür einen teleologischen Grund. Darum, meint er, beraubt Gott die Orakelsprecher und Propheten ihrer Besinnung, „damit wir, die wir es mitanhören, merken, daß nicht sie es seien, welche Dinge von so hohem Belange sagen, da ihnen ja die Besinnung abgeht, sondern daß Gott selbst der Sprecher ist, sie aber blos das Medium, durch das er zu uns redet.“ [1]) Durch diese unhistorische Uebertragung des Wesens der griechischen Mantik auf die jüdische Prophetie wird ja erst das heute von uns angestaunte Mißverständniß einer ganzen Literatur verständlich, die sonst, meine ich, geradezu als Räthsel sich präsentirende Thatsache, daß man von einem Schriftsteller, sobald er nur ein heiliger Schriftsteller war, ruhig annahm, er beschäftigte sich mit den kleinsten Specialitäten eines Vorgangs, der ein Jahrtausend nach seiner Zeit sich abspielt, und daß das alle Grenzen des Menschlichen so kolossal Ueberschreitende, das darin lag, keinen Anstoß erregte, weil eben der menschliche Beitrag zu dieser Leistung auf diesem Standpunkte sich auf Null reducirte.

Wir wollen nun nicht sagen, daß die Talmudisten diesem Mißverständnisse, das in ihren Jahrhunderten geradezu Zeitbewußtsein war, keinen Tribut zollten, aber vergleichsweise einen mäßigen.

---

1) Platon, Timäus S. 71 u. a. a. O.

Im Gegensatze zur platonischen Anschauung, welche die mantische Gabe als ein Göttergeschenk gerade an die Unvernunft bezeichnet, was ja für die griechische Mantik auch richtig ist, glauben die Talmudisten, daß der Geist der Prophetie nur kommen kann auf den schon früher durch „Weisheit" Ausgezeichneten.[1]) Ja, ihr Wort: „Seit der Tempelzerstörung ist die Prophetie auf die Narren gekommen",[2]) enthält wohl eine sarkastische Kritik der Verwechslung der Mantik mit der Prophetie, eine Kritik, die ja auch die Kirche an dem Montanismus geübt. Bei dieser Grundansicht ist es auch natürlich, daß sie Propheten von Propheten unterscheiden.

Zwischen Moses und den andern Propheten geben sie als generellen Unterschied an, daß Moses „durch helles Glas gesehen, die Propheten durch getrübtes."[3]) Ebenso sagen sie einmal: „Alles was Ezechiel gesehen, sah auch Jesaias, Ezechiel aber ist vergleichbar einem Dorfbewohner, der den König gesehen, Jesaias aber einem Großstädter,"[4]) eine Aeußerung, die keinen andern Sinn haben kann, als daß sie die Fülle der Ezechiel'schen Gesichte seiner individuellen Eigenart zuschreiben, vermöge welcher er die in seinem Geiste vorgegangene Erregung so phantasievoll gestaltete. In der That schreiben sie jedem Propheten eine ihn charakterisirende Weise zu sprechen zu, was eben die Möglichkeit, in ihm ein

1) b. Talmud Sabbath 92a u. a. a. O.
2) b. Talmud Baba bathra 12a.
3) Ebendaselbst Jebamoth 49b.
4) Ebenda, Chagiga 13b.

blos passives Werkzeug göttlicher Eingebungen zu sehen, ausschließt. Ihre Worte in dieser Beziehung lauten: „Ein und dasselbe Argument bietet sich gar vielen Propheten; aber dennoch prophezeihen sie nicht in gleicher Weise.“ Auch daß sie Daniel nicht zu den Propheten rechnen, ist, wenn es auch zunächst einen historischen Grund, nämlich den hat, daß der Prophetenkanon vor Abfassung des Buches Daniel bereits geschlossen war, doch immerhin ein Zeichen von Besonnenheit, zumal ihm von den Talmudisten nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich die Würde eines Propheten abgesprochen wird[1]).

Man wird nun nicht in Abrede stellen, daß eine nüchternere Auffassung der Prophetie auch eine nüchterne Exegese der Prophetenworte zur Folge haben mußte. Den für uns wunderlichen Charakter nimmt die rabbinische Auslegung erst in den Tagen Akiba's an, ohne daß sie darum so wunderlich ist, als sie aussieht. Eine geschichtliche Nothwendigkeit zwang nämlich die Lehrer jener Tage, das durch Tradition und Leben in Israel gültig Gewordene in der Schrift wiederzufinden.

Jahrhunderte lang hatte man sich des natürlichen Rechts einer jeden religiösen und bürgerlichen Gesammtheit bedient, auf Grund und im Geiste der Urverfassung, als welche im Judenthume die Lehre Mosis anzusehen, das Leben zu normiren, und war dabei zu Erläuterungen und Erweiterungen gekommen, die man mit Recht den Aussprüchen der Schrift für gleichwerthig hielt. Da

---

[1]) Ebenda, Megilla 3a.

war im Sinne nur der Sadducäer für das nicht in der Schrift Enthaltene der Ausdruck „mündliche Lehre“[1], und selbst bei den Pharisäern für die- selbe ein gar nicht gerechtfertigter Unterschied zwi- schen dem Geschriebenen und dem Ungeschriebenen [illegible] men. Man [illegible] zu zeigen, was der Geist der Jahrhunderte nothwendig mit sich gebracht. [illegible] was eigentlich zur innern Ver- [illegible] Je höher, als die [illegible] Exegese zum Anthropomorphismus und zur Verwand- lung alles [illegible] hielt man sich zur Abwehr gar für verbunden, [illegible] die na- türliche Fortentwicklung nur als schriftgemäß [illegible] weisen, sie gar als, wenn ich so sagen darf, mit Haut und Haaren in der Schrift schon enthalten zu zeigen. So kam es zu einer künstlichen Deutung, die dennoch kein eigentlicher Abweg war. Man müßte sonst das Verfahren der römischen Juristen dem Zwölftafelgesetze gegenüber, das die vollendetste Analogie dazu bietet, gleichfalls einen Abweg nennen. Aber die Hermeneutik dieser Juristen ist nicht verschrieen, weil es an Solchen fehlte, die an dem Verschreien ein so leidenschaftliches Interesse hatten. In ihrem Wesen rational und logisch sind die ursprünglichen Deutungsregeln, sowohl die sie- ben, welche Hillel aufgestellt, als auch die dreizehn, zu denen R. Ismael sie erweitert, während die schon künst-

[1]) Diese Bemerkung soll anderswo in ihrer Begründetheit nachgewiesen werden.

licheren zweiunddreißig, welche R. Eliezer, Sohn des R. Jose des Galiläers, vorträgt, nicht blos später entstanden sind, sondern auch mehr aus dem Verfahren für erbauliche (haggadische) Zwecke als aus der praktisch maßgebenden (halachischen) Exegese abstrahirt. Aber schon R. Ismaels College, der gefeierte R. Akiba, konnte für seine Zwecke, die keine geringeren waren als der Nachweis, daß die ganze mündliche Lehre bereits in der schriftlichen enthalten sei, mit diesen Deutungsregeln nicht auskommen. Zum Theil nach dem Vorgange früherer Lehrer, zum Theil aus eigener Kraft belauschte er das Bibelwort in seinen leisesten Wendungen. Was ihn aber dazu trieb, war nicht subjectives Belieben, sondern die Zeit, in die sein Verfahren fällt, gibt uns den zwingenden Grund für dasselbe. Damals nämlich hatte die textuell bereits gefälschte und exegetisch mißhandelte Septuaginta angefangen, auch in Palästina Verheerungen anzurichten, so daß unter den Auspicien der Lehrer eine neue Uebersetzung durch Aquila angefertigt wurde, die, wie sie einerseits eine Rechtfertigung der rabbinischen Bibelauffassung darstellen sollte, so andererseits eine Handhabe wurde für weitere Deutungen. Da die Erörterung dieses Punktes mich hier zu weit führen würde und ich derselben eine besondere noch nicht veröffentlichte Arbeit gewidmet habe, so begnüge ich mich mit dieser Andeutung.

Hatten nun aber Akiba und die in seine Fußstapfen tretenden Lehrer die gesetzlichen Bestimmungen (Halachoth), die sie in die Schrift hineintrugen, blos mnemotechnisch

an die Schrift gelehnt, oder waren dieselben nach ihrem Bewußtsein wirklich in der Schrift vorhanden? Diese Frage wird schon von zweien der hervorragendsten Talmudkenner des Mittelalters in je entgegengesetztem Sinne beantwortet. Maimonides nämlich hält die Halachoth für feststehend und schreibt der Deutung einen blos mnemotechnischen Charakter zu, Nachmanides dagegen hält die Deutung für die Quelle der Halachoth. Für beide Ansichten lassen sich Belege bringen, ja es läßt sich zeigen, daß der Talmud selbst bisweilen in der Frage: Ist der Bibelsatz blos mnemotechnisch oder wirklich beweisend, schwankt.[1]) Dennoch ist es ein Verkennen des geschichtlichen Charakters jener Zeit, wenn wir glauben wollten, Akiba und seine Nachfolger hätten selbst bei der blos mnemonischen Anlehnung an die Bibel dieselbe nur wie einen Nagel angesehen, an den man Beliebiges hängen könne. Vielmehr soll anderswo der Nachweis geführt werden, daß Akiba's Auffassung der Schrift ihn auch die blos mnemonische Stütze als wirklich ursprünglich von der Bibel geboten ansehen ließ. Aber troß dieser in der Beziehung von dem Hellenismus beeinflußten oder doch wenigstens ihm analogen Auffassung der Schrift waren die Talmudisten vor zu weiten Abirrungen geschützt durch zwei Thatsachen, einmal dadurch, daß sie das Original der Schrift verstanden, dann dadurch, daß sie das Allegorisiren, dieses Grab aller Exegese, auf die

[1]) Vergleiche die Tosaphot zu Berachoth 35a unten, welche sagen, daß die Gemara einen Vers, der blos Anlehnung (Asmachtha) sein sollte, für eine wirkliche Begründung hielt.

Gesetze gar nicht, auf die sonstigen Seiten der Schrift aber viel maßvoller anwendeten als die Hellenisten. Es ist gewiß charakteristisch, daß R. Ismael, welcher sagt, es gäbe nur drei gesetzliche Stellen in der Schrift, welche als Maschal (bildlich) aufzufassen seien, nur für zwei derselben die Zustimmung seiner Collegen erhält, die dritte aber ihm noch abgezogen wird.[1])

Zusammenfassend sage ich über die rabbinische Exegese Folgendes: Sie wird mit unserer heutigen verglichen und beurtheilt, während es Niemandem einfällt, die Exegese des Philo, des Barnabas, des Justin wie aller in demselben Geiste schreibenden Erklärer als irgendwie noch heute benutzbar in Betracht zu ziehen. Man bemüht sich nachzuweisen, daß die und die Stelle des alten Testaments bei den Rabbinen um ihren schlichten Wortverstand gekommen ist, für die durch Philo geschulten Kirchenväter schenkt man uns einen solchen Nachweis. Thatsächlich aber kann bis zur Restauration der Wissenschaften von einem Verständniß des Hebräischen und des alten Testaments bei Andern als den vielverschrieenen Rabbinen nicht die Rede sein. Wenn heute der Beitrag christlicher Gelehrten zum Verständniß der 24 Bücher gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, so darf man nicht vergessen, daß erst das Zeitalter der Reformation es war, welches zum Urtext zurückgekehrt ist, welches Kenntniß des Hebräischen und

[1]) Vgl. die 32 Regeln der R. Elieser ben R. Jose des Galiläers (abgedruckt hinter dem babylonischen Tractat Berachoth) S. 101b, Regel 26.

der sprachwissenschaftlichen Auslegung der Schrift a. T. bei solchen Juden holte, die durch ihr eifriges Talmudstudium nicht gehindert waren, bis dahin die einzigen nenneswerthen Interpreten des alten Testaments zu sein.

Wäre Lessing mit dem chronologischen Gang und dem Geist der rabbinischen Exegese so vertraut gewesen, wie er die Kirchenväter kannte, — er wäre der Letzte gewesen, der sich an der traditionellen Geringschätzung der rabbinischen Leistungen betheiligt hätte.

Ueber Lessing.

An die Israeliten Deutschlands

von

Gabriel Rießer.

(1838.)



ebhaft verkörpern sich uns die höchsten Bestrebungen der Menschheit in dem Klange gewisser Namen, die unserer Seele mehr sagen, als der künstlichsten Rede zu sagen gelingen würde. In dem Namen eines großen Mannes wird uns der Gedanke lebendig, dessen Ausdruck seine Persönlichkeit, dessen Darstellung sein Leben und Wirken war. Was die Sprache zu arm ist, in eines ihrer Worte zu fassen, was sie kaum in mühsamen Abstractionen stammelt, das schallt aus einem solchen Namen kräftig und lebensvoll in unsere Seele. Die Unsterblichkeit jedes großen Mannes bereichert seines Volkes Sprache um ein Wort, bedeutungsvoll und inhaltsreich, wie der Schatz der Sprache sonst keine zu bieten hat. Die Erinnerung an

seine großen Geister ist das reichste Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle schöpft die ganze Menschheit die Bezeichnung ihrer gemeinsamen tiefsten Empfindungen. Wie die Wissenschaft Sterne, so benennt die Menschengeschichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wendepunkte, ihre bedeutsamsten Richtungen. Ihr Andenken ist das heiligste Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendste Bürgschaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; sie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortschritt, auf die Zukunft der Menschheit, wenn es durch das Schauspiel augenblicklichen Stillstands oder Rückschritts wankend werden möchte.

So bedeutet uns der Name Lessing Menschenbildung, Menschenliebe, Aufklärung, Gewissensfreiheit, Kampf gegen Unduldsamkeit, Religionshaß, Geistesdruck. Wem bei diesen Gedanken das Herz höher schlägt in reichen Hoffnungen für die Menschheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es sich schmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es sich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Lessing. Das gekränkte Gefühl richtet sich getröstet auf; der ermattende Sinn fühlt das Wehen einer erquickenden Luft; er gewinnt neue Kraft zur Arbeit an dem Werke der Menschheit; er hat ein Wort des Trostes und der Verheißung vernommen, und ist neu gestärkt im Glauben und Vertrauen.

Wessen Herz aber schlüge wohl lauter bei den Gedanken der Freiheit, der Duldung, der Menschenliebe, des Kampfes gegen Religionshaß und Gewissenszwang, als das des deutschen Juden, wenn er seine Stellung und Bestimmung zu begreifen vermag? Welcher Sinn bedürfte mehr als der seinige der Stärkung und der Erhebung in dem mühsamen Kampfe um das Recht des Menschen und des Bürgers, um die Freiheit des Glaubens, um die Entfesselung des religiösen Bewußtseins vom irdischen Druck, von Bestechung durch irdischen Vortheil? Anderen sind Recht, Freiheit und Duldung ein Streben unter vielen,

ein Augenmerk unter mehreren; uns machen sie den Nerv und den Inhalt des geistigen Strebens aus. Auf jedem Pfade, den wir wandeln, bei jedem Werke, das wir verrichten, vermissen wir sie, erfreuen wir uns ihrer, oder ringen wir nach ihnen. Sie sind das Ziel unseres mühevollen Tagewerks; an sie knüpfen sich unser Schmerz und unsere Freude, unsere Leiden und unsere Begeisterung. Haß und Unrecht trübten unsere Vergangenheit: der Kampf um Recht und Liebe belebt unsere Gegenwart; der Sieg der Freiheit und der Menschlichkeit krönt unsere Zukunft.

Dem Streiter — auf welchem Gebiete es sei — für Licht und Freiheit gegen Finsterniß und Knechtschaft, für Duldung und Menschenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung sind Die vor allen Anderen zum Danke verpflichtet, die am härtesten gelitten unter dem Joche des Unrechts, die der Last des gehässigen Vorurtheils am längsten und am schmerzlichsten ertragen. Schon darum stände uns gegen Lessing ein Vorrecht des Dankes zu, läge uns eine höhere Pflicht der Anerkennung und der Verehrung ob. Aber es ist eine noch nähere und innigere Beziehung, die unser Herz bei seinem Namen bewegt. Das der Finsterniß [illegible] war. [illegible]

[illegible]

der Massen gedrungen war, da fanden Duldung, Menschenliebe, Versöhnung der Religionen ein herrliches Asyl in dem Zauberreiche der Lessing'schen Muse. Es war kein eitles Bild, das hier dem müßigen Ergötzen aufgestellt wurde; es war ihre Zukunft, ihr Ziel, ihr Ideal, das der Menschheit in dem Zauberspiegel der Dichtung vor die Augen geführt ward.

Der Zeitpunkt, in welchen jene herrliche Schöpfung fiel, war in Deutschland für die Sache der religiösen Duldung, wie für manches andere hohe Streben des Jahrhunderts, ein bedeutsamer, schöner, ewiger Erinnerung würdiger. Eine edle Schaar freier, fortschreitender Geister ging über Deutschland wie eine tagverkündende Morgenröthe auf; die besten Hoffnungen der Menschheit erwachten aus langem Winterschlaf; auf eine herrliche, freie Zukunft, wo Recht und Menschlichkeit, Schönheit und Bildung — in der edelsten Bedeutung der Worte — das Scepter führen würden, waren die Blicke gerichtet. Gleich wie den ersten Menschen am Anfange der Menschengeschichte, so vergönnt die Vorsehung den ersten Weisen und ihren bevorzugten Jüngern, bei dem Eintritt in eine neue Bildungsperiode der Menschheit, einen Moment paradiesischen Glückes, einen Moment ohne Zweifel und ohne Zwiespalt, wo die kaum im Geist geborene Idee Eins zu sein scheint mit ihrer Verwirklichung, die kaum erwachte Hoffnung mit ihrer Erfüllung, wo Ausgangspunkt und Endpunkt einander umarmen; wo die Begeisterung des neuen Gedankens die rauhe Wirklichkeit zu unterjochen meint und des Widerstandes, des Kampfes, der Mühe kaum gedenkt; wo sie die Fortschritte der Zeit mißt nach der Geistesschnelle des Gedankens; wo das Feldgeschrei den Siegesruf, das Schlachtpanier die Siegesfahne zu bedeuten scheint. Solche Momente sind kurz und rasch vorübereilend; bald folgt ihnen die Enttäuschung und der Kampf, die mühsame ewig gehemmte Arbeit auf dem harten Boden der Wirklichkeit, der langsame Fortschritt des Besseren, der zähe Widerstand der Gewohnheit des durch Verjährung gewurzelten Vorurtheils und Unrechts. Aber jener kurze Moment heiliger Zuversicht hinterläßt den Herzen der

Folgezeit ein Gefühl des Vertrauens, das die Ringenden aufrecht hält, die Ermattenden stärkt, den sinkenden Muth belebt, wenn Hindernisse sich entgegenthürmen. Ja, wenn in trüben Augenblicken uns das Ziel selber umnebelt erscheint durch die Staubwolken, die der Kampf auftreibt; wenn unser Blick sich umdüstert und unsere Hoffnung zu schwach ist, um sich zu laben an dem Bilde der Zukunft, an die der Glaube kaum mehr zu reichen wagt: dann schöpfen wir neue Kraft aus dem Rückblick in eine hoffnungsreiche Vergangenheit, die den ungetrübten Keim der Zukunft in ihrem Schooße nährte. Es thut uns dann wohl, in der Vergleichung unseres Standpunktes mit dem ihrigen den Werth beider zu erkennen. In dem reinen Aether des Gedankens, in dem engen Kreise weniger Weisen, lebten damals die Ideen einer höheren Menschlichkeit, eines ewigen Rechts ein paradiesisches Leben; aber unterdessen waltete draußen, durch eine unermeßliche Kluft geschieden von der Gedankenwelt, die engste, traurigste Wirklichkeit in unangefochtenem Besitze. Es war ein schöner Traum, aber doch ein Traum nur, den jene Ideen träumten von einem unverkümmerten friedlichen Siege; es war eine edle Täuschung, aber doch eine Täuschung, wenn jene Weisen wähnten, es dürfe nur der Irrthum überwunden, nur das Dunkel der Unwissenheit verscheucht werden durch die Sonne der Wahrheit, damit die Erde ein helles Reich des Lichtes und des Rechtes werde; es bedürfe nur der Lehre und der Beweise, damit das Gute siege in den Gemüthern und in den Werken der Menschen; es brauchten Wahrheit und Recht sich nur Allen zu zeigen, um Alle zu beherrschen. Sie brachten zu wenig den bösen Willen in Anschlag, der die Belehrung zurückweist, die gemeine Gewohnheit, an welcher die Macht der Ueberzeugung abprallt, die Gleichgültigkeit und Gesinnungslosigkeit, an welcher sie abgleitet. Daher die erhabene Ruhe, die leidenschaftslose Gewißheit des Siegs, der auf Erforschung und Darstellung der Wahrheit allein gerichtete, um den Erfolg, um das Leben beinahe unbekümmerte Sinn, den wir an manchen großen Männern jener Zeit verehren, und denen gegenüber

wir, die Kinder der Gegenwart, der heftigen Aufregung, die uns bewegt, uns manchmal zu schämen geneigt sind. Daher von der andern Seite die Schonung, die eine in ihrem Besitze sich noch fest und sicher wähnende Wirklichkeit der freien Gedanken-Entwicklung, die sie zu fürchten noch nicht gelernt hatte, damals angedeihen ließ; daher selbst ein gewisses Wohlwollen, das man den Theorien der Freiheit, gleich unschuldigen Träumen, die an das Leben keinen Anspruch zu machen schienen, zu schenken pflegte: ein beleidigendes Wohlwollen, gegen welches wir den glühenden Haß klüger gewordener Feinde in der Gegenwart nicht vertauschen möchten.

Und der Ruhigste, der Mildeste unter den Weisen jener Zeit war gerade Lessing's geliebtester Freund, unser edler Glaubensgenosse Moses Mendelssohn. Diejenigen, die nur zu gern die Tugend sowohl als den Fehler eines Juden zum Anlasse des Vorwurfs gegen alle übrigen benutzen, haben nicht versäumt, unserem Ungestüm und unserer Hitze, wie sie es nennen, jene Ruhe und Milde Mendelssohn's als eine Anklage vorzuhalten. Wir sind weit entfernt, den Vorwurf abzulehnen, daß wir minder weise sind, als Mendelssohn; wir theilen dieses Loos mit der so sehr überwiegenden Mehrzahl der Bekenner eines jeden Glaubens, daß es mehr als Anmaßung wäre, uns gegen einen solchen Vorwurf zu sträuben.

Aber selbst wenn ein Mann, groß und weise wie er, jetzt unter uns stände, schwerlich würde er die gleiche Milde, wie er, mit der gleichen Weisheit paaren. Was soeben von dem Verhältniß der Ideale jener Zeit zu ihrer Wirklichkeit gesagt worden, gilt in vollem Maße in Beziehung auf die Stellung der Juden. Die ungemilderte Barbarei der angeerbten Unterdrückung herrschte unangefochten in allen Gebieten des Lebens; Vorurtheil, Haß und Unrecht, waren in unbestrittenem Besitze, während die Weisheit auf den Höhen der Forschung ihre stillen Tempel der Duldung, der Menschenliebe, der Gewissensfreiheit aufbaute. Hier ward diesen Gottheiten die reinste Verehrung zu Theil; aber das gemeine Leben mit seiner Unbill und mit seinen

Schmerzen blieb vorerst seinem Schicksal überlassen, in dem hohen Vertrauen, daß wenn der Bau der Lehre nur erst in einsamer Arbeit vollendet sei, die Menschheit sie auch anerkennen und üben werde. Mendelssohn hat, gleich unserm Lehrer Moses, das gelobte Land der Freiheit, das er erkannte und offenbarte, nur von fern geschaut; er hat dessen Grenzen nicht mit seinem Fuße betreten. Aber er glaubte daran mit fester Zuversicht, und dieser Glaube tröstete und beruhigte ihn für die Zukunft seiner Glaubensbrüder, wie der ganzen Menschheit; für sich aber mochte er der äußern Freiheit kaum bedürfen; auf dem Gipfel seiner Weisheit blieb er von dem Haß und dem Uebermuth, von dem Unrecht und der Knechtschaft, die unten walteten, unberührt. Er entrichtete mit gleichmüthiger Verachtung den Judenleibzoll an den Thoren der Städte; und selbst wenn das Vorurtheil auf literarischem Felde unziemliche Angriffe gegen seine Person zugleich und gegen seinen Glauben richtete, so war er so sehr zur Nachsicht geneigt, daß Lessing, feuriger und ungeduldiger als sein weiser Freund, entrüsteter als er über die Unbill seiner Zeit, ihn zu heftigerer Entgegnung spornte. Die Männer der Gegenwart, Christen wie Juden, bedürfen freilich eines solchen Spornes nicht; sie bedürfen eher einer mäßigenden Freundesstimme. Aber dafür ist auch das Verhältniß der Weisheit zum Leben ein durchaus verschiedenes geworden. Die Weisheit mag und darf sich in unseren Tagen nicht mehr an einem stillen abgesonderten Reiche genügen, in welchem sie sich erhaben fühlt über die Drangsale der Wirklichkeit; sie steht in reger Wechselwirkung mit dem Leben; sie fühlt die Schmerzen und Bekümmernisse der Menge und kämpft in erster Reihe den heißen Kampf mit um deren Erlösung. Sie hat erkannt, daß es nicht mehr allein gilt, Irrende durch Beweise zu belehren, sondern der durch den Geist der Zeit begriffenen Wahrheit in dem Leben der Zeit Schritt vor Schritt Geltung und Herrschaft zu erringen. Mag es sein, daß die Weisheit in dieser veränderten Stellung von ihrer erhabenen, leidenschaftslosen Geisternatur Etwas eingebüßt hat; aber was sie verloren, das hat

das Leben gewonnen; was Wenigen entgangen, ist Vielen zu Gute gekommen. Die weite Kluft zwischen der Idee und dem Leben ist überstiegen; wäre auch der wolkenlose Himmel des sich genügenden Gedankens getrübt, so hat dafür der Boden der Wirklichkeit fruchtbare Keime des Besseren in sich aufgenommen. Die Gottmenschen der Weisheit mit der erhabenen Ruhe sind aus dem Paradiese ihrer Gedankenwelt vertrieben worden, um die harten Erdschollen der politischen und socialen Verhältnisse in dem Schweiße ihres Angesichts zu bearbeiten. Wir, ihre irdischen Nachkommen, kämpfen Leib gegen Leib mit dem Vorurtheil und dem Unrecht, mit der Gemeinheit, dem Stumpfsinn und der Selbstsucht. Der Staub des Kampfes bedeckt unsere Glieder; der Haß, zur Wuth gereizt, weil er Widerstand findet, wo er durch Jahrhunderte nur Ohnmacht zu finden gewohnt war, befleckt uns mit seinem Geifer; manche schmerzliche Wunde trifft unsere innigsten Gefühle. Aber durch alle Plagen und Mühen hindurch fühlen wir, daß es besser wird, nicht blos im Kreise weniger Weisen und Guten, sondern in dem ganzen Bereiche des Lebens, nicht blos in den freieren Beziehungen, wo ohne Schranke der Mensch dem Menschen gegenübersteht, sondern auch auf dem gebundenen Gebiete des Gesetzes, auf dem Boden des Staatslebens. Und wenn wir die Idee in diesen Kämpfen mit der Wirklichkeit in den Staub herabgezogen sehen, verhöhnt durch Die, die sie leugnen, besudelt durch Die, die in halber und zweideutiger Anerkennung mit ihr dingen und markten; wenn sie von den Menschen, zu denen sie herabgestiegen, um sie zu beglücken, sich muß mißhandeln und in den Koth schleifen lassen; wenn unser durch solches Schauspiel getrübter Sinn Mühe hat, die leuchtende Wahrheit durch alle Verunstaltung hindurch zu erkennen: dann suchen und finden wir sie in ihrer angebornen unbefleckten Glorie wieder in den Dichtungen und Forschungen jener der Wahrheit allein, der über Zeit und Geschichte erhabenen, dienenden Weisen.

Wer fühlte überhaupt nicht manchmal das Bedürfniß, Beruhigung zu suchen und Rath und Auskunft bei den großen

Geistern der Vergangenheit! Wer lauschte nicht zumal auf ihren Ausspruch, wie auf ein tröstendes Orakel, wenn er, mit den tiefsten Wurzeln seines geistigen Daseins dem Lebenskreise der Gegenwart angehörend, sich doch mit manchen hervorstechenden Erscheinungen eben dieser Gegenwart in lebhaftem, oft schmerzlichem Widerstreite befindet! Leichter aber, als gingen wir in weit entlegene Zeiten zurück, dürfen wir die Lehren und Beispiele, deren wir bedürfen, bei den großen Männern der jüngsten Vergangenheit zu finden hoffen, die durch so viele stark gesponnene sichtbare Fäden mit der Gegenwart zusammenhängt. Die geistigen Elemente, in denen jene Männer zu wirken hatten, sind im Wesentlichen — nur in verschiedenen Mischungen und Verhältnissen — dieselben, die noch die Gährung unserer Zeit bilden. Wir können die Beziehungen, in welchen sie zu ihrer Umgebung, zu den Richtungen ihrer Zeitgenossen standen, lebendig anschauen; wir dürfen hoffen, die Art ihrer Wirksamkeit klar zu begreifen, und demnächst, unterstützt durch manche Aehnlichkeit, ihren Geist auf die Behandlung der Fragen der Gegenwart treu zu übertragen. Wir dürfen auf eine Antwort hoffen, wenn wir, aufrichtig suchend, fragen: wie hätte Lessing diesen und jenen die Gemüther unserer Tage bewegenden Zweifel gelöst? welche Partei hätte Lessing in diesem Zwiespalte ergriffen? welchen Weg hätte Lessing eingeschlagen, hätte das Schicksal ihn an diesen Scheideweg gestellt, an welchem es von uns eine entscheidende Wahl gebieterisch fordert? Der Geist, den wir auf solche Weise reinen Herzens beschwören, wird nicht vergebens angerufen. Vielleicht zeigt er uns ein Moment seines Wirkens, das uns als Vorbild für das unsere dienen mag. Oder er weist uns hin auf einen Grundsatz, den er unwandelbar in seinem Thun befolgte, und der, recht begriffen, die Lösung unseres Zweifels darbietet. Und fänden wir für unseren besonderen Fall weder Beispiel noch Grundsatz, weder That noch Wort, um uns zu leiten, so gehen wir zurück zu der tiefen Quelle dieser aller, so schöpfen wir an dem reinen unversiegbaren Born eines großen Charakters. Wir stärken uns an

seine großen Geister ist das reichste Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle schöpft die ganze Menschheit die Bezeichnung ihrer gemeinsamen tiefsten Empfindungen. Wie die Wissenschaft Sterne, so benennt die Menschengeschichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wendepunkte, ihre bedeutsamsten Richtungen. Ihr Andenken ist das heiligste Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendste Bürgschaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; sie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortschritt, auf die Zukunft der Menschheit, wenn es durch das Schauspiel augenblicklichen Stillstands oder Rückschritts wankend werden möchte.

So bedeutet uns der Name Lessing Menschenbildung, Menschenliebe, Aufklärung, Gewissensfreiheit, Kampf gegen Unduldsamkeit, Religionshaß, Geistesdruck. Wem bei diesen Gedanken das Herz höher schlägt in reichen Hoffnungen für die Menschheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es sich schmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es sich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Lessing. Das gekränkte Gefühl richtet sich getröstet auf; der ermattende Sinn fühlt das Wehen einer erquickenden Luft; er gewinnt neue Kraft zur Arbeit an dem Werke der Menschheit; er hat ein Wort des Trostes und der Verheißung vernommen, und ist neu gestärkt im Glauben und Vertrauen.

Wessen Herz aber schlüge wohl lauter bei den Gedanken der Freiheit, der Duldung, der Menschenliebe, des Kampfes gegen Religionshaß und Gewissenszwang, als das des deutschen Juden, wenn er seine Stellung und Bestimmung zu begreifen vermag? Welcher Sinn bedürfte mehr als der seinige der Stärkung und der Erhebung in dem mühsamen Kampfe um das Recht des Menschen und des Bürgers, um die Freiheit des Glaubens, um die Entfesselung des religiösen Bewußtseins vom irdischen Druck, von Bestechung durch irdischen Vortheil? Anderen sind Recht, Freiheit und Duldung ein Streben unter vielen,

ein Augenmerk unter mehreren; uns machen sie den Nerv und den Inhalt des geistigen Strebens aus. Auf jedem Pfade, den wir wandeln, bei jedem Werke, das wir verrichten, vermissen wir sie, erfreuen wir uns ihrer, oder ringen wir nach ihnen. Sie sind das Ziel unseres mühevollen Tagewerks; an sie knüpfen sich unser Schmerz und unsere Freude, unsere Leiden und unsere Begeisterung. Haß und Unrecht trübten unsere Vergangenheit: der Kampf um Recht und Liebe belebt unsere Gegenwart; der Sieg der Freiheit und der Menschlichkeit krönt unsere Zukunft.

Dem Streiter — auf welchem Gebiete es sei — für Licht und Freiheit gegen Finsterniß und Knechtschaft, für Duldung und Menschenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung sind Die vor allen Anderen zum Danke verpflichtet, die am härtesten gelitten unter dem Joche des Unrechts, die der Last des gehässigen Vorurtheils am längsten und am schmerzlichsten erlagen. Schon darum stände uns gegen Lessing ein Vorrecht des Dankes zu, läge uns eine höhere Pflicht der Anerkennung und der Verehrung ob. Aber es ist eine noch nähere und innigere Beziehung, die unser Herz bei seinem Namen bewegt. Wo die Finsterniß die tiefste war, da hat Lessing am hellsten und am glänzendsten die Sonne seines Geistes leuchten lassen; wo der Haß am schlimmsten und verheerendsten seit Jahrhunderten gewüthet hatte, da hat seine Menschenliebe ihre Heilkraft am eifrigsten geübt, am herrlichsten bewährt. Sein großes Herz umfaßte die Menschheit mit unerschöpflicher Liebe; sein fester Muth, seine unversiegende Geisteskraft waren jeden Augenblick bereit, gegen jedes Vorurtheil, gegen jede Lüge, gegen jeden ungerechten Haß in die Schranken zu treten; aber das größere Leid, der tiefer gewurzelte Haß, gaben uns ein Vorrecht in seinem Herzen, einen näheren Anspruch auf seine Wirksamkeit, und manche seiner edelsten Gedanken waren dem in uns verkannten Rechte der Menschheit gewidmet. Zu einer Zeit, wo die Unterdrückung in der politischen Sphäre noch allgewaltig, wo noch kein Ring der tausendjährigen Fessel gelöst, wo noch kein dürftiger Strahl besserer Einsicht in das finstere Vorurtheil

seine großen Geister ist das reichste Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle schöpft die ganze Menschheit die Bezeichnung ihrer gemeinsamen tiefsten Empfindungen. Wie die Wissenschaft Sterne, so benennt die Menschengeschichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wendepunkte, ihre bedeutsamsten Richtungen. Ihr Andenken ist das heiligste Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendste Bürgschaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; sie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortschritt, auf die Zukunft der Menschheit, wenn es durch das Schauspiel augenblicklichen Stillstands oder Rückschritts wankend werden möchte.

So bedeutet uns der Name Lessing Menschenbildung, Menschenliebe, Aufklärung, Gewissensfreiheit, Kampf gegen Unduldsamkeit, Religionshaß, Geistesdruck. Wem bei diesen Gedanken das Herz höher schlägt in reichen Hoffnungen für die Menschheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es sich schmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es sich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Lessing. Das gekränkte Gefühl richtet sich getröstet auf; der ermattende Sinn fühlt das Wehen einer erquickenden Luft; er gewinnt neue Kraft zur Arbeit an dem Werke der Menschheit; er hat ein Wort des Trostes und der Verheißung vernommen, und ist neu gestärkt im Glauben und Vertrauen.

Wessen Herz aber schlüge wohl lauter bei den Gedanken der Freiheit, der Duldung, der Menschenliebe, des Kampfes gegen Religionshaß und Gewissenszwang, als das des deutschen Juden, wenn er seine Stellung und Bestimmung zu begreifen vermag? Welcher Sinn bedürfte mehr als der seinige der Stärkung und der Erhebung in dem mühsamen Kampfe um das Recht des Menschen und des Bürgers, um die Freiheit des Glaubens, um die Entfesselung des religiösen Bewußtseins vom irdischen Druck, von Bestechung durch irdischen Vortheil? Anderen sind Recht, Freiheit und Duldung ein Streben unter vielen,

ein Augenmerk unter mehreren; uns machen sie den Nerv und den Inhalt des geistigen Strebens aus. Auf jedem Pfade, den wir wandeln, bei jedem Werke, das wir verrichten, vermissen wir sie, erfreuen wir uns ihrer, oder ringen wir nach ihnen. Sie sind das Ziel unseres mühevollen Tagewerks; an sie knüpfen sich unser Schmerz und unsere Freude, unsere Leiden und unsere Begeisterung. Haß und Unrecht trübten unsere Vergangenheit: der Kampf um Recht und Liebe belebt unsere Gegenwart; der Sieg der Freiheit und der Menschlichkeit krönt unsere Zukunft.

Dem Streiter — auf welchem Gebiete es sei — für Licht und Freiheit gegen Finsterniß und Knechtschaft, für Duldung und Menschenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung sind Die vor allen Anderen zum Danke verpflichtet, die am härtesten gelitten unter dem Joche des Unrechts, die der Last des gehässigen Vorurtheils am längsten und am schmerzlichsten erlagen. Schon darum stände uns gegen Lessing ein Vorrecht des Dankes zu, läge uns eine höhere Pflicht der Anerkennung und der Verehrung ob. Aber es ist eine noch nähere und innigere Beziehung, die unser Herz bei seinem Namen bewegt. Wo die Finsterniß die tiefste war, da hat Lessing am hellsten und am glänzendsten die Sonne seines Geistes leuchten lassen; wo der Haß am schlimmsten und verheerendsten seit Jahrhunderten gewüthet hatte, da hat seine Menschenliebe ihre Heilkraft am eifrigsten geübt, am herrlichsten bewährt. Sein großes Herz umfaßte die Menschheit mit unerschöpflicher Liebe; sein fester Muth, seine unversiegende Geisteskraft waren jeden Augenblick bereit, gegen jedes Vorurtheil, gegen jede Lüge, gegen jeden ungerechten Haß in die Schranken zu treten; aber das größere Leid, der tiefer gewurzelte Haß, gaben uns ein Vorrecht in seinem Herzen, einen näheren Anspruch auf seine Wirksamkeit, und manche seiner edelsten Gedanken waren dem in uns verkannten Rechte der Menschheit gewidmet. Zu einer Zeit, wo die Unterdrückung in der politischen Sphäre noch allgewaltig, wo noch kein Ring der tausendjährigen Fessel gelöst, wo noch kein dürftiger Strahl besserer Einsicht in das finstere Vorurtheil

der Massen gedrungen war, da fanden Duldung, Menschenliebe, Versöhnung der Religionen ein herrliches Asyl in dem Zauberreiche der Lessing'schen Muse. Es war kein eitles Bild, das hier dem müßigen Ergötzen aufgestellt wurde; es war ihre Zukunft, ihr Ziel, ihr Ideal, das der Menschheit in dem Zauberspiegel der Dichtung vor die Augen geführt ward.

Der Zeitpunkt, in welchen jene herrliche Schöpfung fiel, war in Deutschland für die Sache der religiösen Duldung, wie für manches andere hohe Streben des Jahrhunderts, ein bedeutsamer, schöner, ewiger Erinnerung würdiger. Eine edle Schaar freier, fortschreitender Geister ging über Deutschland wie eine tagverkündende Morgenröthe auf; die besten Hoffnungen der Menschheit erwachten aus langem Winterschlaf; auf eine herrliche, freie Zukunft, wo Recht und Menschlichkeit, Schönheit und Bildung — in der edelsten Bedeutung der Worte — das Scepter führen würden, waren die Blicke gerichtet. Gleich wie den ersten Menschen am Anfange der Menschengeschichte, so vergönnt die Vorsehung den ersten Weisen und ihren bevorzugten Jüngern, bei dem Eintritt in eine neue Bildungsperiode der Menschheit, einen Moment paradiesischen Glückes, einen Moment ohne Zweifel und ohne Zwiespalt, wo die kaum im Geist geborene Idee Eins zu sein scheint mit ihrer Verwirklichung, die kaum erwachte Hoffnung mit ihrer Erfüllung, wo Ausgangspunkt und Endpunkt einander umarmen; wo die Begeisterung des neuen Gedankens die rauhe Wirklichkeit zu unterjochen meint und des Widerstandes, des Kampfes, der Mühe kaum gedenkt; wo sie die Fortschritte der Zeit mißt nach der Geistesschnelle des Gedankens; wo das Feldgeschrei den Siegesruf, das Schlachtpanier die Siegesfahne zu bedeuten scheint. Solche Momente sind kurz und rasch vorübereilend; bald folgt ihnen die Enttäuschung und der Kampf, die mühsame ewig gehemmte Arbeit auf dem harten Boden der Wirklichkeit, der langsame Fortschritt des Besseren, der zähe Widerstand der Gewohnheit des durch Verjährung gewurzelten Vorurtheils und Unrechts. Aber jener kurze Moment heiliger Zuversicht hinterläßt den Herzen der

Folgezeit ein Gefühl des Vertrauens, das die Ringenden aufrecht hält, die Ermattenden stärkt, den sinkenden Muth belebt, wenn Hindernisse sich entgegenthürmen. Ja, wenn in trüben Augenblicken uns das Ziel selber umnebelt erscheint durch die Staubwolken, die der Kampf auftreibt; wenn unser Blick sich umdüstert und unsere Hoffnung zu schwach ist, um sich zu laben an dem Bilde der Zukunft, an die der Glaube kaum mehr zu reichen wagt: dann schöpfen wir neue Kraft aus dem Rückblick in eine hoffnungsreiche Vergangenheit, die den ungetrübten Keim der Zukunft in ihrem Schooße nährte. Es thut uns dann wohl, in der Vergleichung unseres Standpunktes mit dem ihrigen den Werth beider zu erkennen. In dem reinen Aether des Gedankens, in dem engen Kreise weniger Weisen, lebten damals die Ideen einer höheren Menschlichkeit, eines ewigen Rechts ein paradiesisches Leben; aber unterdessen waltete draußen, durch eine unermeßliche Kluft geschieden von der Gedankenwelt, die engste, traurigste Wirklichkeit in unangefochtenem Besitze. Es war ein schöner Traum, aber doch ein Traum nur, den jene Ideen träumten von einem unverkümmerten friedlichen Siege; es war eine edle Täuschung, aber doch eine Täuschung, wenn jene Weisen wähnten, es dürfe nur der Irrthum überwunden, nur das Dunkel der Unwissenheit verscheucht werden durch die Sonne der Wahrheit, damit die Erde ein helles Reich des Lichtes und des Rechtes werde; es bedürfe nur der Lehre und der Beweise, damit das Gute siege in den Gemüthern und in den Werken der Menschen; es brauchten Wahrheit und Recht sich nur Allen zu zeigen, um Alle zu beherrschen. Sie brachten zu wenig den bösen Willen in Anschlag, der die Belehrung zurückweist, die gemeine Gewohnheit, an welcher die Macht der Ueberzeugung abprallt, die Gleichgültigkeit und Gesinnungslosigkeit, an welcher sie abgleitet. Daher die erhabene Ruhe, die leidenschaftslose Gewißheit des Siegs, der auf Erforschung und Darstellung der Wahrheit allein gerichtete, um den Erfolg, um das Leben beinahe unbekümmerte Sinn, den wir an manchen großen Männern jener Zeit verehren, und denen gegenüber

wir, die Kinder der Gegenwart, der heftigen Aufregung, die uns bewegt, uns manchmal zu schämen geneigt sind. Daher von der andern Seite die Schonung, die eine in ihrem Besitze sich noch fest und sicher wähnende Wirklichkeit der freien Gedanken-Entwicklung, die sie zu fürchten noch nicht gelernt hatte, damals angedeihen ließ; daher selbst ein gewisses Wohlwollen, das man den Theorien der Freiheit, gleich unschuldigen Träumen, die an das Leben keinen Anspruch zu machen schienen, zu schenken pflegte: ein beleidigendes Wohlwollen, gegen welches wir den glühenden Haß klüger gewordener Feinde in der Gegenwart nicht vertauschen möchten.

Und der Ruhigste, der Mildeste unter den Weisen jener Zeit war gerade Lessing's geliebtester Freund, unser edler Glaubensgenosse Moses Mendelssohn. Diejenigen, die nur zu gern die Tugend sowohl als den Fehler eines Juden zum Anlasse des Vorwurfs gegen alle übrigen benutzen, haben nicht versäumt, unserem Ungestüm und unserer Hitze, wie sie es nennen, jene Ruhe und Milde Mendelssohn's als eine Anklage vorzuhalten. Wir sind weit entfernt, den Vorwurf abzulehnen, daß wir minder weise sind, als Mendelssohn; wir theilen dieses Loos mit der so sehr überwiegenden Mehrzahl der Bekenner eines jeden Glaubens, daß es mehr als Anmaßung wäre, uns gegen einen solchen Vorwurf zu sträuben.

Aber selbst wenn ein Mann, groß und weise wie er, jetzt unter uns stände, schwerlich würde er die gleiche Milde, wie er, mit der gleichen Weisheit paaren. Was soeben von dem Verhältniß der Ideale jener Zeit zu ihrer Wirklichkeit gesagt worden, gilt in vollem Maße in Beziehung auf die Stellung der Juden. Die ungemilderte Barbarei der angeerbten Unterdrückung herrschte unangefochten in allen Gebieten des Lebens; Vorurtheil, Haß und Unrecht, waren in unbestrittenem Besitze, während die Weisheit auf den Höhen der Forschung ihre stillen Tempel der Duldung, der Menschenliebe, der Gewissensfreiheit aufbaute. Hier ward diesen Gottheiten die reinste Verehrung zu Theil; aber das gemeine Leben mit seiner Unbill und mit seinen

Schmerzen blieb vorerst seinem Schicksal überlassen, in dem hohen Vertrauen, daß wenn der Bau der Lehre nur erst in einsamer Arbeit vollendet sei, die Menschheit sie auch anerkennen und üben werde. Mendelssohn hat, gleich unserm Lehrer Moses, das gelobte Land der Freiheit, das er erkannte und offenbarte, nur von fern geschaut; er hat dessen Grenzen nicht mit seinem Fuße betreten. Aber er glaubte daran mit fester Zuversicht, und dieser Glaube tröstete und beruhigte ihn für die Zukunft seiner Glaubensbrüder, wie der ganzen Menschheit; für sich aber mochte er der äußern Freiheit kaum bedürfen; auf dem Gipfel seiner Weisheit blieb er von dem Haß und dem Uebermuth, von dem Unrecht und der Knechtschaft, die unten walteten, unberührt. Er entrichtete mit gleichmüthiger Verachtung den Judenleibzoll an den Thoren der Städte; und selbst wenn das Vorurtheil auf literarischem Felde unziemliche Angriffe gegen seine Person zugleich und gegen seinen Glauben richtete, so war er so sehr zur Nachsicht geneigt, daß Lessing, feuriger und ungeduldiger als sein weiser Freund, entrüsteter als er über die Unbill seiner Zeit, ihn zu heftigerer Entgegnung spornte. Die Männer der Gegenwart, Christen wie Juden, bedürfen freilich eines solchen Spornes nicht; sie bedürfen eher einer mäßigenden Freundesstimme. Aber dafür ist auch das Verhältniß der Weisheit zum Leben ein durchaus verschiedenes geworden. Die Weisheit mag und darf sich in unseren Tagen nicht mehr an einem stillen abgesonderten Reiche genügen, in welchem sie sich erhaben fühlt über die Drangsale der Wirklichkeit; sie steht in reger Wechselwirkung mit dem Leben; sie fühlt die Schmerzen und Bekümmernisse der Menge und kämpft in erster Reihe den heißen Kampf mit um deren Erlösung. Sie hat erkannt, daß es nicht mehr allein gilt, Irrende durch Beweise zu belehren, sondern der durch den Geist der Zeit begriffenen Wahrheit in dem Leben der Zeit Schritt vor Schritt Geltung und Herrschaft zu erringen. Mag es sein, daß die Weisheit in dieser veränderten Stellung von ihrer erhabenen, leidenschaftslosen Geisternatur Etwas eingebüßt hat; aber was sie verloren, das hat

das Leben gewonnen; was Wenigen entgangen, ist Vielen zu Gute gekommen. Die weite Kluft zwischen der Idee und dem Leben ist überstiegen; wäre auch der wolkenlose Himmel des sich genügenden Gedankens getrübt, so hat dafür der Boden der Wirklichkeit fruchtbare Keime des Besseren in sich aufgenommen. Die Gottmenschen der Weisheit mit der erhabenen Ruhe sind aus dem Paradiese ihrer Gedankenwelt vertrieben worden, um die harten Erdschollen der politischen und socialen Verhältnisse in dem Schweiße ihres Angesichts zu bearbeiten. Wir, ihre irdischen Nachkommen, kämpfen Leib gegen Leib mit dem Vorurtheil und dem Unrecht, mit der Gemeinheit, dem Stumpfsinn und der Selbstsucht. Der Staub des Kampfes bedeckt unsere Glieder; der Haß, zur Wuth gereizt, weil er Widerstand findet, wo er durch Jahrhunderte nur Ohnmacht zu finden gewohnt war, befleckt uns mit seinem Geifer; manche schmerzliche Wunde trifft unsere innigsten Gefühle. Aber durch alle Plagen und Mühen hindurch fühlen wir, daß es besser wird, nicht blos im Kreise weniger Weisen und Guten, sondern in dem ganzen Bereiche des Lebens, nicht blos in den freieren Beziehungen, wo ohne Schranke der Mensch dem Menschen gegenübersteht, sondern auch auf dem gebundenen Gebiete des Gesetzes, auf dem Boden des Staatslebens. Und wenn wir die Idee in diesen Kämpfen mit der Wirklichkeit in den Staub herabgezogen sehen, verhöhnt durch Die, die sie leugnen, besudelt durch Die, die in halber und zweideutiger Anerkennung mit ihr dingen und markten; wenn sie von den Menschen, zu denen sie herabgestiegen, um sie zu beglücken, sich muß mißhandeln und in den Koth schleifen lassen; wenn unser durch solches Schauspiel getrübter Sinn Mühe hat, die leuchtende Wahrheit durch alle Verunstaltung hindurch zu erkennen: dann suchen und finden wir sie in ihrer angebornen unbefleckten Glorie wieder in den Dichtungen und Forschungen jener der Wahrheit allein, der über Zeit und Geschichte erhabenen, dienenden Weisen.

Wer fühlte überhaupt nicht manchmal das Bedürfniß, Beruhigung zu suchen und Rath und Auskunft bei den großen

Geistern der Vergangenheit! Wer lauschte nicht zumal auf ihren Ausspruch, wie auf ein tröstendes Orakel, wenn er, mit den tiefsten Wurzeln seines geistigen Daseins dem Lebenskreise der Gegenwart angehörend, sich doch mit manchen hervorstechenden Erscheinungen eben dieser Gegenwart in lebhaftem, oft schmerzlichem Widerstreite befindet! Leichter aber, als gingen wir in weit entlegene Zeiten zurück, dürfen wir die Lehren und Beispiele, deren wir bedürfen, bei den großen Männern der jüngsten Vergangenheit zu finden hoffen, die durch so viele stark gesponnene sichtbare Fäden mit der Gegenwart zusammenhängt. Die geistigen Elemente, in denen jene Männer zu wirken hatten, sind im Wesentlichen — nur in verschiedenen Mischungen und Verhältnissen — dieselben, die noch die Gährung unserer Zeit bilden. Wir können die Beziehungen, in welchen sie zu ihrer Umgebung, zu den Richtungen ihrer Zeitgenossen standen, lebendig anschauen; wir dürfen hoffen, die Art ihrer Wirksamkeit klar zu begreifen, und demnächst, unterstützt durch manche Aehnlichkeit, ihren Geist auf die Behandlung der Fragen der Gegenwart treu zu übertragen. Wir dürfen auf eine Antwort hoffen, wenn wir, aufrichtig suchend, fragen: wie hätte Lessing diesen und jenen die Gemüther unserer Tage bewegenden Zweifel gelöst? welche Partei hätte Lessing in diesem Zwiespalte ergriffen? welchen Weg hätte Lessing eingeschlagen, hätte das Schicksal ihn an diesen Scheideweg gestellt, an welchem es von uns eine entscheidende Wahl gebieterisch fordert? Der Geist, den wir auf solche Weise reinen Herzens beschwören, wird nicht vergebens angerufen. Vielleicht zeigt er uns ein Moment seines Wirkens, das uns als Vorbild für das unsere dienen mag. Oder er weist uns hin auf einen Grundsatz, den er unwandelbar in seinem Thun befolgte, und der, recht begriffen, die Lösung unseres Zweifels darbietet. Und fänden wir für unseren besonderen Fall weder Beispiel noch Grundsatz, weder That noch Wort, um uns zu leiten, so gehen wir zurück zu der tiefen Quelle dieser aller, so schöpfen wir an dem reinen unversiegbaren Born eines großen Charakters. Wir stärken uns an

seiner Kraft, an seinem Muthe, an seiner Manneswürde; wir läutern und erheben uns an dem edlen Bilde eines Helden der Wahrheit; und dann, nach solcher Erstarkung unseres besseren Selbst, nachdem jede Schwäche, jede Selbsttäuschung vor der erhabenen Erscheinung gewichen, suchen wir mit erneutem, aufrichtigem Streben in der Tiefe unseres Bewußtseins die Lösung, deren wir bedürfen. In diesem Sinne wollen wir auf Lessing's Geist und Wirken, mit Rücksicht auf hohe Fragen und geistige Bedürfnisse unserer Zeit, in dem Kreise zumal, an welchen diese Worte zunächst gerichtet sind, ehrfurchtsvoll forschende Blicke werfen.

Jedes höhere Streben der Menschheit hat in dem Wirken Lessing's seine Stelle gefunden; was er für Freiheit gethan, findet den ersten Platz in unserer Anerkennung. Er hat die Freiheit in allen ihren Richtungen geliebt; er hat ihr in allen gehuldigt, hier nur in leiseren Andeutungen, dort in stärkerem Ausdruck, je nachdem die Zeit es ertrug und zuließ, aber immer mit Ernst und Kraft der Gesinnung. Vor Allem aber ist es die Freiheit der Ueberzeugung in Sachen des Glaubens, für die er mehrere Jahre lang am heißesten, am gewaltigsten gestritten hat. Die Ansicht, daß das ernste aufrichtige Ringen, der heilige Trieb nach Wahrheit, mehr noch als die gefundenen Wahrheiten selbst, den Werth des Menschen bestimmen, bildet den Mittelpunkt von Lessing's geistigem Leben und ist zumal die Seele seiner theologischen Forschungen und Kämpfe. Daß jenes Streben nach Wahrheit ein ungetrübtes und unverfälschtes sei, unberührt durch äußeren, unheiligen Zwang, unbestochen durch unlautere Rücksicht, daß die Wahrheit nicht entweiht werde durch unwürdige, angeblich ihrem Dienst geweihte Mittel, welche die Gewissen verführen statt sie zu belehren, verfälschen statt sie zu überzeugen — Das war das Ziel von Lessing's Bemühungen auf diesem Gebiete. Man kann nicht sagen, daß er je als Kämpfer für irgend eine theologische Meinung aufgetreten ist, selbst nicht für die aufgeklärteste. Ja, er hat bei dem Streite zwischen den orthodoxen Gottesgelehrten seiner

Zeit und ihren theologischen Gegnern mehrfach, zum großen Befremden der Parteigänger des Rationalismus, die Ersteren in Schutz genommen. Er lobte es an ihnen, daß sie dem Glauben ein der freien Forschung ganz fern liegendes, dieselbe von keiner Seite berührendes Gebiet anwiesen, während ihre Gegner, indem sie zwischen Vernunft und Glauben Einklang erzwingen wollten, um eines zweifelhaften Gewinnes willen die Freiheit vernünftiger Forschung wahrhaft gefährdeten. Was er aber bei seiner mächtigen theologischen Polemik hauptsächlich im Auge hatte, war die Behauptung des Rechtes der freien Erörterung; was ihn mehr als alles Andere beseelte, war der Wunsch, jeder Meinung die volle Freiheit der Aeußerung, jedem Streben nach Erkenntniß ungehemmte Wirksamkeit und zugleich jeder aufrichtigen Ueberzeugung die ihrem moralischen Werthe gebührende Achtung zu verschaffen. Er selbst achtete jeden Glauben, jede gewissenhafte Ansicht; nur der Heuchelei, der absichtlichen Krümmung der Wahrheit, nur der Unduldsamkeit und dem Verfolgungsgeiste war er ein unerbittlicher Feind. Erst da, als die Orthodoxie der freien Untersuchung feindlich entgegentrat, als sie begann, den Gründen des Forschers statt der Gegengründe oder des auf Gründe verzichtenden Glaubens gehässige Verdammung, Verdächtigung der sittlichen Absicht, Drohung mit der Gewalt des Staates entgegenzustellen: erst da, als sie sich des Versuchs nicht schämte, die Wirksamkeit eines Lessing mit Druck- und Lese-Verboten zu hemmen — erst von diesem Augenblick an wurde er ihr heftigster, ihr gefährlichster Gegner. Und dennoch erkennt man es leicht aus vielen einzelnen Zügen, ja aus der ganzen Art und Weise, wie er den Streit um die bekannten „Fragmente" führte, so wie aus manchen vertrauten Aeußerungen in seinen Briefen, daß er stets bereit war, sogleich für eben jene so lebhaft von ihm bestrittenen Meinungen in die Schranken zu treten, falls es sich ein zur Herrschaft gelangtes halbvernünftiges System sollte beigehen lassen, die dem Aberglauben entwundenen Waffen gegen ihn zu kehren und im Namen einer anmaßenden Aufklärung von Neuem

Unterdrückung zu üben. Es zeugt von Lessing's scharfem und tiefem Blick, daß er es deutlich erkannte, wie manche Anhänger des protestantischen sogenannten Rationalismus sehr geneigt seien, für Rechnung ihres theologischen Systems das alte Werk der Gewaltherrschaft und der Verfolgung Andersglaubender fortzusetzen: eine Tendenz, die zu jener Zeit noch sehr wenig Gelegenheit hatte, sich zu äußern, die sich aber in unseren Tagen bei manchen Anlässen und ganz besonders bei der Frage der Rechtsgleichheit der Juden vollkommen bewährt hat. Auf solche Weise stand Lessing da, zuerst als Kampfrichter, und dann erst, wenn Recht und Sitte des Kampfes schnöde verletzt wurden, als gewichtigster Kämpfer in den Glaubensstreitigkeiten seiner Zeit; so stand er, wie ein treuer Wächter, mit dem flammenden Schwerte seiner Rede vor dem Tempel des Wahrheitsdienstes, den aufrichtig Dienenden Zugang gestattend und freie Bahn erkämpfend, falsche Diener aber und die Träger unedler Waffen zurückweisend von der Schwelle des Tempels mit Ernst und Spott, mit allen den reichen Mitteln seines Geistes und seines Wortes.

Eben diese Gesinnung aber, als deren edelsten Vertreter wir Lessing verehren, von dem Gebiete der Literatur auf das des Lebens, des Staats und des Rechts, dem Geiste unsrer Zeit gemäß, übertragen, ist auch der Mittelpunkt und die Seele des Strebens nach Gleichheit der Rechte ohne Unterschied des Glaubens, welches die Gegenwart bewegt, welches, gleich anderen politischen Bestrebungen, in einigen Staaten Europa's, in muthigem Anlauf sein Ziel erstürmt hat, oder sich demselben siegreich nähert, in Deutschland aber in mühseliger Anstrengung um jeden Schritt des Bodens mit wechselndem Erfolge kämpfen mußte. Dieses Streben ist nicht einer bestimmten religiösen Meinung gewidmet: noch weniger ist es gegen eine solche gerichtet; es gilt vielmehr der Lauterkeit aller und jeder religiösen Gesinnung und Ueberzeugung; es will nur die Lüge und die Heuchelei, die Selbstsucht und alle schmutzigen Leidenschaften abgehalten wissen von dem Dienste der heiligsten Wahrheit.

Die an ein religiöses Moment geknüpfte bürgerliche Zurück-

setzung und Unterdrückung verdächtigt und befleckt den herrschenden Glauben nicht minder, als die bürgerliche Wohlfahrt der Bekenner des anderen dabei betheiligt ist, daß die Religion befreit werde von dem Bündniß mit der Gewalt und dem Unrecht, gereinigt von der unlauteren Berührung mit der auf irdische Zwecke gerichteten Heuchelei und Lüge. Daß der Streit um religiöse Wahrheit fortan mit redlichen Waffen geführt, daß die Menschheit zuvörderst der Erkenntniß der Wahrheit würdig werde, indem sie es verschmäht, sich ihrer länger als Vorwand niedriger Zwecke zu bedienen — das ist das Ziel und die Bedeutung des Ringens nach Gewissensfreiheit. Ob Kerker und leibliche Qualen, wie in den Jahrhunderten der tiefsten Finsterniß, den Glauben treffen, der von dem herrschenden abzuweichen sich erkühnt, ob, wie in unserem, das sich erleuchtet nennt, die Entziehung der theuersten Rechte, die Ausschließung von ehrenvoller und erfreulicher Thätigkeit — das ist nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von einander verschieden; das Gewissen ist in dem einen Fall so wenig frei, wie in dem anderen. Ja, die Natur des Menschen bringt es mit sich, und die Erfahrung lehrt es, daß die augenblickliche Gefahr in den meisten Fällen Märtyrer, die langsame Entbehrung eines ganzen Lebens aber in vielen Fällen Heuchler macht, so daß sie, wenn auch leiblich minder hart, moralisch um so verderblicher wirkt.

Aber nicht minder als das rechtliche, ist es das sittliche, das humane Verhältniß zwischen den Bekennern verschiedener Religionen, welches in unseren Tagen ein besseres, reineres, der Menschheit würdigeres werden soll. Mit dem Unrecht soll auch der Haß, seine Quelle zugleich und sein Erzeugniß überwunden werden. Wie dieser Sieg zu gewinnen, auch dafür bedürfen wir eines Vorbildes; denn der Wege, die zu dem Ziele zu führen scheinen, sind mehrere und einer oder der andere derselben dürfte ein Irrweg sein. Wo aber fänden wir ein solches Vorbild reiner und erhabener, als in der Freundschaft Lessing's und Mendelssohn's? Denn auch jenes Streben der Versöhnung, das jetzt in alle Gebiete des Lebens zu dringen

sucht, und manchem tief gewurzelten Vorurtheil, mancher schwer zu besiegenden Hartnäckigkeit auf diesem Wege begegnet, konnte sich damals erst auf den Gipfeln des Lebens, in der Region weniger hochgebildeter Geister — hier aber wiederum ohne Kampf und Mühe — geltend machen. Erst in der Person ihrer edelsten Vertreter allein konnten sich die feindlichen Religions-parteien, die lange in Haß und Zwiespalt getrennten Geistes-richtungen die Hand der Liebe und der Anerkennung reichen. Auf den Höhen der philosophischen Speculation, wohin keine andere Sonderung reicht und keine Leidenschaft, wo alles Zu-fällige, alles Unfreie abgestreift wird, wo die Seele keine Ab-kunft kennt und keine Vergangenheit, wohin der Geist nichts mitbringt, als das reine Streben nach ewiger Wahrheit — da mußte die erste Begegnung stattfinden. Aber die Seelen weilen nicht für immer auf jenen Höhen; sie finden von da wieder den Weg hinab in das Leben, dessen wahrhaft werthvolle Beziehungen sie alle in geläuterter, in verklärter Gestalt von Neuem gewinnen. Die Einigung, zu welcher sie auf den höchsten Stufen der Wahrheitsforschung, wo alle Verschiedenheit, alle Persönlichkeit schwindet, gelangt sind, wird dann zum lebendigen Liebesband, das auch die besonderen, mannichfaltigen Elemente des wechsel-seitigen Daseins umfaßt. Denn die Liebe — in allen ihren Gestaltungen, von der persönlichen Zueignung an bis zu dem Ideale der Humanität — erstreckt sich wesentlich auf eben jenes Individuelle, welches die Philosophie einen Augenblick aufhebt. Ja, es ist vielleicht der höchste Gewinn, den uns die letztere bietet, daß sie durch die Hinweisung auf den höchsten Stand-punkt der Forschung, der allen Geistern ein gemeinsamer ist, alle untergeordneten, besonderen, menschlichen Standpunkte in das rechte Verhältniß der Duldung, der Liebe zu einander bringt. Wenn ein geringer Fortschritt auf der Bahn der Weisheit Manchen hochmüthig macht, anmaßend gegen fremde Meinung, schroff gegen fremden Irrthum, so finden wir immer, daß der weiteste Fortschritt, daß die Einsicht in die Grenzen aller mensch-lichen Erkenntniß zur Duldung gegen die Ansichten Anderer,

zur Nachsicht gegen ihre Irrthümer selbst, zurückführt. Auf solche Weise dient die Weisheit der Liebe, die Philosophie der Humanität. Im Gebiete der Speculation, da war Lessing nicht Christ, war Mendelssohn nicht Jude; aber im Leben blieb Einer wie der Andere der ihm angewiesenen Stellung treu; da strebte Jeder redlich, die Keime des Guten, die in dem angeerbten Glauben lagen, zu pflegen und zu entwickeln, den Uebelständen, die sich jedem überlieferten Glauben anzusetzen pflegen, kräftig entgegenzuwirken; Jeder freute sich an der heilbringenden Wirksamkeit des Anderen auf dem ihm zugetheilten Boden. So streng Jeder von ihnen im vertrauten Briefwechsel über die philosophischen Untersuchungen des Freundes richtete: so wenig warf sich Einer zum Richter über den Glauben des Anderen auf, so wenig wollte Einer dem Anderen den seinigen entziehen. Keiner, auch Mendelssohn selbst nicht, war so entrüstet, wie Lessing, über die unzarten Bekehrungsversuche, die ein vorlauter Eiferer an Jenen richtete; wir sehen ihn in gerechtem Unmuth seinen auch hier zur Milde sich neigenden Freund ermahnen, daß er doch ja den Zudringlichen derb und ernst in seine Schranken zurückweise. Lessing war gewiß eben so weit, wie Mendelssohn selbst, entfernt, die Schwächen und Vorurtheile des damaligen Judenthums zu verkennen. Aber er hat stets Diejenigen verachtet, welche die Schonung, ja die Huldigung, die sie herrschenden Irrthümern zu weihen glauben, vor dem Richterstuhle der Vernunft wieder gut zu machen meinen, wenn sie die Pfeile giftigen Spottes, gehässiger Kritik gegen die Irrthümer einer unterdrückten Partei richten. So wie ihn die Vorurtheile der Orthodoxie seiner eignen Kirche, mit der er einen so harten Kampf für geistige Freiheit zu bestehen hatte, auf keine Weise bestimmen konnten und durften, zu einer anderen der bestehenden Kirchen überzutreten; so wie er ohne allen Zweifel zu Gunsten jener Glaubensmeinungen, die er zu theilen so weit entfernt war, wenn äußere Gewalt sie hätte drängen und berücken wollen, den Grundsatz der Gewissensfreiheit mit allem Feuer seines Geistes, mit aller Selbstverleugnung und Aufopferung, deren er fähig

war, würde geltend gemacht haben: so war es auch seinem unparteiische Sinn unmöglich, ein verschiedenes Verfahren von dem Angehörigen einer anderen Religion dieser gegenüber zu heischen, oder auch nur an ihm zu billigen; so mußte er das vollkommen entsprechende Verhältniß Mendelssohn's zum Judenthum begreifen und achten.

Wie unendlich verschieden davon ist das Verfahren so Mancher, die in unseren Tagen auch für Vernunft und Aufklärung zu streiten vorgeben! Wie sehr thut es uns noth, unsere Ueberzeugungen zu stärken an jenem großen Beispiel, damit wir durch die Verkehrtheiten des Augenblicks nicht irre werden! Die Einen pochen auf ihre Vernunft und versprechen, sich des Religionshasses, den sie einstweilen noch wie ein Schooßkind hegen und pflegen, alsbald zu entschlagen, wenn der verhaßte Glaube sich in allen Stücken nach ihren Grundsätzen wird umgeformt, sich vor ihrer Weisheit wird gebeugt haben; vorläufig behalten sie die Waffen der Finsterniß und des Unrechts bei, um sie, wie sie sagen, gegen die Vorurtheile der Unterdrückten zu gebrauchen. Sie möchten wohl die Götzen des alten Aberglaubens vom Throne stürzen, aber nur um die Götzen ihres Eigendünkels und ihrer Afterweisheit, mit gleichem Despotismus ausgerüstet, an die Stelle zu setzen; sie möchten dem alten Monopol der Seligkeit ein noch schlimmeres der Moral und des Menschenverstandes unterschieben. — Neben diesen gehen Andere her, denen die Vernunft vollends zu gar keinem anderen Zwecke brauchbar erscheint, als zum Werkzeug des Hasses und der Bedrückung zu dienen. Dieselben Menschen, die in Wort und That dem finstersten Mönchthum huldigen, die jedes freie Wort, gegen herrschende Systeme im Staat und in der Kirche gerichtet, verfolgen und in Banden schlagen, scheuen sich nicht, dem Judenthum gegenüber das Panier der Aufklärung zu erheben, und die Aufhebung ihrer pharaonischen Gesetze, die Milderung ihrer mittelalterlichen Barbarei an die Aufstellung eines helleren, geläuterten Religionsystems zu knüpfen. Wie sie den Glauben durch die unreine Berührung mit der Heuchelei

und dem Gewissenszwange befleckt haben, so wollen sie nun auch die Sache des Lichts und der Vernunft beflecken. Doch auch diesen wird ihr wahrer Werth ungetrübt verbleiben; sie werden aus der Fülle der inneren Kraft die unlautere Gemeinschaft zurückweisen. Jeder möge, dem Geiste eines Lessing, eines Mendelssohn nacheifernd, in seinem Kreise mit aller Macht der Ueberzeugung Vorurtheile bestreiten, den befangenen Sinn hellerer Einsicht öffnen; aber Jeder sei auch in demselben Geiste bereit, jede Religionsmeinung, und sei er auch noch so weit entfernt, sie zu theilen, gegen das Gift des Hasses wie gegen die Bande bürgerlichen Druckes in Schutz zu nehmen. Vorurtheile sollen der Einsicht und der Lehre, nicht der Bosheit, unklare Vorstellungen sollen einem wahrhaft helleren System, einem wirklichen Fortschritt, nicht der lockenden Selbstsucht weichen, die uns der ersten besten herrschenden Meinung oder der ihr am wenigsten mißfällig scheinenden in die Arme werfen möchte. Wie zwischen Individuen, so kann auch zwischen verschiedenen Geistesrichtungen dauernde Liebe nur auf Achtung gebaut, Achtung nur durch Würde und Selbstständigkeit erworben werden. Diese aber bestehen hier in dem unermüdeten Fortstreben auf geradem Wege von dem eigenen gegebenen Standpunkte aus, zu dem höchsten Ideale der Wahrheit und der Menschenbildung hin, ohne das mindeste Abweichen und Beugen vor fremdem Irrthum oder fremder Willkür, welches wohl hie und da augenblicklichen Beifall, herablassende Zustimmung gewinnen könnte, aber auf die Dauer nur Verachtung zu Wege bringen und so von dem Ziele wahrer Aussöhnung weit, weit abführen würde.

Wir haben Lessing als Kämpfer für Geistesfreiheit, wir haben ihn in seiner geistigen Stellung zu dem edelsten Repräsentanten eines fremden Glaubens betrachtet, und haben an ihm ein hohes Muster für unser Streben und Wirken zu gewinnen gesucht. Was Lessing auf so vielen Gebieten des Wissens, was er als Kritiker, als Alterthumskenner, als Forscher nach der Erkenntniß des Schönen im Bereiche der Kunst geleistet hat, liegt außer dem Kreise unserer Betrachtung und ist von Kun=

digeren längst gewürdigt worden. Wie ihm auf jedem Felde, das er bearbeitete, Wahrheit und Aufrichtigkeit über Alles gingen; wie er, die bescheidenste Leistung des redlich Strebenden mit innigem Wohlwollen anerkennend, der anmaßenden Oberflächlichkeit, die den eitlen Ruhm des Findens höher als die Wahrheit des Gefundenen stellt, vor Allem aber der gelehrten Parteiung und Intrigue unerbittlicher Feind war; mit welchem herben, vernichtenden Spott und Hohn der sonst so ernste Mann die Unredlichkeit, das selbstgenügsame Abfinden mit der Wahrheit, auch wo es sich um minder bedeutende Fragen handelte, zurückwies, ist dem Leser seiner Schriften bekannt. — Aber in einer Eigenschaft müssen wir ihn nochmals als hohes, lehrreiches Muster in's Auge fassen, in seiner Eigenschaft als Dichter. Er hat dieser Kunst einen großen Theil seiner Jugendkräfte gewidmet; er hat am Ende seiner Laufbahn die letzten Kräfte dazu angewendet, um in einer erhabenen Dichtung die letzten Resultate seiner theologischen und philosophischen Forschungen niederzulegen. Wenn nun eine seiner frühesten dramatischen Jugendarbeiten eine Satire auf den Judenhaß ist, die an Bitterkeit seitdem nicht übertroffen worden; wenn jenes vollendete poetische Werk seiner letzten Lebensjahre die Lehre der Duldung, dem Fanatismus und Religionshaß, als ihrer dunklen Folie, entgegengestellt, zum Mittelpunkt hat: so muß uns der Einklang innig erfreuen, den wir hier zwischen der ästhetischen und der humanen Richtung, zwischen der Liebe zum Schönen und der Liebe zu der leidenden Menschheit, zwischen dem Genius der Dichtkunst und dem Genius der Menschenliebe wahrnehmen. So natürlich dieser Einklang, der auch der Poesie Schillers einen so hohen Werth verleiht, dem unbefangenen Sinn erscheinen mag, so hoch lernen wir ihn schätzen, wenn wir ihn in späteren poetischen Schöpfungen Anderer schmerzlich vermissen und fast absichtlich vermieden sehen, wenn wir sogar finden, daß eine einseitige, mißverstandene, weichliche Liebe zum Schönen der Sache des Rechts, der Freiheit, der Humanität, statt ihr zu dienen, vielmehr Abbruch gethan hat, indem sie den ihr

gewidmeten Bestrebungen gerade da eine reiche Summe des Mitgefühls entzog, wo sie warmer, ausdauernder, tröstender Theilnahme am dringendsten bedurften. Es hat nämlich lange Zeit eine Aesthetik geherrscht, die das Schöne nur in der stolz aufgerichteten Gestalt des Siegers zu erkennen wußte, nicht auch in der muthig ringenden Gestalt des Unterliegenden; eine Poesie, die nur Siegess-, keine Schlachtlieder singen mochte; eine Kunst, die es trefflich verstand, den Wagen des Triumphators zu bekränzen, ihm den Siegesschweiß schmeichelnd von der Stirne zu fächeln, die sich aber von dem an den Wagen gebundenen Sclaven abwendete mit Ekel und Verachtung. Mag auch in dem gefurchten Antlitz das ungeschwächte Gefühl der Menschenwürde den Todeskampf kämpfen mit der Gewalt des ungerechten Schicksals; mag auch jede gespannte Muskel die unverdiente Fessel zu zerbrechen in vergeblichem Heldenmuthe sich anstrengen: jene der Macht und dem Siege, dem Glanz und der Freude huldigende Kunst zieht sich mit Widerwillen zurück, wie die üppige Lebenslust von dem Röcheln eines Sterbenden. Man hat dieser Kunstrichtung und ihren Vertretern vorgeworfen, sie seien Feinde der Freiheit und des Fortschritts, sie huldigten der Gewaltherrschaft und dem Stillstande. Darin freilich hat man ihnen Unrecht gethan; sie huldigten nur der Stärke und der Behaglichkeit des Bestehenden. Nicht der Freiheit der Völker, nur dem mühsamen, staubbedeckten, schweißtriefenden Kampf um die Freiheit waren sie abhold. Sie würden der triumphirenden Demokratie Kränze gewunden und Siegeslieder gesungen haben; aber das Geräusch des Streites, das unvermeidliche Drängen und Treiben der Strebenden und Ringenden, die Klage der vergeblich Geopferten störten die vornehme Ruhe ihrer Muse. So wurde denn eine Theorie ersonnen, welche die Poesie ein für alle Male vor der lästigen Mahnung an die höchsten Interessen der Menschheit schirmen, welche, wie man den Pöbel von den zierlichen Pforten, von dem geglätteten Boden eines Palastes abhält, so die Angelegenheiten und Forderungen des Volkes, der Gesellschaft von der

Schwelle des Musentempels zurückweisen sollte. Alle die großen Beziehungen, die man in den engen Namen der Politik zusammenzudrängen vermochte, wurden mit dem einen Worte poetisch geächtet, wurden als ein für die Poesie unangemessener Stoff, als ihrer Natur nach schlechtweg unpoetisch verworfen. Als wenn es irgend eine tiefe Regung der Menschenbrust, irgend eine mächtige Bewegung der Menschengeschichte geben könnte, welche die Poesie von dem Bereiche ihrer verklärenden Liebe ausschlösse! Als wenn ihr allumfassendes Auge nicht leuchtete jeder Empfindung, jeder Freude und jedem Leid, jeder guten That, jedem edlen Opfer! Man glaubte etwas sehr Kluges gesagt zu haben, wenn man bemerkte, Recht, Freiheit, Gleichheit, Duldung seien zu abstracte Ideen, um für eine dichterische Behandlung empfänglich zu sein. Man vergaß dabei nur, daß erst die eigene, nüchterne Auffassung, daß erst die Scheu, jene Ideen in ihrem glühenden Leben, in den heißen Herzschlägen der Völkergeschichte, in den zahllosen Kämpfen und Opfern, die ihnen galten, zu erfassen — daß erst diese sie zu leblosen Fragen einer gleichgültigen Speculation ertödteten. Auch die mächtigste Gluth wird zur Kohle werden, wenn wir erst alle ihre Flammen sorgsam ausblasen, damit sie uns nicht versenge und unser Besitzthum nicht gefährde. Die innigsten Regungen der Natur, die unversiegbaren Stoffe der Dichtung können alle zu Abstraktionen werden, wenn man sie dazu machen will. Behandelt die Liebe als Anthropologie der Geschlechtsbeziehungen, untersucht am Weine seine chemischen Bestandtheile und den physiologischen Zusammenhang seiner Wirkungen, und es giebt in der Natur keine unpoetischeren Stoffe, als Liebe und Wein. Versenkt Euch in die Wonnen der einen, erwärmt Euch an dem Lebensreiz, den der andere bringt, und Ihr schwimmt in dem unermeßlichen Strome von Poesie, aus dem die Dichter seit dem Anbeginn des Gesanges schöpfen, ohne daß seine Fluthen um einen Tropfen ärmer geworden. Die höchsten Interessen der Menschheit, ihre Bildung, ihre Freiheit, ihr Recht, ihre Zukunft, sind noch viel, viel reicher und unerschöpflicher an

Poesie, als jene vielbesungenen Motive, wenn sie nur mit gleicher Wärme und Lebendigkeit erfaßt werden. Eure Seelen müssen sich in sie versenken, sich ihren Freuden freuen, an ihren Schmerzen leiden, ihre Schlachten schlagen, aus ihren Wunden bluten; nicht Eure Neugier muß sich allein, wie ein müßiger, ohnmächtiger Zuschauer, an ihnen ergötzen, nicht Euer Verstand sich allein an ihnen üben wollen. Hat ein dichterisches Gemüth dann erst den reichen poetischen Gehalt jener Elemente des humanen Lebens empfunden, so wird es sowohl ihre abstracten Beziehungen, als auch die mühsamen, verschlungenen Wege, welche im wirklichen Leben zu wandeln den Ideen oft auferlegt ist, mit treuer Liebe verfolgen; es wird die Beschäftigung mit ihnen, in welcher Richtung es sei, nicht als poetischen Naturen ungeziemend von sich weisen; es wird die rauhen Pfade ebnen helfen mit seiner Geisteskraft; der Mann wird rüstig mitarbeiten an dem Werke, das der Dichter mit den Blumen des Gesanges schmückt. — Der Genius Goethes hat' es nicht verschmäht, die Natur bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel, bis in ihre trocken scheinenden Einzelheiten zu verfolgen, und er hat Die als Thoren verlacht, die ihm vorhielten, die Poesie vertrage sich nicht mit der Erforschung des Einzelnen und Kleinen. Aber wie mochte doch derselbe Dichter, so warm und eifrig in der Auffassung der Natur, so kalt und einseitig sein in der des Lebens! Wie mochte er Uhlanden vorwerfen, daß seine Thätigkeit als Volksvertreter, die Berührung mit den geräuschvollen Einzelheiten des politischen Lebens, der Poesie Abbruch thue! Ist nur das Leben der Natur poetisch und der Mühe des Dichters würdig, das der Menschheit nicht? Erträgt und erheischt nur die Liebe des Dichters zu der Natur einen täglichen Umgang mit der Geliebten, und muß seine Liebe zur Menschheit in weiter, theilnahmloser Ferne von ihrem Gegenstande bleiben, damit sie ihn ja nicht in ihren lebendigen Kreis hineinziehe? Wenn das Naturstudium ein paar Gedichte werth ist, die der ernsten Arbeit geopfert werden, ist das Schicksal des Volkes, ist das Wohl des Vaterlandes eines gleichen Opfers unwürdig?

Es ist gewiß, daß jene Aristokratie der Aesthetik, jene theilnahmlose Schönheitsliebe den humanen Interessen wirklich Abbruch gethan hat. Die Poesie, von Anbeginn menschlicher Cultur bestimmt, das Herz der Menschen zur Liebe zu öffnen, zum Mitgefühl für die Freuden und Leiden, für den Kummer und die Hoffnungen Vieler zu erweitern, hätte, wenn nicht zur rechten Zeit eine natürliche Reaction eingetreten wäre, dazu gedient, den Kreis des Egoismus noch enger zu ziehen, die Theilnahme abzulenken von manchen Bestrebungen, die, menschlich werthvoll und bedeutend, dem einseitigen Behagen an schönen Formen nicht zusagten. Mehr aber hat wohl kein Streben auch unter dieser Verirrung gelitten, als das der Juden um Menschenrecht und Menschenliebe, um Gerechtigkeit in That und Gesinnung. Denn unter allen Kämpfen ist es dieser, welcher der Phantasie die wenigsten Glanzpunkte darbietet, indem er nichts als ein treues, mühsames, duldendes Ausharren zuläßt, das, wenn es nicht von der innigsten Liebe zu allem Menschlichen aufgefaßt wird, wenig Theilnahme zu wecken geeignet ist. Die Kräfte sind in diesem Fall zu ungleich vertheilt, als daß ein entscheidender Kampf, der die Erwartung des neugierigen Zuschauers spannte, der ein dramatisches Interesse anregte, hier möglich wäre. Schon die Symmetrie erfordert ein gewisses Gleichmaß der Kräfte, und das Ringen des absolut Schwächeren gegen den Uebermächtigen kann künstlerisches Mitgefühl nur durch Vermittelung des reinsten menschlichen ansprechen. Zudem hat der Haß und der sichere Hohn des Uebermuths vieler Jahrhunderte eine dichte harte Rinde des Spottes und des Häßlichen um alles Jüdische gezogen, die nur die innigste Menschenliebe zu erweichen vermag, und die erst überwunden sein muß, damit Schönes irgend einer Art an dem enthüllten Stamm entdeckt werden könne. Ja, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es eine Zeit gab, wo viele der gebildeteren Juden das eigne gemeinsame Leben in dem Spiegel jenes feindseligen Hasses betrachteten und, voll Widerwillen über das entstellte Bild, sich davon abwendeten; ihr verletzter Schönheitssinn mochte

sich mit den Leiden ihrer Glaubensbrüder, wie mit unheilbaren, häßlichen Wunden, nicht befassen, und froheren, anmuthigeren Gebieten sich zuwendend, überließen sie dieselben ihrem Schicksale. Danken wir dem Genius der Zeit, daß eine verjüngte Aesthetik, edler und menschlicher, und eben so wohl auch echter und wahrer, jetzt wieder herrschend geworden! Kein Schmerz ist so häßlich, wie das theilnahmlose Auge, das sich kalt und stolz von ihm abwendet; jedes Leiden wird zum Gedicht, wenn Liebe und Mitleid es auffassen und mildern; jede Thräne des Kummers wird Poesie, wenn die Thräne des Mitgefühls sich mit ihr mischt. Jeder muthige, ausdauernde Kampf ist des Liedes werth, nicht der Riesenkampf gleich gewaltiger Kräfte allein, sondern auch der machtlose Widerstand gegen übermächtiges Unrecht. Um den Zertretenen unter dem Hufe feindlicher Rosse kann das Lied des Dichters würdig klagen; nur wer vor der Schlacht aus den Reihen gewichen, den verschmäht und verachtet es. Die Feigheit und die Gefühllosigkeit allein sind die auf ewig Ausgestoßenen aus dem Reiche der Dichtkunst, die des Liedes Unwürdigen zu allen Zeiten.

Ein Blick auf Lessing's erhabenste Dichtung, auf seinen „Nathan“, lehrt uns, wie weit die Muse Lessing's von den gerügten Vorurtheilen entfernt gewesen. Der Duldung, der Gewissensfreiheit und der Menschenliebe ist diese Dichtung geweiht; Haß und Fanatismus sind die blinden Dämonen, mit denen Weisheit und Liebe ringen, und die sie siegreich überwinden. Es hat nicht an Beurtheilern gefehlt, die, der einmal angenommenen Theorie zu Gefallen, den Nathan nicht poetisch finden wollten, weil er, wie sie sich ausdrückten, eine didaktische Tendenz habe. Als wenn es dem Dichter unziemlich wäre, zu lehren und zu bilden! Es liegt dabei ein Mißverständniß eigner Art zu Grunde. Nicht, daß gelehrt werde, sondern die Art und Form der Lehre kann allein der Poesie Abbruch thun. Auch die Natur lehrt; aber sie lehrt, ohne die Absicht, zu lehren, uns sichtbar vor die Augen zu stellen; sie lehrt, indem sie schafft, bildet und erhält. Wir dürfen von dem Dichter verlangen, daß

er diesen geheimnißvollen Reiz der Natur möglichst nachahme, daß er uns durch lebendige Schöpfungen anziehe und gewinne und uns, während wir in liebender Anschauung schwelgen, beinahe unvermerkt belehre. Wir können daher dem Dichter dann, aber auch nur dann einen Vorwurf machen, wenn uns seine Gestalten ohne Theilnahme lassen, wenn wir, anstatt die lebendige Anregung unserer Gefühle zu erfahren, die wir zunächst und am unmittelbarsten erwarten, nur die erkältende Absicht, uns zu belehren, wahrnehmen. Wem aber die Charaktere in Lessing's Nathan kein warmes Mitgefühl erregen, wem die Vertreter der drei Religionen nicht die Duldung und die Liebe, die sie lehren, durch ihre Persönlichkeiten abgewonnen haben, noch ehe sie gelehrt, der ist des poetischen Mitgefühls überhaupt nicht fähig, und der mag seine eigne dürre Natur anklagen, wenn er nichts als die Absicht, seinem widerstrebenden Bewußtsein erhabene Lehren beizubringen, entdecken kann. Auf das Bestreben, zu lehren, Licht und Erkenntniß zu fördern, konnte ein Geist, wie Lessing's, in keinem Zweige seiner reichen Thätigkeit verzichten, und man darf annehmen, daß er der Dichtkunst entsagt haben würde, hätten ihre Gesetze wirklich einen solchen Verzicht von ihm gefordert. Aber die wahre Poesie verbietet so wenig zu lehren, wie sie zu lieben verbietet. Nur darf die Lehre so wenig, wie die Liebe, die Weisheit so wenig, wie das Gefühl die poetische Schöpfungskraft in Erfindung und Sprache ersetzen sollen; nur müssen sie, wie sie es in der Lessing'schen Dichtung in vollem Maße thun, die Bedingungen der poetischen Form, deren sie sich bedienen, auch zu erfüllen wissen.

Der Umstand, daß Lessing den Lichtpunkt dieser Dichtung in den Charakter des Juden gesetzt hat — woran die Unduldsamkeit seiner Zeitgenossen sowohl als mancher Späteren großes Aergerniß genommen — darf hier nicht unberührt bleiben. Ein erhabener Gedanke der Humanität und der poetischen Gerechtigkeit, in ihrem edelsten Sinne aufgefaßt, ist darin nicht zu verkennen. Welche würdigere Aufgabe kann die Poesie sowohl

wie die Menschenliebe sich stellen, als die, die schmerzlichsten Wunden zu heilen, die der Haß geschlagen, in die tiefste Nacht verkennender Lieblosigkeit und verblendeten Vorurtheils das Licht menschlicher Billigkeit, liebender Anerkennung zu tragen? Weil das Judenthum am längsten und am härtesten gelitten unter Druck und Haß und Verfolgung, darum wählte die Muse Lessing's es zum Eckstein an dem poetischen Tempel der Versöhnung und der Menschenliebe. Der Dichter läßt seinen Juden am Wenigsten, seinen Christen am Meisten befangen sein; er läßt in jenem vom Anfang der Dichtung an jene Gesinnung reiner Menschlichkeit leuchten, zu welcher der letztere erst nach manchen Irrungen und inneren Kämpfen gelangt. Wir wollen diese Schöpfung eines ebenso tief menschlichen wie poetischen Gemüths weder zu Anklagen, noch vollends zu eitler Selbstüberhebung benutzen; wir wollen vielmehr in beiden Charakteren, in dem, der vollendet vor uns auftritt, wie in dem, der vor unsern Augen der Vollendung entgegenstrebt, auf gleiche Weise nur beschämende Bilder unerreichter Ideale erblicken, die der Dichter den verschiedenen Religionsparteien hat vorhalten wollen. Aber eine tiefere Bedeutung, als die eines bloßen Werks der Laune oder willkürlicher Vorliebe wird uns in jenem Verhältniß, in jener von dem Dichter dem Juden angewiesenen innigeren Vertrautheit zu der höchsten Idee der Humanität, zu finden wohl vergönnt sein: eine Bedeutung, die das Gedicht in Worten nicht aussprechen durfte, die aber als das Wort des Räthsels seiner poetischen Anlage in seinem tiefsten Kerne verborgen zu liegen scheint, und die des Geistes und des Gemüthes des Dichters gleich würdig ist. Wie ich diese Bedeutung begreife, sei mir vergönnt, jetzt zum Schlusse darzulegen.

Wenn wir die Geschichte als von einer allwaltenden Vorsehung beherrscht und geleitet betrachten, so müssen wir für das Unrecht und den Druck, welche durch Jahrhunderte darin gewaltet haben, eine doppelte Lösung suchen, eine Genugthuung nämlich und einen Zweck. Die eine finden wir in dem anderen;

denn einem hohen Zwecke der Menschheit durch sein Leiden gedient haben ist Genugthuung. Es mag nur jede Religionspartei die volle innere Wahrheit ihrer positiven Dogmen das absolute Heil der Menschheit für alle Zeiten in ihren [illegible] zu besitzen glauben; es mag wohl ihr in diesem Glauben ein genügender Ersatz für jede Entbehrung und Verfolgung gegeben, und die Gemeinschaften der herrschenden Kirche mögen eher geeignet, den Sieg der [illegible] anzunehmen, als ihn zu erstreben. Wenn auch Lehrgemeinschaften in alter Zeit und in unseren Tagen in weiten Gemeinden im Laufe einer jeden Entwickelung ihre volle Macht entfalten, so hat doch auch eine andere Ansicht zu viele Anhänger gewonnen, als daß nicht auch von ihrem Standpunkt aus die Stellung jenes weltgeschichtlichen Stammes gewürdigt werden müßte. Eben dieser Ansicht hat der [illegible] Lessing — in seinem Fragment über die Erziehung des Menschengeschlechts — den würdigsten und edelsten Ausdruck gegeben. Sie legt den verschiedenen Religionen einen zeitlich hohen, aber doch nur relativen Werth in dem Plane der Weltregierung bei; sie betrachtet sie als Stufen und Vorbereitungen zu der höchsten menschlichen, gottgefälligen Ausbildung; sie findet in ihnen nur belebende Ausgangspunkte des Strebens nach Wahrheit und Vollendung, nicht aber deren Erfüllung. Auch von dem Standpunkte dieser Ansicht aus kann der unterdrückten Partei als solcher ein erhabener, tröstender Beruf angewiesen werden. Denn die Geistesrichtung der herrschenden Mehrzahl möchte zu Zeiten leicht geneigt sein, sich selbstgenügsam dem höchsten Ziele der Menschheit unterzuschieben, in eitler Selbstvergötterung des Strebens und des Fortschritts zu vergessen. Die Vergessenen und Verschmähten finden in solchen Augenblicken berufene Vertreter in den Reihen der verfolgten und gehaßten Minderzahl; denn diese leidet am schmerzlichsten durch jenen Stillstand und jene Verirrung. Manche Einsicht, zu welcher zu gelangen dem Angehörigen der herrschenden Partei vielleicht eine gewisse Selbstüberwindung kostet, wird dem Unterdrückten schon durch sein Leiden nahe gelegt. Jedes individuelle Verdienst schwindet

freilich völlig von diesem, wie fast von jedem höhern Standpunkt aus. Aber der ist überhaupt ein Thor, der ein Verdienst in seiner Meinung sucht. Wer auf seine Meinung eitel ist, wer durch sie bei Anderen gelten will, der hat sicherlich nicht allein kein Verdienst, er hat auch keine Meinung. Denn, wer wahrhaft meint und denkt, der meint und denkt so ursprünglich und unwillkürlich, wie er lebt und athmet; er kann daher in dem Einen so wenig ein Verdienst suchen, wie in dem Andern. Aber statt der leeren Eitelkeit, zu der es uns jeden Vorwand raubt, gibt uns das Bewußtsein eines höheren Berufs Stärke und Ausdauer, und manches mahnende Wort, wenn es auch aus ungern gehörtem Munde kommt, kann schlummernde Kräfte wecken, in Trägheit versunkene in Gährung bringen, und kann auf solche Weise Werth, wenn auch ohne Verdienst erwerben. Diese hier nur anzudeutende Vorstellung einer höheren Bestimmung muß Denjenigen unter den wegen ihres Glaubens Unterdrückten Kraft und Haltung geben, denen der religiöse Fanatismus seine mächtige Stütze versagt. Dieses Bewußtsein muß uns theuer und heilig sein, uns, die wir es für eine Versündigung an der Menschheit halten, die Wahrheit als ein Erbgut eines Stammes oder einer Partei besitzen zu wollen, uns, die wir keine andere Wahrheit kennen, als die, welche das zu erringende Gut ist der Strebenden aller Zeiten und Völker, aller Himmelsstriche und Confessionen, von der Keinen die Geburt, von der nur die Lüge und die Heuchelei und die Geistesträgheit ausschließt, uns, die wir mit dieser Gesinnung an die Gemeinschaft unserer Glaubens- und Leidensbrüder mit den Banden der Ehre und Pflichttreue so unauflöslich gekettet sind, wie der Fanatismus nur je zu ketten vermocht hat; die wir so manchen Lockungen des Gewinns, der freudigen Wirksamkeit zu widerstehen haben, ohne daß uns ein Wahn ausschließenden Besitzes der Wahrheit, näheren Anspruchs auf ein anderes Leben dafür entschädigte. Wir müssen fest halten an dem Gedanken, daß wir, wenn auch ein schwaches Häuflein, doch an der uns angewiesenen Stelle muthig aushalten für die Sache der Humani-

denn einem hohen Zwecke der Menschheit durch sein Leiden gedient haben, ist Genugthuung. So lange nun jede Religionspartei die volle, reine Wahrheit über göttliche Dinge, das absolute Heil der Menschheit für alle Zeiten in ihren Lehrsätzen zu besitzen glaubte, so lange war ihr in diesem Glauben ein genügender Ersatz für jede Entbehrung und Verfolgung gegeben, und die Grausamkeiten der herrschenden Partei waren eher geeignet, den Eifer der verfolgten anzuregen, als ihn zu ersticken. Wenn auch Ueberzeugungen solcher Art noch in unseren Tagen in vielen Gemüthern im Kreise einer jeden Confession ihre volle Macht ausüben, so hat doch auch eine andere Ansicht zu viele Anhänger gewonnen, als daß nicht auch von ihrem Standpunkt aus die Lösung jenes weltgeschichtlichen Problems gesucht werden müßte. Eben dieser Ansicht hat wiederum Lessing — in seinem Fragment über die Erziehung des Menschengeschlechts — den würdigsten und edelsten Ausdruck gegeben. Sie legt den verschiedenen Religionen einen freilich hohen, aber doch nur relativen Werth in dem Plane der Weltregierung bei; sie betrachtet sie als Stufen und Vorbereitungen zu der höchsten menschlichen, gottgefälligen Ausbildung; sie findet in ihnen nur belebende Ausgangspunkte des Strebens nach Wahrheit und Vollendung, nicht aber dessen Erfüllung. Auch von dem Standpunkte dieser Ansicht aus kann der unterdrückten Partei als solcher ein erhabener, tröstender Beruf angewiesen werden. Denn die Geistesrichtung der herrschenden Mehrzahl möchte zu Zeiten leicht geneigt sein, sich selbstgenügsam dem höchsten Ziele der Menschheit unterzuschieben, in eitler Selbstvergötterung des Strebens und des Fortschritts zu vergessen. Die Vergessenen und Verschmähten finden in solchen Augenblicken berufene Vertreter in den Reihen der verfolgten und gehaßten Minderzahl; denn diese leidet am schmerzlichsten durch jenen Stillstand und jene Verirrung. Manche Einsicht, zu welcher zu gelangen dem Angehörigen der herrschenden Partei vielleicht eine gewisse Selbstüberwindung kostet, wird dem Unterdrückten schon durch sein Leiden nahe gelegt. Jedes individuelle Verdienst schwindet

freilich völlig von diesem, wie fast von jedem höhern Standpunkt aus. Aber der ist überhaupt ein Thor, der ein Verdienst in seiner Meinung sucht. Wer auf seine Meinung eitel ist, wer durch sie bei Anderen gelten will, der hat sicherlich nicht allein kein Verdienst, er hat auch keine Meinung. Denn, wer wahrhaft meint und denkt, der meint und denkt so ursprünglich und unwillkürlich, wie er lebt und athmet; er kann daher in dem Einen so wenig ein Verdienst suchen, wie in dem Andern. Aber statt der leeren Eitelkeit, zu der es uns jeden Vorwand raubt, gibt uns das Bewußtsein eines höheren Berufs Stärke und Ausdauer, und manches mahnende Wort, wenn es auch aus ungern gehörtem Munde kommt, kann schlummernde Kräfte wecken, in Trägheit versunkene in Gährung bringen, und kann auf solche Weise Werth, wenn auch ohne Verdienst erwerben. Diese hier nur anzudeutende Vorstellung einer höheren Bestimmung muß Denjenigen unter den wegen ihres Glaubens Unterdrückten Kraft und Haltung geben, denen der religiöse Fanatismus seine mächtige Stütze versagt. Dieses Bewußtsein muß uns theuer und heilig sein, uns, die wir es für eine Versündigung an der Menschheit halten, die Wahrheit als ein Erbgut eines Stammes oder einer Partei besitzen zu wollen, uns, die wir keine andere Wahrheit kennen, als die, welche das zu erringende Gut ist der Strebenden aller Zeiten und Völker, aller Himmelsstriche und Confessionen, von der Keinen die Geburt, von der nur die Lüge und die Heuchelei und die Geistesträgheit ausschließt, uns, die wir mit dieser Gesinnung an die Gemeinschaft unserer Glaubens- und Leidensbrüder mit den Banden der Ehre und Pflichttreue so unauflöslich gekettet sind, wie der Fanatismus nur je zu ketten vermocht hat; die wir so manchen Lockungen des Gewinns, der freudigen Wirksamkeit zu widerstehen haben, ohne daß uns ein Wahn ausschließenden Besitzes der Wahrheit, näheren Anspruchs auf ein anderes Leben dafür entschädigte. Wir müssen fest halten an dem Gedanken, daß wir, wenn auch ein schwaches Häuflein, doch an der uns angewiesenen Stelle muthig aushalten für die Sache der Humani-

tät; daß wir nicht im Interesse bestimmter Wahrheiten, sondern in dem der Wahrheit, d. h. des reinen Strebens nach ihr, einen fortwährenden Widerspruch erheben gegen die Fälschung der Wahrheit, gegen den Dienst der Lüge, die in dem Institut eines herrschenden Glaubens, in der Anknüpfung bürgerlicher Vortheile an ein Glaubensbekenntniß liegen! In diesem Sinne laben wir uns an dem Bilde des weisen Nathan; in diesem Sinne glauben wir, hat des Dichters Gerechtigkeit dem Unterdrückten eine weltgeschichtliche Vergeltung zuerkennen wollen, indem er ihm eine vertrautere Beziehung zu der Idee der Humanität anwies. Das ist der einzige, theuer erkaufte, bevorzugte Anspruch, den wir erheben zu dürfen glauben; wir freuen uns, ihn durch Lessing eingeräumt zu sehen.



Zum Lessing-Denkmal.

Ein Aufruf, namentlich an die Juden

von

Dr. Abraham Geiger.

(1862.)

Seinem eigenen Genius setzt ein Volk Denkmale, wenn es dessen edelsten Trägern, seinen großen Männern, solche errichtet; sie lehren es, was es vermag und was es soll, nicht blos was der Einzelne in der Vergangenheit geleistet hat. Schon in der ehrenden Anerkennung, die es dem großen Manne beweist, liegt die Bürgschaft dafür, daß es ein Verständniß für ihn hat, daß es selbst der treibenden Kraft nicht entbehrt, die den Gefeierten zum Geisteshelden erhoben hat. Ganz besonders liegt ein solcher Ausdruck des Selbstvertrauens und der ermuthigenden Anregung in dem Entschlusse, Gotthold Ephraim Lessing neben Schiller und Goethe ein Denkmal zu errichten. Von dem Andenken dieser beiden Lieblinge der Musen ist längst aller Erdenstaub abgeschüttelt; ihr ganzes Wirken steht vor uns in idealer Verklärung, ihre ganze geistige Arbeit, das was uns von ihnen geblieben und worin wir ihr Abbild sehen, ist emporgehoben über den täglichen Lebenskampf, ist ohne Berührung mit den sich immer wiederholenden und quälenden Aufgaben der Geschichte den Idealen zugewandt, die aus heiterer Höhe bald mild, wie die Sterne, bald wärmend und zeitigend, wie die glühende Sonne herniederleuchten. Selbst der Lebenskampf

Schillers ist nun, da er in die Ferne gerückt ist, idealisirt. In seiner jugendlichen Leidenszeit, der Flucht aus der Karlsschule, in seinem Proteste gegen die feststehenden Ordnungen, den Räubern, sehen wir den überwallenden Jugendmuth, den stürmischen Thatendrang, der sich dann in Harmonien auflöst. Wir begleiten ihn froh auf seiner Lebensbahn, denn wenn sie auch hie und da rauh gewesen, so ward sie durch zarte Freundschaft, durch huldigende Liebe geebnet. So wird aller Lebensschmerz in unserm Andenken an die großen beiden Dichter zu süßer Wehmuth. Der Zauber ihrer Anmuth fesselt uns, der ruhige geistige Genuß, den wir aus ihnen schöpfen, erquickt uns.

Anders Lessing! Sein Wirken und sein Andenken führt unmittelbar in's Leben ein, aus dem er nicht entführt, um es von der Höhe aus zu beleuchten, das er vielmehr innerlich vergeistigt, in dessen Kampf er muthig eingeht, zu gleichem Kampfe anspornend. Das deutsche Volk liebt wohl in ihm auch den Dichter, der die Menschennatur tief zu erfassen und ideal darzustellen wußte, aber vor Allem liebt es an ihm die Gesinnung, die den Dichter beseelte. In Lessing prägt sich die muthige Offenheit, der unbezwingbare Wahrheitsdrang mehr aus, als die künstlerische Anmuth; mit ihm wandeln wir weniger in den seligen Gärten der Hesperiden, wir durchziehen mit ihm die muthige Kampfesbahn. Das deutsche Volk ehrt in Lessing den Mann, der jedes Verdienst vor Verkennung „rettete", der die Hohlheit des eleganten Flitters entkleidete, der faden Nachäfferei den Krieg erklärte und zur Naturwahrheit zurückkehrte. Das deutsche Volk huldigt vor Allem seiner letzten größten That, mit der er auftrat zu gleicher Zeit gegen die aufgeblähte Bornirtheit, wie gegen den mattherzigen Selbstbetrug und die conventionelle Lüge; es huldigt dem kühnen Vertreter der Geistesfreiheit gegen ererbtes Vorurtheil, es huldigt dem Herausgeber der „Wolfenbüttler Fragmente," dem Helden, der für sie in die Geistesschlacht zog und im „Nathan" den edelsten Schlachtgesang, das hohe Siegeslied anstimmte und damit — aushauchte. Sein ganzes Leben ist ein mühseliges Ringen,

ein Zerarbeiten der riesigen Kraft an der erbärmlichen Gewöhnlichkeit der Verhältnisse. Sein Leib unterlag dabei; daß er trotzdem in seinem Streben die Unendlichkeit in sich getragen, dafür zeugt die Verehrung, die ihn dauernd umgiebt, dafür will sie zeugen.

Das deutsche Volk setzt seinem eigenen Genius ein Denkmal, indem es Lessing ein solches errichtet; es zeigt, daß es inne geworden, was es vermag und was es soll. Es sind Schwächlinge auch zu diesem Riesen mühsam hinaufgekrochen und haben ihn zu sich herabzerren wollen. Wie sie sich bemüht haben, ihn zu dem Ihrigen zu machen, aus ihm eine überwundene Christlichkeit herauszudeuten; wie sie um ein jedes Wort gemäkelt und jedes „Wenn“ und „Aber“ im dialektischen Kampfe auszubeuten versuchten! Die zaghaften Seelen konnten den freien Mann, der kühn einherschritt, nicht dulden, und zu weichlich, um mit dem traurigen Muthe eines Wolfgang Menzel ihn zu verdammen, mochten sie ihn salbungsvoll im Grabe bekehren. Wie der große Mann, wenn er noch lebte, diese „Rettung“ mit Entrüstung von sich abgewehrt hätte! Nun lächelt er selig hernieder; er hat sein Friedenswort im Nathan gesprochen. Das deutsche Volk ehrt nicht den „geretteten“, es ehrt den kämpfenden Lessing. Es zeigt, daß es dazu berufen ist, unverdrossen in die Schachten des Gedankens einzufahren, die Wahrheit herauszufördern; es will sich nicht daran genügen lassen, Erbe zu sein, es will das Gut selbst mehren. Lessings Kampf um geistige Freiheit war nicht inhaltlos. Ihm war der Geist nicht in rohem Materialismus untergegangen, die Freiheit nicht schrankenlose Willkür; aber auch den Materialismus, der die verdorrten Geistesgebilde, die entgeisteten Leichen zu verehren befiehlt, verwarf er, auch die Willkür, die der geistigen Entwickelung Stillstand gebietet, bekämpfte er. Lessing ein Denkmal errichten und nebenbei geistige Knechtschaft predigen und erhalten, Ausschließlichkeit lehren und üben, engherzig und dünkelhaft sich als „Knorren“ überheben; Lessing ein Denkmal errichten und dabei nach allen Seiten hin rücksichtsvoll, zaghaft

spähend ausweichen, sich durchwinden, klug sich von den Verhältnissen leiten lassen, ohne den muthigen Vorsatz, in ihre Gestaltung einzugreifen — das wäre eine Verspottung seiner selbst, mehr noch, als ein Hohn gegen Lessing. Freuen wir uns des tapfern Gedankens, in Lessing den Genius des deutschen Volkes zu feiern; er bürgt auch für die tapfere That.

Und wenn alle deutschen Männer zur Ausführung dieses Denkmals mit beizutragen berufen sind, so mögen auch vorzugsweise die Bekenner des Judenthums dieser Aufgabe eingedenk sein. Sie haben nicht blos gegen ihn eine Schuld der Dankbarkeit zu entrichten, und auch diese ist groß genug. Er ist der einzige große Dichter, der sie als Menschen und als Träger einer sittlichen Idee zu würdigen verstand. Ihm war nicht der Jude, zumal der damalige, zu „unschön", um ihn zu berühren, er hat nicht, wie Shakespeare ihr Weh empfunden und dennoch an ihrer Entwürdigung sich gelabt; er hat den tiefen, sittlichen Fond erkannt, der sie in aller Erniedrigung aufrecht zu erhalten vermochte, der den Menschen in ihnen nicht verkommen ließ trotz unmenschlicher Behandlung. Er hat die ganze Niedrigkeit der gegen sie gerichteten Selbstüberhebung, die ganze Hoheit ihrer Würde bei aller nothgedrungenen Schmiegsamkeit begriffen und dargestellt, die Schlechtigkeit, die frömmelnd gegen sie frevelt, gegeißelt und den Adel des göttlichen Ebenbildes, das sich in ihnen nicht verwischt, in seiner vollen Bedeutung gewürdigt. Er hat in einem Erstlingsversuche, wie in seinem reifsten Dichterwerke den Juden vorgeführt nicht in sentimentalem Jammer, sondern in edler Männlichkeit. Er hat auch im Leben, wie denn seine ganze Dichtung Abdruck seines Lebens war, den Juden Mendelssohn als seinen Freund an sich herangezogen, und dieser, wie mancher Andere sind an ihm frei und groß geworden. Er hat den Juden für ihre Bemühungen um geistige Befreiung die Bahn geebnet, und seine leuchtenden Gedanken haben ihnen den Weg der Entwickelung erhellt.

Doch nicht diese Schuld der Dankbarkeit allein ist es, die

sie gegen ihn abzutragen haben; auch die Pflicht der Selbsterhaltung muß sie zu dem Helden des Geistes hinziehen. Immer muß die Gemeinschaft, die nicht auf ihr numerisches Uebergewicht pochen kann, ihre Kraft in der Anspannung und der reichen Entfaltung des Geistes suchen; Lässigkeit, die dem Starken nachgesehen wird, ihm nicht unmittelbar schadet, rächt sich schnell an dem Schwachen. Das Judenthum als die kleinste Großkirche kann nur durch die innere Freiheit, durch die geistige Energie seiner Bekenner bestehen. Christenthum und Islam steht die äußere Macht zur Seite, sie bleiben noch lange weltbeherrschend, wenn auch die geistige Frische ihnen entschwindet; das Judenthum sinkt gänzlich, wenn es nicht vorangeht auf der Bahn der menschlichen Entwickelung. In Lessing hat es den muthigen Führer, der ihm zeigt, wie man nach Wahrheit ringen soll, unbestochen vom Flitter außerhalb, das Gewölk innerhalb zerstreuend. Im Beitrage zum Denkmale Lessing's bekunde sich die Verehrung für seine Gesinnung, das Streben, sie in uns zu wecken, unsere Hingebung an die Wahrheit, unser Muth für sie einzustehen, das Bewußtsein von unserm guten Rechte, und die Ausdauer, es zu vertreten. Er stehe da, unvergänglich für uns zeugend und zur Nachfolge anregend.

Ueber Toleranz.

Von

Prof. Dr. Steinthal.

Der große Prophet Elia, der wie Keiner für Gott geeifert hat, erhielt am Ende seiner Laufbahn die Offenbarung: die Wahrheit ist kein umstürzendes Erdbeben und kein versengendes Feuer; die Stimme der Wahrheit ist ein leises, belebendes Wehen.

Diese Offenbarung ist von der Geschichte reichlich bestätigt, und die Kulturvölker haben nach langen Jahrhunderten der Intoleranz die verwüstende Macht dieses Irrthums begriffen. Ich halte es also nicht für meine Aufgabe (die mir sehr traurig erscheinen müßte), die Toleranz erst noch zu predigen, die Jedem längst zu eigen geworden sein muß; ich erbitte mir vielmehr die Aufmerksamkeit für einen ruhigen, philosophischen Vortrag über ein Thema aus dem Gebiete der Ethik. Betrachten wir gemeinsam das Wesen der Toleranz zergliedern und den Zusammenhang derselben mit den Grundlagen der Sittlichkeit.

Das Wort Toleranz an sich schon schließt einen

Triumph der Sittlichkeit und einen Fortschritt der Menschheit in sich. Denn es bedeutete ursprünglich einen Schmerz ertragen, ein Uebel leiden; seit dem 16. Jahrhundert aber, dem Jahrhundert der religiösen Kämpfe, drang es in die Sprache des Rechts und bedeutete hier Duldung eines Uebelstandes, den man zu beseitigen in jedem Augenblicke die Macht hat, Duldung einer Sache, die rechtlos ist oder deren Recht man nicht anerkennt, und die man doch aus Rücksichten bestehen lassen will. Seit dem vorigen Jahrhundert aber versteht man bekanntlich unter Toleranz die Anerkennung des Rechts, das jeder Mensch hat, zu forschen ohne jede Hemmung und zu lehren, was er als Wahrheit gefunden hat, und offen zu bekennen, was er glaubt, ohne dadurch in seinen bürgerlichen Verhältnissen irgendwie beeinträchtigt zu werden. Freiheit des Denkens und Freiheit der Lehre durch Wort und Schrift und Freiheit des Bekenntnisses: dies ist es, was die Toleranz dem Bürger gewährleistet. Also nicht mehr ein willkürliches Dulden dessen, wozu das Recht fehlt, nicht mehr ein wohlmeinendes Belieben einer Sache, die man auch nicht belieben kann, wird heute mit Toleranz bezeichnet, sondern ein Recht, das jeder Mensch beansprucht und das ihm verbürgt ist.

In diesem Jahre ist in Wien ein Buch erschienen, das den Titel trägt: „Das Toleranz-Buch. Aufsätze und Aussprüche über die Freiheit der Meinungsäußerung aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.“ Es ist eine bloße Sammlung, zu der der Herausgeber weiter nichts hinzugefügt hat, als eine Vorrede und kurze Notizen

über die Schriftsteller und die Werke, aus denen er Auszüge gibt. Es sind vier französische und vier englische Schriftsteller, alle sehr berühmt. Die hier einschlägigen Aussprüche deutscher Männer sind in diese Sammlung nicht mit aufgenommen, weil (so muß ich vermuthen) der Herausgeber vorausgesetzt hat, jeder Deutsche müsse doch wohl wissen, was die großen Denker seines Volkes über die Freiheit der Meinungsäußerung gesagt haben, müsse z. B. wissen, daß nie und nirgends über Denk- und Glaubensfreiheit so vollkommen, so tief und schön gesprochen sei, als von Lessing und von Wilhelm von Humboldt; — der Herausgeber hat also gemeint (so muß ich vermuthen), es sei unnöthig, für die Deutschen zu sammeln, was ihre großen Geister dieses und des vorigen Jahrhunderts gelehrt haben — so muß ich vermuthen, obwohl man zweifeln könnte, ob jene Voraussetzung ganz zutreffend sei.

Die französischen Schriftsteller, deren Ansichten dort angeführt werden, sind Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Courier; die englischen: Junius, Macaulay, Buckle, Mill. Von diesen Franzosen lebten drei im vorigen Jahrhundert; nur einer, Courier, schrieb 1824. Von den genannten Engländern dagegen gehört umgekehrt nur einer, Junius, dem vorigen Jahrhundert an, er schrieb 1772, die drei andern schrieben sämmtlich erst seit 1849. Wenn auch die Sammlung keineswegs vollständig ist, so dürfen doch vielleicht diese Daten an sich schon als Zeugnisse für die Geschichte des französischen und des englischen Geistes verwerthet werden können. Was sie bezeugen,

überlasse ich der eigenen Combination eines Jeden, und bemerke nur noch, daß in Frankreich im vorigen Jahrhundert Montesquieu nur die politische Redefreiheit im Sinne hatte, dagegen Voltaire und Rousseau nur über religiöse Toleranz schrieben; in England aber kämpfte Junius im vorigen Jahrhundert für politische Toleranz, während Buckle und Mill in unsern Tagen vorzugsweise an religiöse Toleranz denken.

Der Herausgeber des Toleranz-Buches hat aber allen diesen Männern einen vorgesetzt, der, älter als sie alle, weder Franzose noch Engländer war — Spinoza. Er war Holländer und Holland muß als die Heimath der Denkfreiheit gelten. Er wohnte aber nur in diesem Lande und genoß die dortige Freiheit: er war Jude, was für das 17. Jahrhundert mehr bedeuten will als für heute, wo es gelegentlich recht wenig bedeutet. Spinoza kannte die jüdische Literatur sehr gründlich und war in den Gedanken der jüdischen Philosophen herangewachsen, noch ehe er die Philosophie seiner Zeit kennen lernte. So darf der Name Spinoza den Juden wohl mit gerechtem Stolz, muß ihn dann aber auch mit Kummer erfüllen — mit tiefem Kummer: denn die damalige jüdische Gemeinde von Amsterdam hatte vom Propheten Elia und aus der Geschichte Duldsamkeit gegen Andersdenkende noch nicht gelernt. Hoffen wir, daß nie wieder eine jüdische oder irgend welche religiöse Gemeinde die eben so thörichte wie verbrecherische Anmaßung haben werde, im Namen des allsegnenden Gottes den Fluch auf eines ihrer Mitglieder zu legen.

I.

Wir betrachten nun zuerst das Verhältniß der Toleranz zur Idee des Rechts. Ich habe schon gesagt, daß die Toleranz, wie sie heute verstanden wird, die Denk- und Redefreiheit ist, die in politischen wie in religiösen Fragen jeder Bürger als sein unverkürzbares Recht fordert. Wir zählen sie zu den Rechten, die dem Menschen angeboren und unveräußerlich heißen. Auf die Frage, ob es in Wahrheit solche angeborene Rechte gebe, brauchen wir nicht einzugehen: denn die Verschiedenheit der Ansichten in diesem Punkte betrifft nur die Form der spekulativen Begründung dieser Rechte; in der Anerkennung der Sache selbst sind alle Denker einig.

Nun taucht aber die Frage auf, ob das Gesetz der Toleranz ausnahmslos und unbeschränkt gelte. Darauf antworte ich ohne Umschweife mit Ja: es ist, wie jede ethische Idee, unbeschränkt; aber ich muß hinzufügen: die Toleranz findet auch, wie jede ethische Idee, durch die andern ethischen Ideen ihre nähere Bestimmung und Begrenzung; ja, auch in sich selbst trägt jede Idee ihre Beschränkungen, indem sie gewährt und versagt zugleich und in einem; und endlich findet die Idee, welche an sich immer den Charakter des Unendlichen trägt, sobald sie in die wirklichen Verhältnisse eintreten soll, gar leicht einen Abzug und eine Schranke, ohne welche sie nicht wirklich werden könnte. Weil alles dies aus der Natur der Idee selbst folgt, so kann ich darin nur nähere Bestimmungen der Idee sehen, die wir näher betrachten müssen, damit wir weder der Despotie einer einseitigen

Idee verfallen, noch auch andererseits der berechtigten Herrschaft dieser Idee ein Gebiet entziehen, das dann der Willkür anheimfiele.

Obenan muß stehen: das Gesetz der Toleranz erstreckt sich nur auf die Theorie, auf Denken und Reden. Es gibt dem Einzelnen z. B. die Erlaubniß, über jedes Gesetz des Staates frei zu urtheilen; es erlaubt ihm aber nicht, irgend ein giltiges Gesetz, welches er nicht billigt, darum auch zu übertreten: denn das hieße Aufhebung des Staates, Zerstörung jedes geordneten, menschlichen Zusammenlebens. Dabei ist auch zu beachten, daß der Mensch so denkt, wie er kann, aber so handelt, wie er will. Nun kann der Gesetzgeber dem Denken kein Können gebieten, aber recht wohl dem Handeln das Wollen vorschreiben. Er kann uns also nicht sagen: so sollt ihr denken; aber er kann gebieten: das sollt ihr thun. So müssen wir unsere Handlungen eben so unbedingt nach den Gesetzen des Staates einrichten, als unser Gedanke von uns abhängt; wenn man von dem Bürger forderte, daß er bestimmte Gedanken für wahr oder richtig halte, so forderte man in vielen Fällen das Unmögliche oder — Heuchelei.

Hier stoßen wir auf den Grund, warum das Recht der Denkfreiheit angeboren heißt. Darum heißt es so, weil, wer es aufheben wollte, damit zugleich die Persönlichkeit selbst vernichten, also die Grundlage alles Rechts und alles menschlichen Verkehrs zerstören würde. Das Denken ist die Persönlichkeit, das Selbst im Menschen; über unsere Handlungen können wir verfügen.

Dazu kommt Folgendes: mit seinem Denken bleibt jeder in sich — das muß und darf ungehemmt sein; mit seinen Handlungen greift er in das Zusammenleben ein — hier muß er sich in das Ganze fügen, dem bestehenden Gesetz unterwerfen.

Je mehr also der Staat die Denkfreiheit seiner Bürger zu sichern hat, um so fester darf er auf der Forderung bestehen, daß seine Gesetze beobachtet werden: das ist nicht Beschränkung, sondern Bestimmung des Gesetzes der Toleranz.

So ist nun auch dies keine Ausnahme und keine Einschränkung, wenn gefordert wird, du sollest was du denkst und glaubst nur so aussprechen, daß dein Nächster davon nicht verletzt werde. Du darfst allerdings (das ist dir durch das Gesetz der Toleranz zugestanden) nicht blos aussprechen, was dir wahr oder oder richtig scheint, sondern darfst auch sagen, daß du etwas nicht glaubst, und warum du es nicht glauben kannst, obwohl dein Nächster es glaubt. Nur darf dabei die Achtung nicht fehlen, die du dem Nächsten schuldest, und der würdige Ton, den der Gegenstand erheischt. Das ist keine Beschränkung; sondern es ist selbstverstanden, daß das Gesetz der Toleranz, welche dir das Recht verbürgt, frei zu reden, dir auch die Pflicht auferlegt, das Recht deines Nächsten zu schonen.

Ist nun klar, daß das Gesetz der Toleranz, wie es auf der Achtung der Persönlichkeit beruht, so auch aus demselben Grunde seine näheren Bestimmungen erhalte: so muß man auch offen anerkennen, daß es die

Intoleranz schlechthin verbietet, daß es also demjenigen das Wort verwehrt, der nicht nur immer die Toleranz bekämpft hat, sondern der auch erklärt, er werde immer die Intoleranz predigen, und daß er keine Achtung vor der Persönlichkeit habe.

Wir werden aber hier noch an einen anderen Punkt erinnert. Das Wort ist nicht immer blos theoretisch, sondern oft genug eine That; dies bedarf keiner Ausführung. Aber auch der Gedanke und das rein Innere, wie Achtung und Verachtung, Liebe und Haß, sind ebenfalls praktisch; sie werden sich nicht nur unfehlbar praktisch erweisen, sondern sie sind es an sich. So kann denn auch das Denken und Sprechen nicht ausnahmslos sich der Gunst der Toleranz erfreuen, sondern nur so lange und insofern sie theoretisch bleiben, oder, wenn sie praktische Bedeutung erlangen, insoweit als diese Praxis vom Gesetz gestattet ist.

An diesem Punkte aber geht die Frage aus der rein begrifflichen Darlegung über in die verwickelten Verhältnisse der Praxis, und ich spreche als Philosoph, nicht als Politiker und Jurist. Der Rath aber, welchen der Ethiker dem Manne der Praxis ertheilen kann, muß nothwendig ziemlich allgemein und unbestimmt bleiben.

Es handelt sich um die Nothwehr: wo die Toleranz oder ihre Grundlagen in den Gemüthern der Menschen angegriffen werden, da mag es als Gebot der Toleranz gelten, intolerant zu sein.

Bekanntlich aber ist die Erlaubniß der Nothwehr eine immer sehr bedingte; so kann eine Berufung auf sie nur anerkannt werden, wenn ihr Dasein klar begründet ist, und die mögliche Vorsicht in Anwendung gebracht war, daß man nicht weiter gegangen ist, als zur Abwehr nothwendig war. Nothwehr, und gar Nothwehr eines Staates, ist und bleibt doch immer das Eingeständniß menschlicher Schwäche; und warum sollten, wie dürften wir uns früher als schwach bekennen, bevor wir wirklich mit unserer Weisheit und Kraft zu Ende sind?

Ich sagte soeben, ich spreche hier nicht als Politiker, sondern als Philosoph. Ich muß noch hinzufügen, daß auch der Gesichtspunkt, von dem aus ich die Toleranz hier betrachten will, gar nicht der Staat ist, sondern der Einzelne. Die Aeußerungen über Toleranz, die mir bisher bekannt geworden sind, wenden sich sämmtlich an den Staatsmann und Gesetzgeber, und betrachten dieselbe als Gesetz politischer Gerechtigkeit und Weisheit. Es ist hier meine Absicht, die Toleranz darzustellen als persönliche Tugend.

Der hier angedeutete Unterschied ist wichtig, so wichtig, daß es mir nicht ungeeignet scheint, ihn auch im Namen festzuhalten. Das Gesetz der Denk- und Redefreiheit, welches der Staat verwirklicht, mag wie üblich Toleranz heißen; die Tugend des einzelnen Subjekts, jeden Mitbürger in seinem Glauben und Reden gewähren zu lassen, ohne daran Anstoß zu nehmen, ohne ihn dafür zu tadeln, zu hassen oder zu verspotten, ja auch es sich

ruhig gefallen zu lassen, daß der Andre unsere Ansichten und unsern Glauben prüfe, beurtheile, widerlegen wolle — diese subjektive Tugend der Person, sage ich, möge Duldsamkeit heißen.

Was ich nun mit der Aufstellung dieses Unterschiedes von objektiver, staatlicher Toleranz und subjektiver persönlicher Duldsamkeit meine, ist dies. Was ist das Recht? was ist das Gesetz? ist es ein Machtspruch von oben? Gewiß, es ist auch dies: denn der Begriff des Staates ist nicht zu denken ohne die Macht, welche er über seine Bürger hat. Wenn aber der Staat nicht blos eine Maschine sein soll, wo der Untergebene gedankenlos ausführt, was der Mächtige aufgibt, wenn der Staat vielmehr ein durchgeistetes Gemeinwesen darstellen soll, in welchem die Tugend des Bürgers zum Gedeihen geführt wird: so muß jedes Recht, das der Staat gewährt, in der Gesinnung jedes Bürgers seine Bestätigung finden. Dein Eigenthum z. B. ist dein Recht, das dir, indem es der Staat verbürgt, zugleich jeder deiner Mitbürger durch seine rechtliche Gesinnung bestätigt und zuerkennt. Erst hierdurch ist der Staat mehr als eine bloße Zwangs-Anstalt, ist er eine sittlich geistige Institution. So ist es denn auch nicht genug, daß der Staat in seiner Machtfülle Denkfreiheit gewährt; sondern diese Toleranz muß ihre Ergänzung und Belebung in der Duldsamkeit der Bürger finden. Duldsamkeit also verhält sich zur Toleranz, wie Rechtlichkeit zum Recht.

Die Duldsamkeit ist aber nur die Hälfte dessen

was auf Seiten des Bürgers der Toleranz des Staates entspricht: sie fordert noch eine andere Tugend der Person, nämlich Forschungstrieb und jenen Wahrheitssinn der ohne Scheu und Aengstlichkeit sucht und dann, was er gefunden, den Mitmenschen predigt. Diese beiden Tugenden stellen nur die beiden Seiten derselben Sache dar. Das Toleranzgesetz gibt jedem das Recht, alles was ich für Wahrheit halte, alles was mir heilig ist, anzugreifen, ja auch meine ganze Lebensweise, all mein Thun und Lassen zu beurtheilen und vielleicht zu verurtheilen: und dem gegenüber fordert die Tugend der Duldsamkeit, daß ich mir das gefallen lasse. Sie fordert dies aber nur darum, weil dasselbe Toleranzgesetz jedem Bürger auch die Pflicht auferlegt, zu forschen und zu lehren, den Irrthum zu bekämpfen und das Wahre, das an Stelle des Falschen zu setzen ist, der Menschheit nicht vorzuenthalten. Duldsamkeit und Wahrheitseifer, wie sie nur die beiden Seiten derselben Sache sind, so beschränken sie einander auch und haben nur in ihrer gegenseitigen Beschränkung ihre Wahrheit; sonst wird der Wahrheitstrieb zu Fanatismus, die Duldsamkeit zu sträflicher Gleichgiltigkeit.

Durch diese Betrachtung gewinnt auch das Toleranzgesetz erst seinen vollen Gehalt und seine positive Bestimmung. Es fordert nicht, daß der Staat sich um das Forschen und Glauben, um Wissenschaft und Religion seiner Bürger nicht kümmern solle; sondern, weil er sich darum wohl und gar sehr zu kümmern hat, so muß er dem Wahrheitstriebe und der Duldsam-

keit der Bürger freie Bahn schaffen, muß Freiheit des Denkens und der Lehre als das Recht des Bürgers gewähren.

Und auch von dem Einzelnen will die Duldsamkeit nicht, daß er sage: was geht mich der Andere an? Mag er denken — und irren, wie er will; mag er auch von mir denken, was er mag; was geht's mich an? O nein! es geht dich gar sehr an. Nach der einen Seite hast du dem Mitbürger das ihm durch das Toleranz-Gesetz gewährte Recht durch deine innere That der Anerkennung dieses Rechts zu bestätigen. Andrerseits ist aber auch der Eifer für die Wahrheit dein eigenstes persönliches Recht, das du zu üben verpflichtet bist. Und eine noch innigere Beziehung tritt hinzu. Das Bild, das sich der Andere von dir macht, und das Urtheil, das er über dich fällt, berührt dein Recht, es ist dein Bild. Du darfst es nicht gleichgültig mit ansehen, daß sich der Andere ein falsches Bild von dir mache oder das Bild unrichtig schätze; kurz, du darfst es nicht ohne Widerspruch geschehen lassen, daß, was dir als Wahrheit erscheint, ihm für Unwahrheit gelte. — Beide Seiten müssen nun zusammenwirken und einander beschränken. Du hast die Denkfreiheit des Andern auch über dich zu dulden, d. h. zu achten, und du hast keinen Anspruch an sein Denken zu stellen; aber du darfst dich ihm darstellen. Indem du dem Andern die Wahrheit bietest, d. h. das bietest, was du für Wahrheit hältst, mußt du dulden, daß er sie zurückweise.

Fragen wir nun, was haben wir gegen den Into-

leranten zu thun — wir, als Einzelne, nicht der Staatsmann, wir, als Menschen und Bürger, nicht als Mitglieder einer Behörde? so ist die Antwort: wir haben nichts anderes zu thun als den Intoleranten, er mag staatlich mit Macht und Recht bekleidet sein oder nicht, fort und fort zu belehren, ihm immer wieder zu zeigen, daß er irrt und mit seiner Intoleranz Unrecht begeht, daß er sogar seiner Sache, wenn oder insofern sie die wahre ist, Schaden thut: denn der besten Sache wird durch Unrecht nur geschadet.

Hier werden wir aber daran erinnert, daß der Geist eines Volkes sich nicht nur an den beiden Endpunkten, in den Regierungs-Kreisen und in den Kreisen privater Einzelner bethätigt, sondern auch noch in einem mittleren, alle andern beherrschenden Kreise, nämlich dem der öffentlichen Meinung, dargestellt durch die Kämpfe in der Presse und in den öffentlichen Versammlungen. Hier findet die Toleranz ihre stärkste Verwirklichung und darum findet sie ihre Bezeichnung vorzugsweise als Freiheit der Pressen und der Versammlungen.

Es ist eine selbstverständliche Bestimmung der Toleranz, daß niemand mit seinem Wahrheitseifer dem andern lästig, daß niemand mit seinen Predigten zudringlich werden dürfe; und es ist wahrlich nicht wünschenswerth, daß alle Wohnungen von religiösen und politischen Disputationen widerhallen. Das gesellige Gespräch soll dem Gedankenaustausch harmonischer Seelen geweiht bleiben. Dagegen sind Presse und Versammlungen der Ort, wo

sich in Rede und Gegenrede die öffentliche Meinung herausstelle.

Endlich, um die Rechtsfrage der Toleranz abzuschließen, noch der letzte Punkt. — Niemand zweifelt, daß man bei aller Wahrhaftigkeit und allem Wahrheitseifer nicht alles überall zur Sprache bringen dürfe. Wenn man mich z. B. fragt, ob es unbedingt zu gestatten sei, wenn jemand lehren will, daß die Erde still stehe, und die Sonne und alle Sterne um die Erde kreisen, und ob einem solchem Manne ein Predigt-Amt einzuräumen sei: so antworte ich, warum sollte das nicht zu gestatten sein, wenn sich eine Gemeinde findet, die seine Predigt hören mag? Aber den Eingang in die Schulen würde ich diesem Prediger versperren. Das ist nicht Intoleranz: denn jeder wird es als richtig anerkennen, daß man sagt: seid behutsam mit eurem Worte vor Kindern. In das wachsweiche Gemüth der Kinder darf weder der Gedanke getragen werden, als wäre unsere Astronomie blos schwankende Modevorstellung, noch auch eine Lehre, welche nur geeignet wäre, die Vorstellung des Kindes von der Würde des Menschen zu schwächen. Doch von Kindern will ich nicht reden, um jeden Schein zu meiden, als glaubte ich, es seien auch Klassen der Bevölkerung als Unmündige zu behandeln. Darauf jedoch muß ich und wollte ich hier hinweisen: auch die Presse und die Versammlungen haben naturgemäß ihre Verschiedenheiten und, so zu sagen, ihre Provinzen. Es giebt eine Presse für verschiedene Fächer und es giebt eine Presse für den Mann von Fach und

eine andere für den Laien in diesem Fache; und ebenso Versammlungen von Fachgenossen, und solche von Bürgern überhaupt. Wer nur einigermaßen ein Gefühl für das Sachgemäße und Wohlanständige hat, wird, nicht trotz, sondern wegen der Wahrhaftigkeit, nicht nur anders, sondern auch Andres in der einen oder in der andern Druckschrift, in der einen oder in der anderen Versammlung sagen. Das Mitglied der Akademie wird in deren Sitzungen Anderes zur Sprache bringen, als vor Schülern, und wird vor diesen offenbar wiederum anders sprechen, als vor gebildeten Laien: das versteht sich. So ist es denn auch, wie mir scheint, ein unverzeihlicher Fehler, wenn Jemand, und wenn er auch mit Recht von sich behaupten darf, er sei ausgerüstet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts, vor einer Versammlung von Laien oder in einem dem Laien bestimmten Gebiete der Presse politische und soziale Fragen verhandelt, über welche vor allen Dingen die Männer von Fach einstimmig sein müßten. Wahrhaftigkeit muß so lange die eigene Ansicht für zweifelhaft halten, als dieselbe nicht von den berufenen Richtern als richtig anerkannt ist, und so lange darf sie nicht vor den Laien gebracht werden, zumal nicht vor solche Laien, welche nicht gewöhnt sind, Fragen in der Schwebe zu lassen.

II.

Das Recht ist nicht die einzige Säule des sittlichen Weltbaues. Neben dem Recht steht das Wohlwollen,

nicht minder fest, nicht minder bedeutsam für den Bau der Sittlichkeit.

Dieselbe Duldsamkeit und Wahrheitsliebe, welche das Recht gebietet, fordert das Wohlwollen noch dringlicher; und je wichtiger der Gegenstand der Rechtsforderung, um so weniger kann sich das Wohlwollen diesem entziehen. Jedes andere Recht kann ich mit Gleichgültigkeit zugestehen, jede andere Pflicht mit Kälte erfüllen: das Gesetz der Toleranz, weil es sich auf das innerste, eigenste Selbst des Menschen, sein Denken schlechthin bezieht, verbindet sich unmittelbar mit Wohlwollen; und umgekehrt erfüllt das Wohlwollen, das sich in der Duldsamkeit und im Eifer für die Wahrheit beweist, nur ein Recht des Andern, und zeigt eben darin seine höchste Bethätigung.

Gerade dieses Zusammentreffen aber der Toleranz mit dem höchsten Wohlwollen hat ihr mehr geschadet, hat ihr mehr Abbruch gethan, als die Unlust, sich tadeln zu hören, sich verkleinern zu lassen, und auch mehr als die Furcht, die Wahrheit und die Sittlichkeit müsse unter der Denk- und Rede-Freiheit nothwendig zu Grunde gehen. Wohlwollen, welches nicht sehen mochte, wie Völker in der Irre umherschweifen, war es, welches dazu trieb, diese Völker durch das Schwert zu bekehren. Wohlwollen, welches alle Welt mit der Wahrheit beglückt sehen wollte, konnte nicht dulden, daß der Einzelne anders lehrte als vorgeschrieben war, und hat ihm und seinen Anhängern den Scheiterhaufen angezündet — Wohlwollen, sage ich, Liebe war es, freilich — Affen-

liebe. Es war Eifer für die Wahrheit, aber jener irrende, welcher Gott im Sturm, im Erdbeben, im Feuer zu sehen glaubt, wo er nicht ist, jener einseitige Eifer ohne das sanfte, belebende Wesen der wohlwollenden Duldsamkeit.

Liebesbeweise können lästig werden; echtes Wohlwollen kann es niemals. Wohlwollen kann nie einen Druck auf den Andern üben, am allerwenigsten auf dasjenige im Andern, was ihm das Theuerste ist, auf seine Ueberzeugung. Und Rechtsgefühl muß vor der Anmaßung schützen, der Vormund des Andern sein zu wollen, d. h. dessen Persönlichkeit nicht anzuerkennen. Hätten jene Großinquisitoren bedauernswerthen Andenkens neben der Gluth ihrer Frömmigkeit auch noch einen Funken echten Wohlwollens und einen Funken Rechtsgefühls gehabt, ihre Frömmigkeit wäre nicht zum versengenden Wüstenwind geworden. Und wenn Jemand, um zur Annahme seiner Ansicht zu mahnen, mit dem dröhnenden Tritt der Massen droht, so fürchte ich, daß auch in ihm eine fanatische Gluth lodert, aber nicht die durch Duldsamkeit gemäßigte Wärme des Wahrheitstriebes ihren heilsamen Herd hat. Jeder, auf welcher Seite er auch stehe, beherzige die Worte Lessings, des Meisters aller derer, welche duldsam sind, die er durch den Mund des Klosterbruders ausspricht:

Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar

So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Nun spricht vielleicht Mancher so: Ich habe nicht das mindeste dagegen, daß jeder glaube, was ihm als wahr erscheint: ich werde ihn darum nicht tadeln, noch auch ihm irgend welchen Zwang anthun. Wer aber nicht glaubt, wie ich, den kann ich doch nicht als meinen Glaubensgenossen anerkennen, der gehört einem andern Bekenntniß an. Nicht ich jage ihn aus der Gemeinschaft mit mir; nein, er hat sich von mir getrennt. — Nun, antworte ich hierauf, hat er dies gethan, hat er selbst erklärt, er bekenne sich zu einem andern Glauben, so hast du darin recht, daß er sich von dir geschieden hat. Aber beachte wohl: so lange er solche Erklärung nicht ausdrücklich gegeben hat, so lange er im Gegentheil behauptet, dein Glaubensgenosse zu sein: so lange ist er es auch in aller Wirklichkeit, und so lange bist du verpflichtet, ihn als solchen anzuerkennen. Willst du ihm das Recht bestreiten, unsern Glauben so zu verstehen wie er kann? Kannst du dir anmaßen, du verstehest deine Glaubenslehre richtig, er aber nicht? Und wer dürfte sich anmaßen, so zu reden? Duldsamkeit und Wahrheits-Eifer fordern, daß du ihn sprechen lassest, ihn hörest und das, was er sagt, überlegest.

Und wenn Jemand erklärte, er habe gar keine Religion? Sage nicht, es könne zwar Jeder nach seiner Façon selig werden; aber in irgend einer Façon müsse es doch geschehen — sage das nicht! Sieh nur zu, ob er sittlich ist. Zeige ihm, hauptsächlich stillschweigend, durch

die That, daß du, sowohl religiös, als frei und sittlich seiest; und gieb ihm zu verstehen, daß der Unterschied zwischen dir und ihm nur darin liege, daß er, wie du zu glauben geneigt seiest, aus Freiheit die religiösen Gebote unbeachtet lasse, du aber aus derselben Freiheit diese Gebote haltest.

III.

Es giebt noch ein dritte ethische Idee: die fortschreitende Vervollkommung des Menschen, die Entwicklung der Wahrheit und der Sitte im Einzelnen und in der Gesammtheit.

Ob wir von Staat und Gesellschaft oder von Wissenschaft und Religion reden: immer steht fest, daß Toleranz die Grundbedingung ihres Gedeihens ist.

Es ist eine kurze Ueberlegung, die ich dir zumuthe — kurz und entscheidend. Ist es wahr, daß der Mensch ein endliches, beschränktes Wesen ist? Das leugnet niemand. Das Unendliche ahnen wir, aber fassen wir nicht. Aber auch abgesehen von der absoluten und ganzen Wahrheit, selbst die relative Wahrheit, welche dem Menschen im Allgemeinen zugänglich ist, erfaßt niemand vollständig; es sind immer nur Seiten, es sind Stücke der Wahrheit, die dem Einzelnen zugänglich sind. Folglich darf auch keiner von uns sagen: ich bin in der Wahrheit, du nicht. Wie kannst du dich also beklagen, wenn Jemand anders denkt, als du? Das kann und soll dich auch nicht entmuthigen: sei und bleibe du nur immer überzeugt, was du glaubst, sei wahr, d. h. habe Theil

an der Wahrheit; der Andere aber, der anders denkt, darf nicht minder überzeugt sein, daß auch er die Wahrheit berühre. Wendet sie dir die eine Seite zu, so dem Anderen eine andere.

Es scheint mir auch nicht falsch, zu sagen, daß in jedem Glauben und in jeder Philosophie eine Mischung von Wahrem und Unwahrem sei. Die vollere Einsicht aber scheint mir in der Erkenntniß zu liegen, daß gerade der Kampf der Meinungen die höchste Wahrheit sei. Jede Unduldsamkeit aber und jeder Fanatismus, auf welcher Seite sie sich auch zeigen mögen, immer stören sie den Wettkampf der Geister, in welchem allein unter den Beschränkungen des menschlichen Wesens die Wahrheit ihr Leben bethätigt. Wer solchen Streit gewaltsam unterdrückt, schafft die Stille des Grabes.

Das lehrt ein großer, weiter Blick in die Geschichte. Leben und Blüthe in Wissen und Glauben zeigen uns nur solche Zeiten, in denen sich die Meinungen an einander reiben; wo dagegen alles in gleicher Weise auf einen Codex schwur, oder wo eine Partei die andre zu solchem Schwure zwang: das waren Zeiten der Erstarrung. Aber ich kann dir die Sache auch näher führen durch einen Blick, den du in dich selbst werfen magst. — Wir haben Gedanken in uns, die stark und lebendig sind, und Gedanken, die schwach und schlaff in uns liegen. Die erstern sind immer wach, immer gegenwärtig: sie regeln unser Denken, sie bestimmen unser Thun und Lassen; — die andern schlafen in uns,

werden gelegentlich auch geweckt; aber, ich möchte sagen, sie gähnen blos, sie wirken nicht in uns: sie machen uns nichts klar, sie regen keinen Vorsatz in uns an. Wir behandeln sie als Gäste in unserm Bewußtsein; und wenn es hohe, religiöse und sittliche Gedanken sind, so sind sie ein sehr vornehmer Besuch, den wir höchlichst ehren; aber solcher Besuch ist vorübergehend; und ist er fort, so — nun, so ist er fort, und es ist, als wäre er nicht gewesen. Solch ein Besuch matter Gedanken kann sogar oft kommen, und dann ist es um so schlimmer: dann wird schließlich der vornehmste Besuch mit Nachlässigkeit behandelt.

So weckt auch unter den politischen Parteien die eine durch ihre Agitation die andere zu erneuter, vertiefter Prüfung ihrer Prinzipien und zu größerer Regsamkeit; und obwohl Agitation mehr als Wort ist, obwohl sie ein Wort ist, das man als That ansehen kann: so verlangt sie dennoch wegen der Anregung, die sie im Gegner wirkt, volle Duldung. Ja, selbst wenn eine Partei aus Ungeschick oder Uebelwollen nicht immer die geeigneten Wege in ihrer Agitation betritt, so würden wir wahrscheinlich oft sehr wohl thun, wenn wir ihr Duldung gewährten, obwohl sie solche nicht verdienen mag, würden besser thun, wenn wir selbst der Intoleranz mit der Toleranz begegnen, als wenn wir uns sogleich in einem Zustand der Nothwehr denken.

Es ist nicht gerade nöthig, daß der Gegner uns wecke; es ist nicht ausschließlich der Kampf, der uns wach halten kann. Er bringt sogar eine Gefahr mit

sich. Nämlich wie Eltern ein krankes Kind, das all ihre Sorgfalt erfordert, besonders lieb haben, so wird auch der Gegenstand, um den gekämpft wird, gar leicht überschätzt. Es giebt noch ein anderes, ein ruhigeres Mittel, uns vor Schläfrigkeit und Mattigkeit zu schützen, d. i. das Studium der Geschichte. Warum gerade die Geschichte? woher hat ihr Studium eine so belebende Kraft? Nun eben daher, weil sie das Studium der geistigen Kämpfe ist. Es giebt keine Wahrheit, die nicht im Kampf errungen wäre. Darum schafft Kenntniß der Geschichte zugleich Duldsamkeit und Erweckung und rechtes Maaß.

So laßt uns beherzigen: wir sind nicht in der Wahrheit, wenn wir wie der Sturm losfahren; Wahrheit finden wir in der Menschen Innerstem und in der Geschichte, wo man die leise Stimme des göttlichen Wehens vernimmt.

Zu Lessings Andenken.

Von

Prof. Dr. Heinrich Wuttke.

Von allen Schriftstellern Deutschlands sind nur diejenigen dem Herzen des Volkes theuer geblieben, die mit ihren Werken seinen Fortschritt befördert haben. In je größerer Vollkommenheit sie dies Ziel einhielten, desto werther wurden sie ihm. Glänzende Geister haben zum Schmucke des Lebens Unterhaltendes in Menge geschaffen; aber der bloße Genuß des Wohlgefälligen übte keinen langen Reiz. Nur was, harmonisch mit der großen Entwickelung, der aus Gedrücktheit aufsteigenden Bewegung sich anschloß und den vorwärtsstrebenden Kräften neue Schwingen verlieh: nur das allein strahlte fortdauernd Licht und Leben aus. Als gewaltiger Streiter für eine hellere Zukunft ist Lessing, der mächtige Erheber der kritischen Richtung, wirksam unter uns geblieben.

Lessing's Thätigkeit war zu seiner Zeit heilbringend für unser Deutschland; denn dieses starke, weltmächtige Volk der Deutschen, das einst so hohe Thaten verrichtet, das noch am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts reich an jeder Tüchtigkeit als Europas erstes dastand, war schmählich herabgebracht worden durch das Ueberwuchern des Kircheneifers und der eigennützigen Staatsgewalt. Ueber Glaubensfragen war unser Vaterland zerrüttet worden, und je höher die Fürstenherrschaft im

Innern gestiegen war, desto schwächer wurde es vor dem Ausland. Alle Macht und alle Selbstständigkeit war dahin! Hand in Hand unterdrückten Gottesgelehrte und Fürstendiener jedwede Regung freieren Sinnes und schrieben mit ihren fertigen Systemen der Denkart feste Gesetze vor. Außerhalb vorgezeichneter Bahnen gab es fast keine Bewegung; verhärtet, wie die Staatszustände, waren die Gedankenkreise. Was Columbus und Copernikus, was Newton und Bacon für die Aufhellung des menschlichen Horizontes geleistet, kam nur wenig der deutschen Entwickelung zu statten.

Ein Umschwung mußte erst das Gedankenleben erfaßt haben, bevor es möglich war, die Umbildung der öffentlichen Einrichtungen zu versuchen. Das Nächste zur Besserung war also ein Durchbruch durch die Vorurtheile und Einbildungen, die als maßgebende Wahrheiten die Geister umfingen und irre leiteten! Diese kühne That vollbracht zu haben, ist Lessing's unsterbliches Verdienst.

Die geistige Befreiung, welche Lessing einleitete, mußte offenbar ihren Ausgang von dem schöngeistigen Schriftthume nehmen. Bei einem Volke, dessen Bildungsstufe noch eine niedrige ist, übt ja nur das angenehm Unterhaltende Reiz genug aus, um seine Macht in weite Kreise zu tragen. Wie sollte auch von irgend einem Zweige der Gelehrsamkeit ein entscheidender Einfluß kommen, so lange noch die gelehrte Arbeit nicht nur an sich eine mangelhafte war, sondern auch aller Geschmack in der Behandlung der wissenswerthen Gegenstände fehlte? Woher anders sollte aber ein geschmackvollerer Vortrag gewonnen werden, wenn nicht aus der Belebung des Kunstgefühls? Und um das Kunstgefühl zu heben, gab es wahrlich keine mächtigeren Eindrücke, als die, welche ausgehen von der Dichtung. Ein Schöngeist bedeutete damals herzlich wenig, noch weniger als heute, obschon die Fürsten sich Hofdichter hielten. Die Meinung herrschte: es zieme ernsthaften Männern nicht, Verse oder Komödien zu machen, ihnen lägen wichtigere Geschäfte ob, dergleichen Spielwerke seien allenfalls nicht unnütze Vorübungen

für die Jugend. Kaum ist ein Jahrhundert verlaufen, seit Lessing mitten in seinem vollen Streben (1768) bemerkte, „daß das Meiste, was wir in der deutschen Literatur hätten, Versuche junger Leute seien.“ Der dichterischen Thätigkeit zum gebührenden Ansehen zu verhelfen, indem sie dadurch zu einer wohlbegründeten Stellung gelangte, daß sie einen wissenschaftlichen Hintergrund erhielt, war eine Aufgabe der Zeit, die Lessing löste. Er löste sie, als er, namentlich im Laokoon (1766) und in seiner Dramaturgie (1767 und 68) mit der Beschaffenheit und den Grenzen der Kunst, sowie mit denjenigen Eigenschaften des Menschen, in denen ihre erhabene Berechtigung liegt, sich so nachdrucksvoll beschäftigte.

Nicht ohne Verwunderung hat man nachmals wahrgenommen, wie, während bei den Hellenen dem üppigen dichterischen Schaffen die Entwicklung der Kunsterkenntniß nachfolgte, unter uns Deutschen, in umgekehrtem Gange, die kritisch-ästhetische Erörterung dem klassischen Zeitalter voranschritt. Diese Erscheinung ist indeß keine seltsame, sondern eine folgerechte. Denn es war die hellenische Entfaltung eine frische, naturwüchsige, wobei die schaffenden Kräfte ihren natürlichen Antrieben getrost gehorchen mochten, wohingegen in der jahrhundertelangen Verkümmerung und Verkrüppelung deutscher Zustände vor allem der Boden gesäubert und eine verkehrte Auffassung durch eine richtigere aus dem Felde ausgereutet werden mußte, ehe Gutes emporsprossen konnte. Eine zersetzende, ätzende, wegräumende Kritik war für Deutschland die Vorbedingung jedes zukünftigen Fortschritts.

Wer seine Schwäche fühlt, wer unter dem Druck der Verhältnisse das, was in ihm lebt, nicht wagt zum schaffenden Ausdruck zu bringen und lieber sich beugend den Schwierigkeiten weicht, als daß er mit seinem freien Auftreten einer widrigen Beurtheilung sich preisgebe: der schaue auf Lessing und werde an ihm inne, wie stark die Gewalt des vernünftigen Geistes ist, und wie sein Sturmeswehen so ungeheuere Wirkungen hat. Anscheinend kleine, aber rechtzeitige Handlungen,

die aus voller Erkenntniß geboren in der Entwicklungslinie der Menschheit laufen, schwingen fort in die unendliche Zeit und sind ein Samenkorn, aus welchem Millionen Blätter und Früchte sich erzeugen. Durch nichts Aeußeres begünstigt war Lessing als etwa dadurch, daß er eine gute Erziehung und einen guten Unterricht nach dem Zuschnitte seiner Zeit empfangen: im Uebrigen schöpfte er Alles aus seiner eigenen Kraft. Mittellos stand er da in der Welt. In Berlin drückte ihn solche Noth, daß er keine anständigen Kleider mehr besaß; erst in seinen letzten 12 Jahren war ihm eine kleine Bibliothekarstelle zu Theil, bei der er auch nur kümmerlich lebte. In seinem Denken lag seine siegende Stärke und in der Kühnheit seines Muthes.

Deutschland hat viele große Denker hervorgebracht, und manches ist seitdem tiefer gefaßt und schöner gesagt worden, als Lessing vermochte, allein an Schärfe des Denkens hat ihn doch keiner übertroffen! Die strenge Handhabung der Denkgesetze entfernte bei ihm alles unnütze Beiwerk, das nur stört und verdunkelt. Schon der älteste Brief, den wir von ihm kennen, der, den er als 15jähriger Jüngling an seine Schwester schrieb, zeigt auf merkwürdige Weise seine Hinneigung zu nackten Aeußerungen, die aus Begriffen, Schlüssen und Gegensätzen bestehen. In äußerster Einfachheit, kurz also und knapp schrieb Lessing stets, und gerade auf diesem Wege gewann er ebenso die seltene Leichtigkeit der Gedankenbewegung, wie jene lebendige, muntere Frische, die Andere belebt. Jeder Satz ist stählern und schlagend, sicher trifft sein blitzender Witz und seine Anmuth giebt ihm Gefälligkeit. Natürliche Gabe war das nicht allein; er entwarf sich alle Briefe und schrieb seine Aufsätze mehrmals um, bis er die bündige Fassung, welche wie sie die einfache, so auch die einleuchtende ist, glücklich getroffen, und nichts wäre übler angebracht und seiner Weise mehr zuwider, als von Lessing mit prunkenden Worten, glänzenden Bildern oder himmelwärts gerichtetem Schwunge zu sprechen. Schlicht und einfach, wie er war, sei die Rede von ihm.

Unser ängstliches, eingeschüchtertes, halbschüriges Geschlecht sollte eigentlich einen so offenherzigen Kämpfer, der jede Maske dem Gegner herunterriß, der schonungslos und furchtlos die Wahrheit heraussagte, unter dessen Schlägen eine alte Welt in Trümmer ging, nur mit Selbstvorwürfen betrachten. Sein Jubiläum ging auch ohne nationale Feier vorüber, seine Geburtsstadt ausgenommen, in der eine große Stiftung auf seinen Namen eingeweiht wurde. Viele würde sicherlich geneigt sein, diesen anderen Hutten zu tadeln, stände sein Ruhm nicht schon fest.

Durch schriftstellerische Fehden machte Lessing sich einen gefürchteten Namen. Niemals zeigte er sich matt, schüchtern oder verzagt, wo es galt, Vorurtheile zu bestreiten, verjährte Irrthümer zu brechen, aber niemals beschritt er anders als wohlbedacht und wohlgerüstet den Kampfplatz: „Wenn ich Ihnen," — schreibt er (1778) gegen Pastor Göze — „in dem geringsten Dinge Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren." — Schlug der einfache Magister wohlbetitelte, hochangesehene Pedanten auf's Haupt, schneidend und scharf ihre Seichtigkeit und Aufgeblasenheit enthüllend, so legte er an ihren kläglichen Mißgriffen das Ungenügende des bisherigen Getreibes blos, und indem er die gepriesenen Musterstücke Corneilles und Voltaires herabzog und die Kunstlehren Dacier's und Batteux' zerstörte, verhalf er der deutschen Muse zu einem selbstständigen Gange. Denn bei der Gesunkenheit der Nation war ja auch das Schriftthum in Abhängigkeit gerathen von den Franzosen, deren Aufputz zu der steifen Vornehmheit deutscher Sitte paßte. Sei es, daß starkes Nationalgefühl gegenüber den französischen Größen Lessing vielleicht weiter als recht in ihrem Tadel geführt habe: bei der Voreingenommenheit der Deutschen für sie lag in dem Allzuviel damals kein Uebel. Eines Sinnes mit Diderot wies er, alle Vorbilder verwerfend, auf die Natur selbst und das menschliche Herz als die wahren Lehrmeister hin und begehrte Einfachheit, wirkliche Empfindung und richtige Entwickelung. Demgemäß

empfahl er zum Studium nicht die Lateiner und die Franzosen, sondern die Griechen und Britten.

Wirksam für alle Zeiten war aber die Weise, in der er verfuhr. Schon dadurch überragte er seine Zeitgenossen, daß er in dem schweren Rüstzeuge der Gelahrtheit, das Andere so unbeholfen machte, mit Leichtigkeit sich gewandt bewegte. Dies war Lessing im Stande, weil er aus dem gelehrten Stoffe den wissenschaftlichen Kern herauszog, weil er aus der Belesenheit, die Andre schwerfällig machte, einzig dasjenige heranzog, was zum Verständniß der Sache abzweckte. Schätze des Gedächtnisses wünschte er in Nahrung des Geistes umzuwandeln. Seine eindringende Macht war aber vorzugsweise darauf gegründet, daß er in starkem Widerspruch mit der Gewohnheit seiner Tage nicht lehrend, sondern forschend auftrat, daß er keine fertigen Lehrsätze noch feste Aussprüche voranstellte, sondern meistens nur mit dem Streben, Wahrheit ausfindig zu machen, begann. So seltsam dies klingt, gerade darauf, daß wir mit Untersuchungen beschäftigt werden, beruht Lessing's Reiz und Wirkung. Er scheint gewöhnlich am Anfang noch nichts Rechtes zu wissen, sondern alles erst zu suchen. Die unvollkommenen Vorstellungen, welche die Menschen zu Falschem verleiten, wurzeln in unrichtigen Begriffen, und deshalb müht er sich, vor Allem einen allgemeinen Satz zu gewinnen, auf den man sich fernerhin verlassen könne. Immer kritisirend stellt er ihn allmälig fest und bringt selbst Einwürfe und Bedenken, bis er ihn als wahr und giltig gesichert; dann sucht er die Anwendung seines Gehaltes, indem er die Folgerungen, die aus ihm hervorgehen, mit dem Gegenstande seiner Aufgabe vergleicht, den er nun in seine Einzelheiten zergliedert, auch dabei jedwedes genau umgrenzend. Nichts läßt er dunkel, nichts unbestimmt. Diese Behandlungsart ist eine sehr umständliche und langsam fortschreitende; sie würde in unbequeme Breite fallen, wenn Lessing nicht so einfach, scharf und bündig schriebe, wenn er es nicht so meisterhaft verstünde, im Ausgehen von der Wirklichkeit gegebener Fälle den Gesichtskreis beständig zu erweitern und mit dem

allmäligen Eröffnen neuer Aussichten die Antheilnahme des Lesers zu fesseln. Gespannt folgen wir dem umsichtigen Erörterer, der an Einzelheiten, die an sich wenig bedeuten, Grundlehren aufweist, welche fortan in unserer Seele festgewurzelt bleiben. Wer seiner Führung sich anvertraute, lernt von ihm, während er ihm folgt, prüfen und entwickeln, und scheidet selbstständiger von Lessing. Wir haben, ein Buch von ihm in der Hand, gewissermaßen einen Menschen vor uns, der sich selber klar zu werden sucht, hören Lessing eine schwierige Frage hin und her erwägen, und indeß wir diese persönliche Lebendigkeit empfinden, theilt sich uns seine Neigung mit, Wahrheit ausfindig zu machen. Frei werden wir durch ihn, um über die Vorurtheile nachzusinnen. Das gerade war's, was sein verdumpftes Zeitalter bedurfte. Lessings eigentliche Wirksamkeit war so eine erziehende, die, wo Alle nachbeteten, das Streben eigenen Denkens erweckte.

Dem Wandel verfallen, bleibt alles, was im äußeren Dasein wurzelt, und wo die Kurzsichtigkeit der Kleingläubigen nichts als des Vorhandenen allgewaltige Macht und Herrlichkeit gewahrt, ermißt des Denkers vorausschauender Scharfblick schon die Schatten, welche die Zukunft in die Gegenwart hineinwirft, und hinfällig erscheint seinem Auge, worauf der Trotz der Thorheit sich steift. Es suche der Mensch seinen Schwerpunkt in sich, er lebe, erhaben über die Außenwelt und ihre Täuschungen, in den ewigen Ideen der Vernunft und entnehme aus diesen den Muth der That. Als wahrhaftige Männer, als furchtlos kühne Kämpfer, gleich einem Lessing, sollen wir Deutschen, was wir gewesen, wieder werden, eine große Nation.

Zur Enthüllung der Lessingbüste in Kamenz (1863).

Weihe-Rede

vom

Rabbiner Dr. A. Goldschmidt.

Bei der Feier desjenigen, von dessen Geistesgröße und Gemüthstiefe wir kein vollständiges Bild haben würden, so wir seine letzte, zugleich die größte und reichste Schöpfung seines dichterischen Geistes uns nicht vergegenwärtigten, bei der Feier Lessings, der es angemessen fand, in Nathan, seinem kostbarsten Vermächtnisse an die deutsche Nation, diesem „reizenden Kodex religiöser und weltlicher Moral" einen Juden zum Träger seiner heiligsten Gedanken und Empfindungen zu machen, bei einer solchen Feier darf die Stimme eines Juden nicht vermißt werden. Und ein Jude ist's, der zu Ihnen spricht, ein Jude, dem es vergönnt ist, an diesem Tage, an dieser Stätte, im Geburtsorte Lessings an die Mitbürger Lessings sein Wort richten zu dürfen. —

Nicht um neue Gesichtspunkte Ihnen zu eröffnen stehe ich da, nicht um neue Standpunkte zur Beurtheilung Lessings Ihnen an die Hand zu geben habe ich mir das Wort erbeten; mein bescheidenes Wort hat nur die bescheidene Aufgabe, Zeugniß abzulegen von der Huldigung, die der deutsche Jude oder vielmehr der jüdische Deutsche dem Andenken Lessings zollt, und dieser Huldigung und dieser Pietät einen schwachen Aus-

druck zu geben. Lessing war es, der die Juden Deutschlands in deutsches Leben und Streben eingeführt hat; er war es, der sie mit seinem Vaterlande — diesem langentbehrten Gute — der das Vaterland mit tausenden, das Heil desselben fördernden Söhnen beschenkt hat: und fürwahr, wir Juden sind bemüht, uns Desjenigen würdig zu machen, der von tausendjähriger Schmach uns befreit, uns Desjenigen würdig zu machen, der den Namen: „Jude" zu Ehren gebracht, uns dadurch würdig zu machen, daß wir die Gedanken, zu deren Träger er seinen Nathan gemacht, zu verwirklichen suchen, und an den Kämpfen, die er gekämpft, die aber zur Zeit noch nicht ausgekämpft sind, uns aufs lebhafteste betheiligen. Brauche ich diese Kämpfe Ihnen näher zu bezeichnen? Kämpfe sinds gegen Unfreiheit, gegen Sclaventhum, gegen Bornirtheit einerseits und für geistige und sittliche Freiheit, für Wahrheit, Licht, Recht, mit einem Worte, der Kampf für Humanität anderseits. Ja, der Kampf für Humanität, für Menschenthum, Menschlichkeit, Menschenwürde im weitesten Umfange des Wortes, ihm hat unser unsterblicher Held seine ganze Kraft, sein ganzes Leben geweiht.

Und wenn unter dem glänzenden Dreigestirn am Himmel der deutschen Literatur die beiden jüngeren Zeitgenossen Goethe und Schiller früher ihre Würdigung gefunden, als Derjenige, der ihnen vorangegangen und ihnen den Weg geebnet, so beweist dies nicht wenig für die prophetische Mission unseres Lessing. Wie er ihnen, den Jüngeren, zu eigenem Schaffen und Wirken den Weg gebahnt, so haben sie durch ihre Schöpfungen ein besseres Verständniß für den Aelteren bei dem deutschen Volke angebahnt.

Was Lessing wollte, war nicht ein Schwelgen in einer Welt der Träume, nicht ein Versinken im rohen Materialismus; was er wollte, wonach er strebte, das war die Veredelung und Verklärung des wirklichen Lebens.

Und nicht vergebens hat Lessing gekämpft, nicht umsonst hat er gerungen! — Daß heute bei diesem Feste, an diesem

Orte, ein Jude spricht, ein Jude sprechen darf; an dem Orte, wo zur Zeit Lessings kein Jude ungestraft über Nacht weilen durfte: das allein ist genügendes Zeugniß, daß Lessing nicht umsonst gelebt, nicht umsonst gekämpft, nicht umsonst gerungen.

Unsterblicher! In prophetischer Ahnung, fürwahr, ward der Name Gotthold Dir gegeben: wer so hold den Menschen ist, wie Du es warst, dem ist, dem muß auch Gott hold sein! —

O, lasset bei dem Standbilde unsres unsterblichen Lessing uns geloben, das Werk, das Er, der Einzelne begonnen, in seinem Geiste fortzusetzen. — Dadurch, daß wir ein Standbild aus Erz und Stein Ihm errichtet, dadurch ehren wir uns; dadurch, daß wir ein Denkmal in unseren Herzen Ihm errichten und das verwirklichen, wonach er gestrebt und gerungen, dadurch ehren wir Ihn und uns zugleich. — Seine Emilia Galotti, eine Mahnung sei sie uns zur Wahrung der Würde und Ehrenhaftigkeit der Einzelnen und im Einzelnen; seine Minna von Barnhelm, sie sei uns das Vorbild ächter und wahrhafter deutscher, vaterländischer Gesinnung; sein Nathan endlich, er sei und bleibe uns das, wofür er bereits anerkannt ist: ein Vermächtniß der zur Einheit und Versöhnung berufenen ganzen Menschheit! —

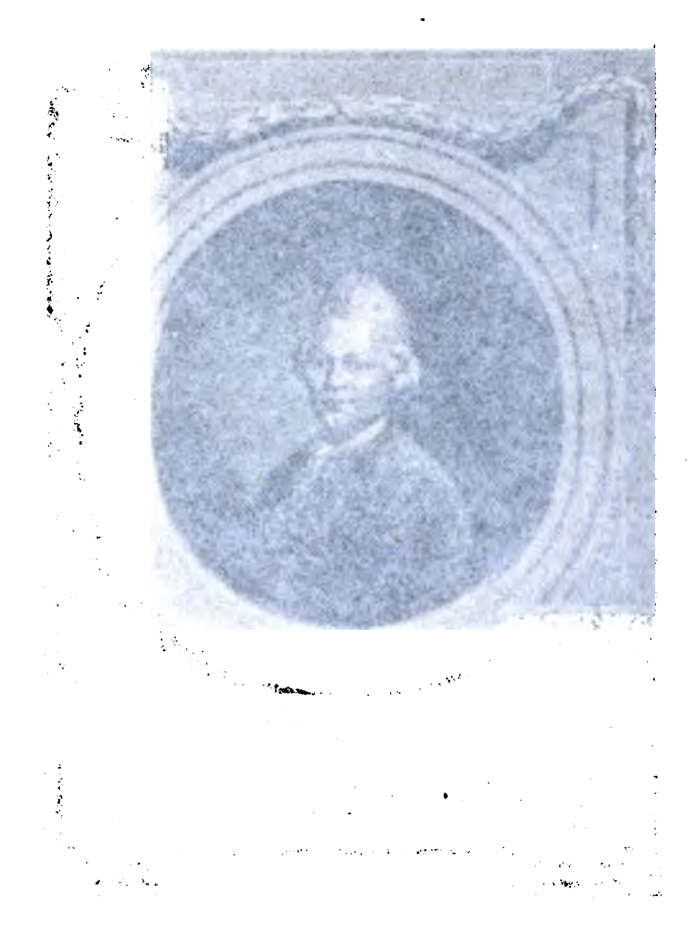
Glückliches Kamenz, dem es gegeben, Lessing, diesen größten Sohn Deutschlands, deinen Sohn zu nennen; wie soll ich genügend, wie würdig dich preisen?

Möge ein Gleichniß, dem Oriente entlehnt, ein Gleichniß, wie dein großer Sohn selbst sich ihrer mit so vieler Grazie zu bedienen pflegte: möge ein Gleichniß zu Deiner Verherrlichung das Bild mir leihen: —

Von der Gluth der Tageshitze ermattet, suchte ein Weiser einst Erfrischung in der Fluth eines klar und lebendig ein- einherströmenden Flusses. Beim Untertauchen blieb ihm von ungefähr eine Scholle des Flußbettes in der Hand, der ein gar wundersam herrlicher und lieblicher Duft entströmte. Was ist es, redete der vom Wohlgeruche überraschte Weise die Erdscholle an; was ist es, das diesen lieblichen Duft dir verleiht

und vor deinen Nachbarschollen dich also ausgezeichnet? Diesen Duft, erwiderte die Scholle, ich verdanke ihn einem Rosenstocke von gar wunderbarer Schöne und herrlichem Wohlgeruche, den ich ehedem getragen: von seinem Dufte hat er einen Theil auch mir mitgetheilt, ein Zeugniß, daß ich mütterlich ihn gehegt und gepflegt!

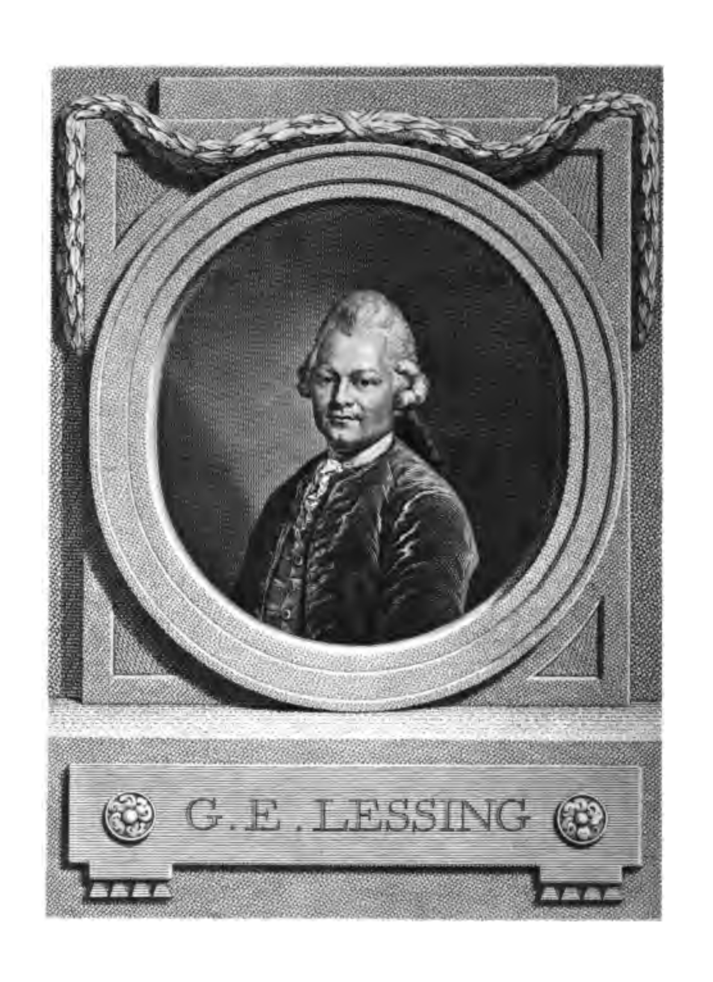
Glückliches Kamenz, du bist die bevorzugte Scholle, der es gegeben war, jenen herrlich prangenden Baum zu tragen, den Stolz Deutschlands, die Zier der Menschheit. Der heutige Tag, ein vollgültig Zeugniß ist er, daß du es werth warst, diesen großen Sohn Deutschlands deinen Sohn zu nennen. Daß du dessen stets werth bleibest, das ist unser Wunsch, das ist unsere Hoffnung.



[illegible]

[illegible] danke ihm [illegible] und herrlichem [illegible] Theil [illegible] daß ich [illegible]

[illegible] zu treten [illegible]


G. E. LESSING

Gedanken über „Lessing's Nathan"

von

Berthold Auerbach.

Wir dürfen die Weisheit, die die Vollendung des Künstlers und Menschen zugleich ist, auf Lessing und sein erhabenstes Werk „Nathan der Weise" zurückdeuten. In der Structur des Ganzen zeigt sich künstlerisch dieselbe Weisheit, die sich ethisch im Inhalte kundgiebt.

Lessings Dichtungen und theoretische Erörterungen sind eine Akademie. Wer die Stufe des Dillettantismus überschreiten, wer den gesammten Aufbau und den innern Ausbau erkennen will, kann von Lessing Gesetz und Maß entnehmen.

Lessing's Nathan ist das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine seltene Errungenschaft auserlesener Geister ist.

„Ein dramatisches Gedicht" nannte Lessing sein Werk, und er, der die Grenzlinien der Kunstgebiete so scharf schied, wählte diesen Ausdruck mit Bedacht, denn die stricten Bedingungen des Drama's sind nicht in der Art erfüllt, daß Leidenschaft und streng fortschreitende Handlung als die Hauptmomente erscheinen. Die Empfindung, die hier vorwaltet, drückt sich nur im Mienenspiel des Gesichtes aus, sie hat nicht jenen mimischen Ausdruck

im umfassendsten Sinne, wie wir ihn an der ganzen Gestalt wahrnehmen; die Charaktere sprechen sich nicht kenntlich durch das Factische, dramatisch Schaubare aus, vielmehr ist Betrachtung von Leben und Welt (was man heutigen Tages Weltanschauung nennt) hier wesentlicher Inhalt. Der Dialog ist psychologisch, und darin liegt seine dramatische Kraft. Im ganzen Gedichte werden keine sich ablösenden Lehren gegeben; das Gedicht ist eine Lehre.

Durch den Verfolg seiner Streitigkeiten mit Götze wurde das Gedicht nur neu lebendig in Lessing, während es schon lange in seinem Geiste der Gestaltung harrte. So erstand diese Dichtung durch die theologischen Kämpfe, aber sie entstand nicht durch dieselben.

Lessing nennt die Novelle bei Boccaz den Keim, und es ist ein tiefes Gesetz, daß die Keimkraft eine Zeit lang ruhe, bevor sie zur Entfaltung gebracht wird.

Auf der Höhe seines Lebens, zwei Jahre vor seinem Tode, vollendete Lessing dieses Werk (vom 12. Novbr. 1778 bis 7. März 1779). Im Kampfe mit einer feindselig aufgehetzten Welt, im Kampfe mit den Sorgen um den Lebensunterhalt und dazu noch tief vereinsamt in Wolfenbüttel, noch schmerzvoll erregt vom Tode seiner Frau und seines einzigen Kindes, inmitten von alle dem gewann Lessing die Kraft, solch ein Werk zu vollenden, und wenn wir die Höhe der Dichtung bewundern, müssen wir nicht minder die Kraft der Seele anstaunen, der es gelingen konnte, aus solchen innern und äußern Bedrängnissen heraus so klar Vollendetes zu gestalten.

Es bedurfte des Deutschen, es bedurfte Lessings, in dem sich die Elemente der Wissenschaft und der Lebenserfahrung vorbereitet hatten, daß der Keim in ihm aufgehen konnte.

Die Darlegung des Denklebens die Hinführung zur Erkenntniß der Humanität ist Mittelpunkt des ganzen Stückes, aber im Hintergrunde lauert immer ein gefahrvolles Ereigniß. Das rein Sympathische, die ruhig erquickliche Theilnahme und eine den Athem beschleunigende Spannung sind im Gleichmaße. Während wir uns den Resultaten höchster Erkenntniß ganz hingeben, empfinden wir zugleich immer die Spannung: wie wird sich ein schweres, verhängnißvolles Lebensräthsel lösen?

Lessing behandelt Alles, was den dramatischen Affect berührt, episodisch; er läßt es nicht aufkommen, weil es sonst die Idee des Drama's — und man kann sagen, daß das Stück das Drama der Idee ist — verschieben würde. Er ist allem Lockenden ausgewichen, das von der einen herrschenden Idee ablenken würde. Hier ist jene Weisheit, die wir die künstlerische nennen müssen. Der Wechsel der Affecte ist aphoristisch behandelt, nicht breit entwickelt, und Alles, was zum stark Pathetischen neigt, ist niedergehalten, dagegen Alles, was der Idee des Stückes dient, breit ausgeführt.

Nathan, das Drama der Idee, hat dabei doch nichts Sententiöses. Bei allem Eingehen auf Erkenntniß- und Empfindungsleben herrscht die strenge dramatische Oekonomie, die nur den gegenwärtigen concreten Zustand vertieft und zu keiner blos gelegentlich angefügten Allgemeinheit sich verleiten läßt. Lessing hat damit jene objective Macht erreicht wie Shakespeare.

Vom theatralischen Gesichtspunkt und mehr auf den Effect allein rechnend, hätte ein Anderer vielleicht Nathan das Schlußwort zuertheilt; in der gegebenen Art aber wirkt das Ganze rein poetischer und heiterer; die Verbrüderung der Menschheit erscheint nach vielem vorausgegangenen, allgemein Betrachtenden rein factisch.

Wenn sonst in der Schlußscene eines Drama's Alles der Art sich zuspitzen muß, daß der ganze Verfolg der Handlung und Charakterentfaltung nur darum da ist, um die Schlußscene möglich und nothwendig zu machen, so ist hier am Ende nur eben die Episode abgeschlossen. Der Kerngedanke hat bereits früher seine Erledigung gefunden, denn der Schwerpunkt liegt im Verhältniß Nathan's zu Saladin, wie er sich schließlich in der Scene mit dem Märchen gipfelt; die Nebenhandlung geht nach demselben noch fort, und der Schluß ist nur der Schluß der Nebenhandlung.

Lessing wendet die Parabel am Ende so, daß er alle drei Ringe falsch nennt. Es ist aber dies keine ironische Wendung im gewöhnlichen Sinne, vielmehr, wenn sie der Art bezeichnet werden könnte, zeigt sie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig ist. Welcher Ring, welche Religionsform ist die beste? Das ist eben falsch gefragt, denn nichts, was man äußerlich überkommen kann, macht die Wesenhaftigkeit und den Werth des rein Menschlichen aus, sondern das, was man aus sich macht.

Indem Lessing den Richter schließen läßt: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt,“ so ist dies der prägnanteste Ausdruck: daß das Ueberkommen der Religion nie das Wesenhafte in dem religiösen Individuum ist. Die überlieferten Religionen haben das Humane historisch gegründet. Der Ring ist echt, heißt: die historische allgemeine Institution leistet was sie soll, nämlich wahrhafte Humanität in den Individuen zu gründen.

Die Hochhaltung des „von den Vätern“ historisch Ueberkommenen erkennt Lessing rein als Pietät, die die verschiedenen Religionsformen nicht „von Seiten ihrer Gründe“ faßt. In dieser Pietät wird die Ausbildung des Individuums — auf die Alles ankommt — vor isolirender Lostrennung bewahrt. Der individuelle Mensch hält sich im geschichtlich naturgemäßen Zusammenhang mit den Vorlebenden, und dieser Zusammenhang,

weil auf anderm Boden (auf historischer Achtung und gemüthlicher Rücksicht) ruhend, kann der freien Erkenntniß und Humanität keine Schranken setzen.

Lessing geht dann von der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Ringe ab und beschränkt sich weise auf die Andeutung: Geht hin und beweiset alle Drei „die Wunderkraft beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm," dann — habt ihr alle den echten Ring oder braucht keinen.

Nathan hat jenes unverwüstliche Merkmal, er lächelt nur noch. Er ist gewohnt, im Angesicht erschütternder Ereignisse bei aller Sympathie die Factoren des Seelenlebens ruhig und fest zu betrachten. Die Leidenschaft als solche hat keine Gewalt mehr über ihn. Der Humor, das Schelmische und Schalkhafte, das ihm der Dichter giebt, ist weit davon entfernt, mit Menschen und Lebenszuständen ein hochmüthiges Spiel zu treiben. Es überrascht und verblüfft ihn nur nichts mehr, denn er hat alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens ausgemessen.

Man hat behaupten wollen, daß das Christenthum in dieser Dichtung am schlimmsten wegkomme. Wenn die Humanität Verwahrung dagegen einlegen muß, daß man die allgemeine Menschenliebe als specifisch christlich bezeichnet, so wird der genannte Vorwurf in sich selbst zerfallen. Gerade hundert Jahre vorher hat Spinoza in der Vorrede zu seinem historisch-politischen Tractat es ausgesprochen: „Es ist schon lange so weit gekommen, daß man fast Niemand, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide, anders erkennen kann, als aus der äußeren Haltung und aus dem Behaben, oder daraus, daß er diese oder jene Kirche besucht, oder auch dieser oder jener Meinung zugethan ist und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt; im Uebrigen ist der Lebenswandel Aller der nämliche."

Lessing gestaltet einen Einigspunkt inmitten der historischen Gegensätze. Blos geschichtlich und thatsächlich gefaßt müßte ein Conflict wie der hier aufgenommene zur Tragödie führen.

Lessing dichtet den Sieg in den Charakteren und Verhältnissen und gestaltet daraus eine neue, nur dem dichterischen Seherauge erfaßbare Harmonie der Besonderheiten; das Ideal, zu dem jeder in seiner historisch gegebenen Besonderheit werden soll, er hat es lebendig dargestellt. Die drei Ringe sind auch in dem ganzen Drama an die Hauptpersonen vertheilt, die eine erscheint nur entwickelter, als die andere. Darum löst der Dichter auch die Völkerindividuen hier in ihren Repräsentanten nicht unterschiedslos auf, sie bilden nichts Neues außerhalb ihrer selbst, sie bilden nur sich selbst aus. Jeder beharrt in seiner Besonderheit. Es gilt nur, diese in ihrer blos relativen Geltung zu erkennen und festzuhalten, und nicht das, was das Eine vor dem Andern auszeichnet, sondern das, was sie alle gemeinsam haben, als das Höhere zu erkennen. Es führt dies auch in anderer Weise zur reinen Humanität, daß nicht höhere oder niedere Begabung das Wesen eines Menschen ausmacht, sondern eben das, was er mit allen seinen Mitmenschen gemeinsam hat. Daß in diesem Gedichte die Vertreter des Christenthums minder abgeklärt erscheinen, als Jude und Muselmann, liegt theilweise darin, daß das Christenthum hier eben noch historisch mächtiger, staatlich herrschender erscheint, und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn sie, in ihren reinen Ursprung zurückgekehrt, wiederum von aller äußern Macht entkleidet ist. Und der Klosterbruder ist als der naive Christ gedacht, jenseits der äußerlichen Machtgeltung des Christenthums, wo die Religion nur als die Weihe des erhöhten innern Lebens erscheint.

Freundesliebe (Nathan und Al-Hafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah, und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menschenliebe (Klosterbruder, Saladin, Nathan), das sind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem besonderen Ton, und doch eben damit zur reinen Harmonie sich zusammenschließend.

Lessings Nathan ist der gerade Gegensatz des Shakespeare'schen Shylok. Auch er hat das Elend mit empfunden, das allgemein historisch und social den Juden auferlegt ist, aber er hat sich zur Weisheit durchgearbeitet.

Wie Nathan an Gott glaubt trotz der herbsten, unerklärlichsten Schicksalsschläge, so glaubt er auch unverwüstlich an die Güte der Menschen, trotz ihrer grausamen, gemüthszerstörenden Thaten, und aus diesem Glauben heraus erweckt er die Güte in sich und die in andern.

Lessing machte aus dem Nathan nicht etwa einen Rabbi, einen Berufsgelehrten; denn — abgesehen davon, daß er ihm hierdurch Beziehungen gegeben hätte, die hier störend eingriffen — es handelt sich darum, die Religiosität an Menschen in nicht theologischem Berufe zu erweisen. Und das Stück wäre ein völlig anderes und verliefe sich in die Gegensätze des Lehrgehaltes der drei Religionen, statt in die des Lebens, wenn etwa drei Geistliche die verschiedenen Confessionen repräsentirten.

Nathan und Shylok sind ethische Pole von Liebe und Haß, wie der positive und negative Pol der Elektricität, und sie sind die beiden Pole einer und derselben Kraft, denn der Haß erscheint als Drang zur Zerstörung desjenigen, dessen man in Liebe nicht habhaft werden konnte.

Ein Jude, der es dahin bringt, über allen Widerstreit hinüber das Leben aus sich heraus zu gestalten, alle Versündigungen an ihm nur als Irrthum zu fassen, und nicht nur an die unverwüstliche reine Menschlichkeit in Andern zu glauben, sondern sie auch aus sich zu bethätigen, an sich selber nichts zu beschönigen — als solch ein Ideal und doch Zug für Zug mit unmittelbarer Lebenserkenntlichkeit ausgestattet, steht Lessings Nathan da.

Im Derwisch wollte Lessing vielleicht oder selbst wahrscheinlich über die geschichtlich concrete Welt hinaus in die rein

philosophische übertreten, und es scheint, daß er hier blos noch das Individuum, wie es sich allein seine Welt ausbaut, zum Gegenstand wählen konnte. So wenigstens sind die Grundzüge im Charakter des Derwisch bezeichnet. Mir scheint die Annahme zulässig, wenn nicht gar nothwendig, daß Lessing die Religion von der gemeindebildenden Kraft ablösen und ihr nur die individuale Consistenz zu geben suchte, und hierzu konnte dichterisch zunächst nur ein Mann gewählt werden, der außerhalb eines Staatsverbandes sein Leben vollzogen, wie es in der Absicht des Derwisch lag.

Nathan ist bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Opposition, die Gegensätze als verkörperte Persönlichkeiten bewegen einander, wenn sie sich nur auch leise berühren. Jede Persönlichkeit bewegt sich in sich und wird, angezogen und abgestoßen durch den Zusammenhang mit den Anderen, von diesen gleicher Weise bewegt. Ist Nathan noch vielfach ein Werk der Opposition, so dürfen wir uns den Derwisch als ein Werk der reinen Position denken, wo ein Individuum in sich oder für andere, jenseits allen Widerstreites, jenseits aller Gegensätze, die noch im Gedankenreiche schwebende Humanität positiv setzt, Symbole, Formeln, gebundene Sätze dafür ausprägt, in denen die Welt aus ihrem innersten Leben heraus das Entgegenkommen ihres eigenen Geistes begrüßt, der sich nicht mehr mit Fremdem schleppt, sondern rein das lebendige Dasein mit harmonischer Thätigkeit erfüllt.

Glückselig der Deutsche, dem es vergönnt sein wird, Lessings niedergelegte Feder wieder aufzunehmen, und der zu sein, den Lessing selbst verkündete mit den Worten: „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert.“

Der Ursprung der Parabel von den drei Ringen.

Von

Dr. Aug. Wünsche.



Nathan und die Parabel von den drei Ringen sind bekanntlich auf das Innigste mit einander verwoben. Woher Lessing diese Erzählung genommen, weiß man. Es hat sich Niemand um die Quelle zu bemühen brauchen, wir kennen sie aus seinem eigenen Munde. In einem Briefe vom 11. August 1778 schreibt er an seinen Bruder mit Bezug auf seine eben wegen der „Wolfenbüttler Fragmente" ausgefochtene theologische Fehde: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, soviel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren

einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.... Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Die Fabel von den drei Ringen lautet bei Boccaccio (nach der Uebersetzung von K. Witte I, S. 50—53) folgendermaßen:

„Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern ihm auch vielfach Siege über sarazenische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischten, nicht, wo er sie so schnell, als er ihrer bedurfte, hernehmen solle. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedek, der in Alexandrien auf Wucher lieh und nach Saladins Dafürhalten wohl im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art müsse der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, ihn zwingen zu können.

Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das Freundlichste, hieß ihn neben sich sitzen und begann alsdann: „„Mein

Freund, ich habe schon von Vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen viele Einsicht; nun erführe ich gern von dir, welches unter den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische, das sarazenische oder das christliche."" Der Jude war in der That ein weiser Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesetzen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er denn in der Geschwindigkeit seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie sie hier noth that, zu finden, und sagte dann, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er sprechen sollte:

""Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist schön und tiefsinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die Ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen anderen auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Kostbarkeit nach zu ehren, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen andern als der vornehmste geehrt werden sollte. Der erste Empfänger traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr damit wie sein Vorfahr. Kurz, der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein Jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei den Vater, der schon alt war, einzeln auf das Inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie alle gleichmäßig und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen;

so versprach er denn den Ring einem Jeden und dachte auf ein Mittel, alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich Jedem der Söhne einen von den drei Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein Jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da einer dem andern das Recht dazu bestritt, zeigte der eine, wie der andere den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß Niemand, welcher der echte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es heute noch.

„„So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben und über die Ihr mich befragt. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden.““

„Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm nicht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit soviel Geistesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit Allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin erstattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken, gab ihm Ansehen und Ehre in seiner Nähe und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.“

Daß die Parabel unter Lessing's Händen wesentlich umgestaltet und vertieft worden ist und erst durch ihn ihre culturgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, ist oft genug erörtert worden und braucht an dieser Stelle

nicht wiederholt zu werden. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Ringfabel außer bei Boccaccio noch in zwei älteren Werken vorkommt: einmal in dem etwa vierzig Jahre vor dem Decamerone verfaßten Ritterroman L'Avventuroso Ciciliano des Busone da Rafaelli Gubbio, oder wie er gewöhnlicher genannt wird, Busone oder Busone da Gubbio[1]), eines Freundes und Zeitgenossen Dante's, und sodann in den Cento Novelle antiche. Alle drei italienischen Darstellungen stehen zu einander in einem auffälligen Abhängigkeitsverhältniß, und zwar weist Boccaccio's Darstellung zunächst auf Busone und dieser wieder auf die Cento Novelle zurück.

Die Abweichungen zwischen Boccaccio und Busone sind im Ganzen unbedeutend. Folgendes heben wir hervor. Während es bei Boccaccio einigermaßen zweifelhaft bleibt, zu welchem Zwecke der Sultan das Geld des Juden nöthig hat, ob zur Befriedigung seiner Prachtliebe oder zu einem neuen Kriegsunternehmen gegen die Christen, erfahren wir bei Busone bestimmt, daß es sich um letzteren Zweck handelt. Ebenso giebt Busone den Grund an, warum der Sultan den Juden, der übrigens bei ihm den Namen Absalon führt, zu berauben sucht. Die Juden sind verhaßt, man braucht sich daher kein Gewissen zu machen, einem unter ihnen sein Geld abzunehmen. Dem toleranten Boccaccio wider-

---

1) Busone wurde 1290 geboren und starb 1350. Seinen Roman vollendete er um das Jahr 1311; derselbe fand aber, weil er weder nach Inhalt noch Form fesselte, wenig Verbreitung.

strebte wohl eine solche Auffassung; deshalb stellt er den Juden als einen reichen Geldverleiher hin.

Um vieles erheblicher sind die Abweichungen in der anderen Ueberlieferung. Die Cento Novelle sind eine Sammlung alter Erzählungen, Märchen und Anekdoten, der namentlich die aus arabischen Quellen geflossenen Erzählungen der Disciplina clericalis von Petrus Alphonsus, Schwänke und Züge der fabliaux-Dichtung der nordfranzösischen Trouvères, alte französische Ritterromane, italienische Chroniken u. a. zu Grunde liegen. Ueber Verfasser und Abfassungszeit dieses Sammelwerkes läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Eine Reihe der darin erzählten Begebenheiten gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, ja die 15. Novelle fällt nachweislich sogar in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts. Vielleicht ist die Sammlung der Novellen sogar erst nach Boccaccio veranstaltet worden. Die Zahl der Novellen wenigstens in den gedruckten Ausgaben ist wahrscheinlich erst in Nachahmung des Decamerone auf hundert fixirt worden. Die wenigen Handschriften, welche den Herausgebern zu Gebote standen, weichen nach Zahl und Anordnung der Novellen bedeutend von einander ab. Wenn wir also sagten, Boccaccio habe aus Busone und dieser wieder aus den C. N. geschöpft, so bleibt dabei nicht ausgeschlossen, daß nicht schon ersterer die gegenwärtige Form der Ringparabel in den C. N. gekannt habe. Nur die Art der Nachahmung ergibt auf's bestimmteste eine direkte Anlehnung an Busone. Zu Busone's Zeit lebten die C. N., wie sie

in der vorhandenen ältesten gedruckten Sammlung' vom Jahre 1525 vorliegen, im Munde des Volkes, einzelne mochten auch bereits niedergeschrieben sein.

Nach der Darstellung in den C. N. lautet die Parabel kurz, wie folgt. Der Sultan ist in Geldverlegenheit, und um sich zu helfen, wird ihm gerathen, Gelegenheit gegen einen reichen Juden zu suchen, der auf seinem Grundbesitze lebt, und ihm sein beträchtliches Vermögen zu nehmen. Der Sultan läßt den Juden kommen und stellt ihm eine Falle, indem er ihn nach dem rechten Glauben fragt. Er denkt nämlich: Antwortet er: der jüdische, so beleidigt er mich, und ich habe das Recht, ihn zu bestrafen; sagt er dagegen: der sarazenische, so werde ich sagen: Wie darfst du am jüdischen festhalten? Der Jude merkt die List und antwortet mit der Parabel von den drei Ringen. Ein Vater hatte drei Söhne, aber nur einen Ring mit einem sehr kostbaren Steine. Um das Verlangen aller seiner Söhne zu beschwichtigen, ließ er von einem Goldschmied zwei dem echten Ringe so täuschend ähnliche machen, daß er nur allein jenen erkannte. Er gab nun jedem Sohne einen Ring im Geheimen, und jeder glaubte den echten zu haben. So steht es auch mit den Glauben, deren drei sind; der Vater droben weiß den besten. Die Söhne sind wir, jeder meint den rechten Glauben zu haben. Als der Sultan hört, wie sich der Jude aus der Schlinge gezogen, weiß er nicht, was er sagen soll, und läßt ihn gehen.

Daß dieser Bericht vor den beiden anderen ge-

nannten das Recht größerer Ursprünglichkeit in Anspruch nimmt, erhellt schon aus der Form. Das einfache und schmucklose Gewand gibt ihm entschieden das Gepräge der Ursprünglichkeit. Dazu kommt die Kürze. Der Bericht zählt nur 230 Worte; bei Busone ist er schon um hundert Worte gewachsen, und bei Boccaccio hat er bereits 740 Worte. Aber auch die sachlichen Abweichungen zwischen beiden Fassungen sind der Art, daß sich die Ursprünglichkeit auf Seiten der C. N. nicht verkennen läßt. Ihre Darstellung gibt nur an, daß der Sultan in Geldverlegenheit ist, es wird aber nicht gesagt, wozu er das Geld nöthig hat. Auch die Beraubung des Juden wird durch nichts begründet. Der Jude nimmt unwillkürlich nicht gegen sich, sondern für sich ein; Geiz und Geldgier treten an seiner Person nicht hervor, und der Leser fühlt durch nichts den vom Sultan ihm gestellten Hinterhalt berechtigt. Ferner handelt es sich nach dieser Darstellung nicht, wie bei Boccaccio nnd Busone, um drei, sondern nur um zwei Religionen. Die christliche zieht der Jude unaufgefordert mit in die Parabel hinein, es bleibt indessen unerörtert, was ihn dazu veranlaßt, ein Umstand, der nicht ohne Bedeutung für die weitere Untersuchung sein wird. Ein sehr beachtenswerther Unterschied liegt ferner in der Nutzanwendung. In ihr wird die Frage an Gott verwiesen, der allein den besten Glauben kenne; bei Busone und Boccaccio dagegen ist zwar eine von den drei Religionen die echte; welche aber, diese Frage bleibt in der Schwebe. Endlich sind nach den C. N.

der Sultan und der Jude namenlos, die Scene hat keinen bestimmten Schauplatz, und für Religion steht das Wort fede (Glauben), während Busone und Boccaccio dafür das Wort legge (Gesetz) setzen.

In jüngster Zeit ist nun vielfach die Frage nach dem eigentlichen Ursprunge der Ringparabel erörtert worden. Neuerdings hat sich der in Mainz erscheinende „Israelit" in einem längeren Artikel damit beschäftigt. Der „Israelit" hält nicht nur die Parabel für das Produkt eines Juden, sondern nimmt auch eine jüdische Quelle und zwar das Buch Schebet Jehuda von R. Salomo aben Verga in Anspruch, welche das Original enthalten soll. Diese Ermittlung stimmt mit den Ergebnissen früherer Forschungen überein. John Dunlop hat bereits vor mehr als 60 Jahren in seiner History of Fiction bei Betrachtung des Decamerone auf den Schebet Jehuda als muthmaßliche Quelle der Parabel hingewiesen. M. Wiener, der Herausgeber und Uebersetzer des Schebet Jehuda, ist sogar noch einen Schritt weiter gegangen, indem er in einem Aufsatze des Werthheimer'schen Jahrbuchs für Israeliten (1857), S. 171—79 nicht nur auf die im Schebet Jehuda enthaltene Erzählung aufmerksam gemacht und dieselbe mit den verschiedenen Darstellungen verglichen, sondern sie auch als ursprüngliche Quelle erwiesen hat. Das Resultat seiner Untersuchung läßt sich kurz in die zwei Sätze zusammenfassen: Die jüdische Erzählung des Märchens ist ein Produkt des jüdischen Scharfsinns, und sie hat die meiste historische Glaubwürdigkeit, den größten ethischen

Werth.[1]) Nach Wiener ist endlich auch noch von Marcus Landau in seinem Werke über die Quellen des Decamerone (Wien, 1869) die jüdische Bearbeitung herangezogen worden.

Daß die Parabel einen Juden zum Verfasser hat, darüber kann wohl kaum ein Zweifel sein. Eine Frage der schwierigsten Art ist dagegen die, ob die in der jüdischen Quelle angeführte historische Thatsache ihr wirklich zu Grunde liegt und zu Grunde liegen kann. Die Erzählung, wie sie sich im Schebet Jehuda (Kap. 32) findet, lautet folgendermaßen:

König Don Pedro der Alte wollte einen Kriegszug gegen die Ungläubigen unternehmen. Da sprach zu ihm der weise Nikolas von Valencia: „Warum willst du gegen die Feinde draußen ziehen und die Ungläubigen im eigenen Lande, die Juden, verschonen, deren Haß doch groß gegen uns ist, und in deren Schriften es heißt, daß sie uns nicht grüßen dürfen?" — „Hast du das mit eigenen Ohren gehört?" fragte der König, worauf Nikolas erwiderte, er habe es von einem getauften Juden vernommen. „Einem solchen darf man nicht glauben," warf der König ein, „denn wer seine Religion wechselt, dem fällt es auch nicht schwer, seine Worte zu wechseln. Zudem ist der Haß, der in Folge der Verschiedenheit des Bekenntnisses entsteht, oft nur ein zufälliger, indem man dabei nur die Liebe zu seinem eigenen an den Tag legen will." — „Mich schmerzt

1) Aehnlich schon vorher — 1846 — Ad. Jellinek; vgl. dessen Schrift „Der jüdische Stamm" (Wien 1869, S. 204).

nichts mehr," fuhr Nikolas fort, „als die Unverschämtheit jener, so daß sie dir in's Gesicht sagen werden: Unser Herr, dein Bekenntniß ist ein irriges." Der König sprach: „So möge einer der jüdischen Weisen gerufen werden, den wir fragen wollen." Darauf erschien ein Jude Namens Ephraim Sancho. Der König sprach zu ihm: „Ich habe dich rufen lassen, damit du mir sagest, welches von den beiden Gesetzen das bessere sei, das Gesetz Jesu oder das deinige." Der Weise versetzte: „Mein Gesetz ist besser für mich, in Beziehung auf meine Verhältnisse, da ich dereinst in Egypten Sklave war, von dort aber von Gott durch Wunder und Zeichen herausgeführt worden bin; für dich aber ist dein Gesetz besser, da es fortwährend das herrschende ist." — „Ich frage in Rücksicht auf die Gesetze selbst," fuhr der König fort, „und nicht in Rücksicht auf ihre Bekenner." Der Weise sprach: „Nach einer dreitägigen Ueberlegung will ich meinem Könige Bescheid geben, wenn es ihm recht ist," womit sich der König einverstanden erklärte. Nach drei Tagen erschien der Weise wieder und stellte sich aufgebracht und verstimmt. Auf die Frage des Königs: „Warum bist du so verstimmt!" gab er zur Antwort: „Man hat mich heute wegen nichts geschmäht, und dir, unserm Herrn, liegt es ob, meine Rechtssache zu führen. Dieselbe besteht darin: Vor einem Monate reiste mein Nachbar in die Ferne, und um seine beiden Söhne zu trösten, ließ er ihnen zwei Edelsteine zurück. Nun kamen die beiden Brüder zu mir und verlangten von mir, ich sollte sie von der Eigenthümlichkeit der Steine und deren

Unterschied in Kenntniß setzen. Als ich ihnen bemerkte, daß dazu niemand geeigneter sei, als ihr Vater, der ja eine große Meisterschaft in der Kenntniß der Steine nach Werth und Form besitze, da er Juwelier sei, sie also an ihn sich wenden möchten, schlugen sie mich und schmähten mich wegen dieses Bescheides." — „Da haben sie Unrecht gethan," sprach der König, „sie verdienen bestraft zu werden." Der Weise versetzte darauf! „So mögen denn deine Ohren, o König, vernehmen, was soeben dein Mund gesprochen! Siehe, auch Esau und Jakob sind Brüder, von denen jeder einen Edelstein erhielt, und unser Herr fragt nun, welches der bessere sei. Möge unser Herr doch einen Boten an den Vater im Himmel senden, denn das ist der größte Juwelier, er wird den Unterschied der Steine schon angeben." Da sprach der König: „Siehst du, Nikolas, die Klugheit der Juden? Wahrlich, ein solcher Weiser verdient mit Geschenken und Ehren entlassen zu werden, du aber müßtest Strafe erhalten, weil du die gesammten Juden verleumdet hast."

Vergleichen wir die Darstellung des Schebet Jehuda mit den drei italienischen, so müssen wir gestehen, daß eine Reihe von inneren Gründen ihr den Stempel der Ursprünglichkeit aufdrückt. Vor allem zeigt die jüdische Quelle in der ganzen Fassung größere Gedrungenheit. Alles ordnet sich besser zusammen und ist schlagender und zutreffender. Dazu kommt, daß die Quelle nicht nur die Parabel, sondern auch ganz ausführlich eine Thatsache angibt. Wir sehen deutlich, wodurch die Pa-

rabel veranlaßt wird und wie sie zu Stande kommt. Die Parabel selbst zeigt größere Schärfe und Knappheit. Die beiden Edelsteine sind die beiden Religionen, der Vater ist Gott, die beiden Söhne sind die Juden und Christen.[1]) In den italienischen Darstellungen hinkt die Parabel, denn es fehlt das dritte Glied der Vergleichung, das tertium comparationis. Der Goldschmied wirkt störend, denn wer soll durch ihn dargestellt werden, etwa die einzelnen Religionsstifter? Ferner wird die Handlung der Parabel von einem sittlich reineren Geiste getragen. Weder der eine noch der andere Stein ist eine fabrizirte täuschende Nachahmung, sondern beide Steine sind gleich echt und gleich werthvoll. Nach den italienischen Berichten besitzt der Vater nur einen echten Edelstein und läßt zwei Steine nachmachen; er hintergeht also seine Söhne. Ist dies an und für sich schon eine unmoralische Handlung, so erscheint sie geradezu widersinnig, wenn sie auf Gott übertragen wird. Dieser unklare Punkt fällt in der jüdischen Quelle gänzlich weg. Eine entscheidende Beweiskraft liegt weiter in der Lehre der Parabel. Da der Jude in seiner Antwort über keine der beiden Religionen ein Urtheil fällt, keine in Zweifel zieht, aber auch keiner einen Vorzug einräumt,

---

[1]) Nach talmudisch-rabbinischer Anschauung gilt Esau als Repräsentant von Edom, dieses aber steht in übertragener Bedeutung für Rom und dann auch für die Christen. Edom bedeutet Rom, weil Idumäer die ersten Bekenner des Christenthums waren, welches Constantin zur römischen Staatsreligion erhob.

so tritt er dadurch weder seiner eigenen, noch der des Königs zu nahe. Beide sind historisch berechtigt und stehen somit einander an Werth gleich, denn beide stammen von Gott. Dem Menschen steht es gar nicht zu, durch Gründe die Bekenntnisse abzuwägen und über ihren Werth oder Unwerth zu entscheiden. Dieses Recht kann Gott allein in Anspruch nehmen. Dem Menschen fällt nur die Aufgabe zu, den ihm von Gott gegebenen Schatz der Religion zu bewahren. Die christlichen Fassungen der Parabel legen eine viel gefährlichere Deutung nahe. Die zwei nachgemachten Ringe der Cento Novelle lassen nicht nur die Möglichkeit des Zweifels an der Echtheit der einen oder andern Religion zu, sondern geben sie, da sich einmal die echte nicht herausfinden läßt, geradezu preis. Lessing hat diese Klippe glücklich vermieden. Jene Fassungen aber proklamiren damit religiöse Unduldsamkeit oder religiöse Gleichgültigkeit. Entweder wird der Mensch, indem er sich als Christ oder Jude im Besitze des allein wahren Glaubens dünkt, zu einem unverträglichen Ausschlußmenschen, oder er meint, da eine wahre Einsicht und Erkenntniß über die Vorzüge der Religionen nicht gewonnen werden könne, es bleibe sich gleich, welcher er sich zuwende. Am besten thue man, wenn man allen den Rücken kehre. Es springt sofort in die Augen, daß die italienischen Fassungen auf einen Umschwung der religiösen Anschauung hindeuten, und der Historiker merkt die Zeit, deren Zeichen sie an der Stirn tragen. Es ist die Zeit der Kreuzzüge, durch welche Christenthum, Islam und Juden-

thum einander näher rückten. Namentlich waren es die vier letzten Kreuzzüge, welche die Frage anregten, welche von den drei positiven Religionen wohl zur Weltherrschaft bestimmt sei. Ja es will fast den Anschein gewinnen, als ob der Sinn der berüchtigten Schmähschrift De tribus impostoribus in das Gewand der italienischen Erzählungen gehüllt wäre. Bekanntlich schiebt der offene Brief Gregor's IX. dieses Machwerk Friedrich II. unter. Wenn aber auch der Kaiser die Autorschaft entschieden in Abrede stellte, so hat doch der Papst den Gedanken auch nicht erfunden, er lag eben im Zeitbewußtsein. Klar und offen liegt der Zweifel über das Verhältniß der drei Religionen zu einander in einem Gedichte Walther's von der Vogelweide vor, welcher, wie bekannt, Friedrich II. 1228 auf seinem Zuge nach Palästina begleitete. Die betreffende Stelle lautet:

Juden, cristen unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez ez ze rehte scheiden
dur die sîne namen drî.
al diu welt diu strîtet her:
wir sîn an der rehten ger,
reht ist daz er uns gewer.

Ganz ähnlich äußert sich auch Freidank in einem Gedichte:

Wer kan den strît gescheiden
under cristen juden heiden,
wan got, der si geschaffen hât
und allein dinc ân jemens rât?

Insbesondere mag der Tempelritterorden dieser freieren

Ansicht gehuldigt haben. Nach Einenkel's Weltbuch (1190—1251) war selbst Saladin von religiösen Zweifeln nicht frei. Er soll sich, wie die Sage berichtet, als er sein Ende fühlte, und die Aerzte erkannten, daß er nicht genesen könne, zur Sicherung seines Seelenheils auf dreifache Weise vor seinem Tode assekurirt haben. Er zerlegte ein kostbares Erbstück, einen Tisch aus Saphir, in drei Theile, gab dem Machmet, dem Christengott und dem Judengott jedem ein Theil und sagte: „Wer nun der stärkste von allen dreien ist, der mag mir helfen." Damit schied seine Seele von hinnen. In der jüdischen Erzählung findet sich noch keine Spur von diesem Umschwunge der religiösen Anschauungsweise. Weder wird die eine der beiden Religionen für die echte erklärt, noch alle beide für gleich falsch und irrig. Judenthum und Christenthum sind vielmehr zwei von Gott stammende wahre Religionen, denen nicht der geringste Betrug anhaftet.

Lassen schon die angeführten Anzeichen die Ursprünglichkeit der Erzählung in der jüdischen Quelle nicht verkennen, so wird dieselbe noch erhöht, wenn wir auf die Art der Lösung des Problems sehen. Nach dem Schebet Jehuda gibt der Jude auf die Frage des Königs, deren große Tragweite und schwerwiegende Bedeutung ihm sofort vor der Seele steht, zuerst eine ausweichende Antwort. Man merkt die Vorsicht und Berechnung, welche sich in seinen Worten ausspricht, der Jude mag kein Urtheil fällen: er will weder das Christenthum herabsetzen, noch seiner Ueberzeugung etwas vergeben. Da sein Gebieter jedoch mit diesem Zweckmäßigkeitsbe-

scheide sich nicht zufrieden gibt, sondern eine runde, klare und bestimmte Antwort fordert, so erbittet er sich drei Tage Bedenkzeit. Nach Verlauf dieser Frist erscheint er wieder und erzählt dem Könige ein Begegniß, das sich mit ihm zugetragen, und dies benutzt er dann und bringt es mit seiner Antwort in Zusammenhang. Die Parabel erscheint somit als das, was sie in Wahrheit ist, als ein Produkt reiflicher und allseitiger Erwägung. Nach den christlichen Fassungen ist die Parabel das Erzeugniß sofortiger Eingebung, das Werk eines Augenblicks, was viel weniger einleuchtet. Man erwäge nur die Situation des Juden. Nicht nur, daß er vor seinem Herrn und Gebieter steht, es handelt sich auch um ein Problem, dessen Lösung für ihn und für sein Volk verhängnißvoll werden kann. Sein eignes Wohl und Wehe, wie das seiner Glaubensgenossen ist an seine Antwort geknüpft. Welcher Muth, welche Geistesgegenwart, aber auch welche weise Vorsicht war erforderlich, um in einem so kritischen Momente zu bestehen. Wie leicht konnte er der Religion des Königs zu nahe treten, wie leicht konnte er aber auch zum Verräther an seiner eigenen werden! Keins von beiden ist der Fall. Ohne jeglichen tendenziösen Beigeschmack, ohne jegliche Voreingenommenheit löst er das Problem in schlichter Einfachheit, aber zutreffender Schärfe. Die christlichen Fassungen sind im Vergleich dazu viel matter und hinkender. Sie erweisen sich deshalb nur als Umarbeitungen, als Variationen des jüdischen Originals.

Ein schlagender Beweis für unsere Annahme liegt

aber weiter auch in der Einkleidung der Antwort in die Form der Parabel. Gerade diese Redeform spielt in der alten jüdischen Literatur eine große Rolle. In den beiden Talmuden, sowie in den Midraschim kommt sie sehr oft zur Anwendung. Die mit der allegorisirenden Schriftauslegung sich beschäftigenden Rabbinen liebten es, schwierige Lehrsätze oder verfängliche Fragen, um sie den minder gebildeten Zuhörern verständlich zu machen, in ein parabolisches Gewand zu kleiden, indem sie Begegnisse aus dem Menschenleben vorführten oder Charakterzüge von Thieren entlehnten. Die Nutzanwendung ging entweder der Erzählung voraus, oder sie folgte ihr nach, in vielen Fällen ließ man sie auch ganz weg und stellte die Lösung dem Fragenden anheim. In unsrer Quelle folgt die Nutzanwendung erst, als der König die Tendenz des Gleichnisses nicht merkt.

Nicht minder fällt ein sprachliches Moment in die Wagschale: Es handelt sich um den Ausdruck des Wortes Religion. Die jüdische Quelle gibt den Begriff durch dath (דָת) Gesetz, also gerade wie Busone und Boccaccio, welche ihm entsprechend legge haben. Die Cento Novelle dagegen haben dafür das Wort fede, Glauben. Busone hat jedenfalls die ursprüngliche Form der Parabel, wie sie wahrscheinlich im Volke lebte, noch gekannt, oder er hat sie von seinem jüdischen Freunde Manoello gehört. Zu erörtern bliebe noch, welche Lesart in den von den Herausgebern der C. N. benutzten Handschriften steht; es wäre möglich, daß fede erst in die gedruckte Sammlung eingedrungen ist.

Endlich dürfte der Umstand noch für die Ursprünglichkeit der jüdischen Quelle sprechen, daß nach allen christlichen Bearbeitungen einem Juden die Parabel in den Mund gelegt wird. Und nach der Eigenthümlichkeit der Parabel kann es auch nur ein Jude gewesen sein, der sich durch eine solche kluge Antwort aus der ihm gelegten Schlinge zu ziehen wußte. Selbst wenn unserer Parabel keine historisch beglaubigte Thatsache zu Grunde läge, so könnte sie nur die Erfindung eines Juden sein. Die jüdische Quelle führt nun wirklich einen Juden vor, welcher die Parabel macht, und gibt auch das Motiv an, welches ihn dazu veranlaßt, und wie die Sache liegt, läßt sich wohl kaum ein gewichtiger Zweifel dagegen erheben.

Dem Haupteinwand, der gemacht werden könnte, die Abfassung des Schebet Jehuda falle erst um's Jahr 1480, sei also noch späteren Datums, als Busone und Boccaccio, ist einfach damit zu begegnen, daß Salomo aben Verga in seinem Buche vorzugsweise Alterthümliches erzählt und die Nachrichten darüber, wie aus Wiener's Vorrede hervorgeht, „mündlichen und schriftlichen Traditionen verschiedener Zeiten, Fragmenten, alten historischen Schriften, insbesondere einer früheren geschichtlichen Zusammenstellung seines Ahn Jehuda aben Verga" verdankt. Die Ansicht, das Märchen sollte aus den christlichen Quellen erst in die jüdische übergegangen sein, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Angenommen, eine der italienischen Bearbeitungen wäre die ältere, so will es nicht einleuchten, daß der spätere jüdische Bearbeiter

den mohammedanischen Fragesteller sollte in einen christlichen Fürsten verwandelt haben; wohl aber lag es dem späteren christlichen Bearbeiter nach den Kreuzzügen nahe, den christlichen Fragesteller der älteren jüdischen Bearbeitung zu einem Bekenner des Islam zu machen.

Vergleichen wir die Darstellung der jüdischen Quelle mit den italienischen Bearbeitungen, so stimmt dieselbe nicht nur mit der voraussichtlich ältesten Fassung der C. N. überein, sondern hebt sich auch nach manchen Beziehungen noch vortheilhaft von ihr ab. Zunächst handelt es sich in der jüdischen Quelle gerade so wie in den C. N. nur um zwei Religionen; der Unterschied besteht blos darin, daß es sich dort um die Wahl zwischen Judenthum und Christenthum, hier um die zwischen Islam und Judenthum dreht. Was den Juden (in der C. N.) veranlaßt, das Christenthum mit in die Besprechung hereinzuziehen, kommt nicht zur rechten Klarheit, der Sultan verlangt über seinen Werth durchaus keine Auskunft. Die Frage des Sultans hätte außerdem auch weniger Sinn, da Islam und Judenthum nie so schroff sich gegenüberstanden wie Islam und Christenthum oder Christenthum und Judenthum. Der jüdische Bericht ist in dieser Hinsicht sachgemäßer und zutreffender. Was die Lösung des Problems betrifft, worin unter den italienischen Bearbeitungen keine Uebereinstimmung herrscht, so klingt der jüdische Bericht gleichfalls an den der C. N. an, indem er ebenso wie diese die Frage an Gott verweist, aber noch nicht die lästige Vermehrung des echten Ringes durch zwei falsche

kennt. Auch der Grund, warum gerade einem Juden die Aufgabe gestellt wird, ein Urtheil über die verschiedenen Religionen abzugeben, tritt im jüdischen Berichte deutlicher hervor als in den italienischen Fassungen. Die Veränderung des Schauplatzes, daß nämlich nach dem jüdischen Berichte die Scene am Hofe eines christlichen Königs, nach den italienischen am Hofe des Sultans spielt, hat nur untergeordnete Bedeutung. Uebrigens herrscht in den christlichen Darstellungen in diesem Punkte auch keine Uebereinstimmung. Die C. N. geben gar keinen bestimmten Ort an, der Vorfall spielt nur vor dem Sultan; Busone und Boccaccio nennen Alexandria.

Fassen wir das Resultat zum Schlusse kurz zusammen, so lautet es dahin, daß jedenfalls das Buch Schebet Jehuda die allen Versionen zu Grunde liegende Quelle enthält. Wenn auch das Werk das jüngste von allen ist, in welchen die Parabel vorkommt, ja noch hundert Jahre später als die Abfassung des Decamerone fällt, so erweist sich doch nach gewichtigen inneren und äußeren Gründen die darin mitgetheilte Parabel als die ursprüngliche Ueberlieferung. Sie ist die einfachste, klarste, schärfste und schönste; alle anderen sind nach der einen oder anderen Seite tendenziös und matt und spiegeln deutlich die Anschauungen der vorgeschrittenen Zeit wieder.

Warum ist Nathan ein Jude?

Stimmen aus der Lessing-Literatur,

zusammengestellt

von

Dr. Arnold Bodek.

Die Thatsache, daß Lessing einen Juden zum Helden seines großen Toleranzdramas, zum Träger seiner höchsten Ideen gemacht, erregte schon zu des Dichters Lebzeiten das lebhafteste Aufsehen. Daß die kirchlichen Eiferer, Pastoren und Theologen — den edlen Herder ausgenommen — sich voll Entsetzen ob solcher Ketzerei bekreuzten, kann nicht Wunder nehmen; denn Lessing hatte nicht nur das Ideal der Religion durch einen Juden dargestellt, sondern ihr Kehr- und Zerrbild zu noch größerer Deutlichkeit in den christlichen Gestalten verkörpert. Man fing an, den Dichter als einen Kirchenschänder zu betrachten, ihn offen der Religionsverachtung zu zeihen, und selbst von seinen früheren Freunden zogen nun Viele vor, ihn zu meiden. „Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnungen und frohe Abschiede, sah sich

von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt" — so berichtet Mendelssohn in den „Morgenstunden"[1]). In Oesterreich wurde das Stück, dank der Geschäftigkeit der Jesuiten, schleunigst auf den „catalogus librorum prohibitorum" (Katalog der verbotenen Bücher) gesetzt, und in Frankfurt a./M., in der Vaterstadt eines Goethe, begrüßte der hochwohlweise Rath das Erscheinen des „Nathan" mit einem Beschlusse, der als würdiges Denkmal des damaligen Frankfurter Zopfgeistes auf die staunende Nachwelt gekommen ist und hier seine Stelle finden möge:

„Resolutum coram Deputatione ord. Brachte der ältere Herr Bürgermeister mündlich vor, was maßen in letzter Leipziger Messe von dem Gotthelff (!) Ephraim Lessing ein Drama unter dem Titel: „Der weise Nathan" erschienen seie, welches den skandaleusesten Inhalt in Rücksicht der Religion enthielte, weßhalben Er anheim stellen wollte, was gegen dieses verdächtige Buch vorzunehmen seie. Committatur dem älteren Herrn Bürgermeister, sogleich bei allen hiesigen Buchhändlern herumzuschicken und dieses Drama nachdrucksamst zu verbiethen." (Ausgeführt 28. Mai 1779 laut beigefügten Berichts des Kanzlisten Heinrich Bernard Beilermann.)

Selbst im protestantischen Sachsen, im Heimatlande des Dichters, entging der „Nathan" nur mit Mühe demselben Schicksal. Daß die Orthodoxen in Dresden bemüht gewesen, ein Verbot zu erwirken, geht aus folgenden Zeilen hervor, die Gleim an Lessing schreibt (20. Juli 1779): „Bücher genug werden darüber geschrieben werden. Gott weiß, von welchen Bücher-

---

1) Ges. Schr. II, 367.

schreibern! Urtheile der Bosheit und der Dummheit hört' ich schon. Zum Besten der Menschheit einen Juden, zum Schlimmsten einen Christen zu machen, welch ein Verbrechen! Auch haben die Christen in Dresden deshalb, sagt man, ihn, den Besten der Menschen, schon Landes verwiesen. Nicht übel; denn nun erst wird man ihn suchen, und weiser werden.“ Noch in letzter Stunde scheint das Verbot von der Leipziger Juristenfacultät hintertrieben worden zu sein. Aber nicht nur die Frömmler und Finsterlinge, nein, auch Männer, die ihrer Zeit weit vorgeeilt und sonst allem Vorurtheil abhold waren, nahmen Anstoß an dem jüdischen Bekenntniß des Helden. Selbst ein Kant folgte in dieser Beziehung den überkommenen Anschauungen, wie aus folgender Mittheilung erhellt, die Hamann von Königsberg aus an Herder richtet (6. Mai 1779): „Vorige Woche habe ich die ersten zehn Bogen vom Nathan gelesen und mich recht daran geweidet. Kant hat sie aus Berlin erhalten, der sie blos als den 2. Theil der Juden beurtheilt und keinen Helden aus diesem Volke leiden kann. So göttlich streng ist unsere Philosophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit.“

Die Frage: „Warum ist Nathan ein Jude?“ die von den Zeitgenossen Lessing's nur aufgeworfen, nicht beantwortet wurde, tauchte auch später immer wieder auf, sobald man sich näher mit dem „Nathan“ beschäftigte, und gar mannigfach sind die Deutungen, mit denen man ihr beizukommen suchte.

Wir geben hier eine Blumenlese besonders interessanter

Urtheile, welche die Frage von verschiedenen Seiten her beleuchten und, bald sich widersprechend, bald sich gegenseitig bestärkend und ergänzend, zum tieferen Eindringen in des Dichters Absichten anregen mögen.

Daß Lessing in seinem Stücke die Vertreter des Christenthums niedriger stellt, als die der nichtchristlichen Bekenntnisse, insbesondere des Judenthums, ist ja klar; hat er aber damit auch das Christenthum überhaupt unter das Judenthum stellen wollen? Natürlich ist es, daß nichtjüdische Schriftsteller, wenn sie nicht schon vorwurfsvoll bei der Frage selbst stehen bleiben, dieselbe gründlich verneinen und annehmen, Lessing habe einen Nathan zum Helden seines Dramas gemacht, nicht weil, sondern obgleich er Jude sei: human und duldsam zu sein, sei für einen Bekenner des Christenthums nichts Besonderes; in das hellste Licht aber treten solche Tugenden bei einem Juden, dessen Religion ja keine Weltreligion, dessen Geschichte und Erfahrungen nicht eben dazu angethan seien, zur Duldsamkeit zu erziehen. Diesen Standpunkt nimmt **Kuno Fischer** ein (in seiner Schrift „Nathan der Weise," 2. Aufl. 1872, S. 107 fg.), indem er schreibt:

„Warum ist Nathan ein Jude? Diese Frage richtig zu beantworten, braucht man weder Lessing's Freundschaft mit Mendelssohn, noch die judenfreundliche Richtung, die mit der Aufklärung jener Zeit, verbunden war; man braucht blos den Charakter zu verstehen, den uns die Dichtung vorführt: einen Charakter, in welchem die Duldung aus der Selbstverleugnung hervorgeht, in dem sie eigenste, innerste That, im wirklichen Sinne des Wortes Tugend ist. Sie tritt als solche um so deut-

licher hervor, je weniger sie von Natur und Schicksal und allen den äußeren Mächten, von denen der Mensch abhängt, begünstigt worden. Es ist leicht tolerant sein, wenn ich nie einen Grund zum Gegentheil habe. Die Tugend ist nicht leicht. Sie will erkämpft und errungen sein; sie ist um so echter, je schwerer der Kampf ist. Soll sich die Duldung im vollsten Sinne des Worts als Tugend zeigen, so will ich sie aus diesem schwersten Kampfe hervorgehen sehen, aus dem Kampfe mit Mächten, die ihr den größten Widerstand leisten; ich will sehen, daß sie die Probe besteht.

Und nun nehme ich eine Religion, die von Natur stolz ist; der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird; ich nehme von allen Religionen der Welt diejenige, welche zugleich die stolzeste und die unterdrückteste ist, und jetzt zweifle ich, ob aus diesen Bedingungen noch Duldung hervorgehen kann? Ich denke mir einen Menschen, dem seine Religion erlaubt, sich für auserwählt von Gott zu halten, — den die Welt verdammt, sich von den Menschen verworfen und verachtet zu sehen: wenn seine Seele diesem zwiefachen Drucke erliegt, so muß sie sich nach dem natürlichen Lauf der menschlichen Leidenschaften ganz in Haß und Rache verzehren; es wird sich hier ein Rachedurst entzünden, der dämonisch und in niedrigen Naturen so bestialisch wüthet, daß er das Pfund Fleisch vom Herzen des Feindes losreißt, sei es auch nur um „Fische mit zu ködern." Auf diesem Wege kommt es zu einem Shylock. Und wenn eine große Seele diese Leidenschaften, die in ihrer niedrigsten und häßlichsten Ungestalt einen Shylock bilden, überwältigt; wenn sie ihrem Glauben, der zugleich der stolzeste und unterdrückteste ist, die Duldung abringt, so kommt es zu einem Nathan. Diese Duldung hat den schwersten Kampf bestanden. Und was wäre auch die Duldung, wenn sie nicht geduldet und gelitten hätte? Hier sehe ich, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann. Aber die Duldung wäre leicht, sie wäre nicht was sie ist, wenn er diesen seinen Glauben geringschätzte, wenn

er innerlich nichts mit ihm gemein hätte. Er fühlt ihn immer noch als den seinigen, als den Glauben seines Volks und seiner Väter, mit dem er durch tausend unlösbare Bande verknüpft ist. Er repräsentirt das Judenthum nicht, aber er ist ein Jude und bleibt einer. Wer möchte diesen Nathan, wenn er ihn richtig versteht, noch anders wollen? Ihn bezeichnet der bewundernde Ausruf des Tempelherrn:

Welch' ein Jude!
Und der so ganz nur Jude scheinen will!

Die Selbstverleugnung will ich vor mir sehen unter Bedingungen, die sie auf das Aeußerste erschweren und darum erproben, die Selbstsucht dagegen unter Bedingungen, die sie begünstigen. Soll ein Charakter dargestellt werden, in welchem der Glaube blos als Werkzeug der Selbstsucht erscheint, so ist jede Religion als solche zu gut, um durch einen Charakter dieser Art repräsentirt zu werden. Er repräsentirt nicht eine Art der Religion, sondern eine Art des Egoismus, der sich hinter den Glauben verschanzt. Solche Charaktere halten es nur mit dem, was herrscht. Der Glaube, bei welchem die äußere Macht ist, dieser Glaube ist der ihrige. Und so wird sich der Typus einer solchen Selbstsucht am ehesten finden in einer Religion, welche das größte Ansehen hat, bekleidet ist mit der imposantesten Macht, selbst eine Classe zur Herrschaft privelegirt und hier die Bedingungen ausbildet, welche leicht den selbstsüchtigen Sinn anlocken und begünstigen. In einer Religion, welche herrscht, in welcher die Priester herrschen, unter diesen selbst finden sich leicht die Bedingungen, welche die Selbstsucht nicht etwa erzeugen, sondern welche diese ergreift und sich dienstbar macht. Wir werden deshalb nicht meinen, daß eine solche Religion blos Priesterherrschaft, daß eine solche Priesterherrschaft nichts sei als Egoismus. Wir wissen zu gut, daß die Herrschaft in der Welt ein sehr bewegliches Ding ist, daß die Selbstsucht diesem Zuge folgt, jetzt in dieser Richtung, jetzt in der entgegengesetzten, daß derselbe Egoismus in denselben Menschen sich heute hierarchisch geberdet

und morgen schon eben so dreist unter dem Beifall der herrschenden Tagesmeinung die Rolle des äußersten Gegentheils annimmt. Wir erleben genug solcher Beispiele der charakterlosesten Art und sind weit davon entfernt, für diese Sorte von Patriarchen, die sich nicht blos bei einer Partei finden, irgend eine Glaubensform verantwortlich zu machen.

Es ist mir darum sehr klar, warum Lessing den herzlosen Glaubensegoisten zum Patriarchen und Nathan zum Juden gemacht hat. So forderten es die Charaktere, die er darstellen wollte."

Auch **Carl Schwarz**, einer der freisinnigeren christlichen Theologen, nimmt an, daß Lessing im Grunde das Christenthum über die anderen Religionen stelle und jenes gewissermaßen nur darum so züchtige, weil er es so lieb habe; er sagt („Lessing als Theologe," 1854, S. 217):

„In der That liegt gerade dieser paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde, das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit herausgestalten und bleibe nur dann hinter Islam und Judenthum zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern ein dogmatisches Christenthum sei. So ruht gerade dies Preisgeben des Christenthums auf einer höheren Werthschätzung desselben; der Angriff ist gerade auf den Glaubensfanatismus des Christenthums gerichtet, weil er hier am wenigsten stattfinden sollte, weil er sich beim orthodoxen Juden und Moslem von selbst versteht."

Aehnlich sagt Schwarz an einer anderen Stelle (Bl. f. lit. Unterh. 1855, Nr. 40):

„Allerdings ist in dem „Nathan" der Hauptangriff auf Intoleranz und Glaubensfanatismus gerade auf die In-

toleranz des Christenthum gerichtet, aber doch nur deshalb, weil sie hier am wenigsten stattfinden sollte und weil sie sich beim orthodoxen Juden und Moslem weit eher ertragen läßt."

Von demselben Gesichtspunkte, wie Fischer und Schwarz, aber noch schärfer und zugleich schroffer und einseitiger behandelt **H. T. Rötscher** die Frage (Cyklus dramatischer Charaktere, 1844, I, S. 207):

„Alles, was man bisher darüber beigebracht hat, erschöpft die Tiefe, welche in dieser Wahl liegt, durchaus nicht. Die Ansicht, daß das von den Christen am meisten verachtete Volk die glaubensstolzen Christen gleichsam beschämen sollte, indem sich in einem Juden das rein Menschliche zur vollen Geltung gebracht habe, löst die Frage nicht, weil sie den Grund nur in der Polemik gegen christliche Bigotterie und Intoleranz sucht. Noch weniger genügt, daß Lessing durch die Wahl des Juden den Spinoza, oder etwa gar Moses Mendelssohn habe verherrlichen wollen. Man ehrt in der That Lessing wenig, wenn man ihn sich durch einen so äußerlichen Grund bestimmen läßt. Der absolute Grund muß in der Natur des Judenthums selbst gesucht werden. Will man den Sieg eines Princips darstellen, so wird dies am vollendetsten geschehen, wenn man es aus seinem härtesten Gegensatz sich erheben sieht. Denn ein Princip triumphirt nur insofern vollständig, als es ganz in den Kreis seines Gegensatzes eingegangen ist und sich durch die Vernichtung desselben bethätigt. Die Nachhaltigkeit des Ringes, seine überzeugende Kraft liegt also in der Macht des Gegners, welcher zu Boden gestreckt wird. Nun stellt das Judenthum das exclusivste religiöse Princip dar (?), welches sich nicht nur ausschließend gegen alle anderen Religionen kehrt, sondern dieselben auch sich gegenüber als unberechtigt bezeichnet. Das jüdische Volk fühlt sich durch den Glauben an die ihm gewordene Offenbarung Jehovah's als das auserwählte, welches jedoch andere Völker nicht an den Segnungen dieses Vorzugs Theil nehmen läßt,

sondern sich in seiner Ausschließlichkeit gegen alle anderen Religionen erhält ... Der Fanatismus der Bekehrung und damit der Gedanke, sich über den Erdkreis auszubreiten, durch den heiligen Krieg, wie ihn der Muhamedanismus proclamirt, ist dem Judenthum ebenso fremd, als die Universalität des Christenthums (?), welches sich als die Religion der Menschheit ankündigt, an welcher allen Völkern Theil zu nehmen beschieden sei .. Die religiöse Satzung erscheint aber auch im Judenthum in ihrer starrsten Form, indem sie das Leben selbst in seinen endlichsten und oft gleichgültigsten Beziehungen regelt und beherrscht ...

Im Nathan hat dieses Princip (der Humanität) den glänzendsten Sieg erfochten. Der durch den Glauben seiner Religion zur starren Ausschließlichkeit Verwiesene, dessen Leben strengen Satzungen unterworfen ist, der befreit sich durch die Macht des rein menschlichen Gedankens zur Anerkennung des über alle Satzung erhabenen Menschenthums. Nur wer in sich selbst den Gegner völlig überwunden hat, ist berufen, diesen Feind auch in andern zu bekämpfen und zu besiegen. Nur der Jude Nathan, welcher dem von der religösen Satzung am meisten beherrschten Volke angehört und sich dennoch zur Aufnahme des von aller positiven religiösen Satzung freien Menschenthums erhoben hat, durfte das, was er an sich selbst auf das Vollständigste durchgeführt hat, auch an Andern durchführen. Darum ist er der bewußte, geistesklare Träger des Princips, welches der Glaubenstyrannei und jedem, das Menschliche verdrängenden, religiösen Hochmuth den Krieg erklärt und das darin noch schmachtende Bewußtsein daraus zu befreien strebt. Darum ist dies Princip bei Nathan ein Resultat seines Lebens, das er einem harten Kampfe erst abgewonnen und nach allen Richtungen in sich selbst durchgefochten hat.“

Rötscher kommt also vermöge eines dialektischen Processes zu dem Paradoxon, daß Lessing einen Juden

zum Prediger der Duldsamkeit gemacht, gerade weil das Judenthum unduldsam sei! Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, unter entschiedener Abweisung der dem Judenthum untergeschobenen Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit, Dr. **A. M. Goldschmidt**, Rabbiner zu Leipzig, in seiner 1865 daselbst gehaltenen Lessing-Festrede: „Warum hat Lessing gerade einen Juden zum Interpreten seiner heiligsten Ueberzeugungen gemacht?" Auf diese Frage antwortet Goldschmidt:

„Es mag wahr sein, daß jene Zerrgestalten von Juden, jene auf der Bühne traditionell gewordenen Schöpfungen des privilegirten Hasses und der Bornirtheit Lessing's Kampfluſt gereizt uud ihn zur Glorificirung gerade eines Juden mögen veranlaßt haben. Aber ein Dichter, mit Juden und Judenthum weniger vertraut als Lessing, würde jenen privilegirten Zerrgestalten der Bosheit gegenüber eine Zerrgestalt närrischer Gutmüthigkeit oder eine andere Unnatur gezeichnet haben, der man die Absichtlichkeit des Dichters angemerkt hätte, was ja bekanntlich verstimmt. Konnte ja selbst Lessing diese Verstimmung nicht ganz abwehren: ja, kann man doch selbst in unserer Zeit dieser Verstimmung nicht ganz Herr werden, so oft man sich erinnert, der Träger des von Nathan vertretenen Humanitätsprincips sei ein Jude!

Daß Lessing einen Juden zum Träger seiner erhabensten Ansichten über Gedankenfreiheit und gegenseitige religiöse Duldung macht, daß er einen Juden sagen läßt: „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, als Mensch?" — Das kann durch äußere Motive nicht erklärt werden, das hat einen tiefinnern Grund, das zeugt von Lessing's gründlicher Kenntniß des Judenthums, auf welches wohl das Wort angewendet werden darf: „Die Schale kann nur bitter sein, der Kern ist's sicher nicht."

Nur der Bekenner einer Religion, die, für wie exclusiv sie auch verschrien sein mag, ihrem innersten

Wesen nach, gleichwohl so universell ist, daß sie mit dem Berufe in die Welt trat, „ein Segen zu werden für jede einzelne Familie der Erde;" nur der Bekenner einer Religion, die, getragen von diesem Geiste des Universalismus, weit entfernt ist, ihr Bekenntniß als das alleinseligmachende zu erklären, die vielmehr in den Zeiten größter Barbarei und dichtester Finsterniß großherzig genug war, es auszusprechen: „Die Frommen aller Völker sind der künftigen Seligkeit theilhaft;" nur der Bekenner einer Religion, die im grauesten Alterthum es in die Welt rief: „Haben wir nicht alle Einen Vater, schuf uns nicht alle Ein Gott?"; nur der Bekenner einer Religion, die den Geist niemals in die Bande dogmatischer Fesseln legte, die den freien Gedanken nicht nur nicht perhorrescirt, sondern von der Herrschaft des freien Gedankens die Herrschaft der Sittlichkeit bedingt glaubt und von der Herrschaft beider den Triumph der Menschheit erwartet, einer Religion endlich, die ihre Aufgabe erst dann als gelöst betrachtet, „wenn man die Schwerter wird abstumpfen zu Sicheln und die Lanzen zu Rebmessern, und kein Volk mehr das Schwert erheben wird gegen ein Volk und man den Krieg nicht mehr üben wird": der Bekenner einer solchen Religion schien Lessing der geeignetste Interpret für Anschauungen, wie sie durch Nathan zur Geltung kommen sollen. Ja, Lessing wußte recht gut, was er that, wenn er einem Juden Nathan's Ueberzeugungen in den Mund legt. Freilich gehörte die umfassendste Kenntniß des Judenthums dazu, wie sie Lessing besaß, und der sittliche Muth der Ueberzeugung, wie ihn wiederum nur Lessing besaß, endlich aber der historische Sinn, wie er in jener Zeit in Deutschland sich erst zu regen begann. Lessing war vielleicht der Einzige, dessen historischer Blick damals schon klar genug war, die welthistorische Mission des Judenthums zu begreifen."[1])

---

[1]) Abgedruckt bei F. Naumann, Lit. über Lessings Nathan (Dresd. 1867, S. 72), wo man überhaupt einen großen Theil der hierher gehörigen Literatur zusammengestellt findet.

Goldschmidt faßt also, im geraden Gegensatze zu den vorhin angeführten Erklärern, den Nathan als den echten Repräsentanten des Judenthums auf; er nimmt ihn voll und ganz für das Judenthum in Anspruch; ja, er lebt des Glaubens, daß gerade nur das Judenthum einen Nathan hervorbringen könne. Die Ausführungen Goldschmidt's mögen zugleich als Antwort auf die Einwände dienen, die **Julian Schmidt** gegen das jüdische Bekenntniß Nathans und gegen das Judenthum überhaupt erhebt (Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod, 1864, Bd. 2):

„Die Frage ist nicht, ob ein solcher Charakter (wie Nathan) im Judenthum möglich sei? sondern ob das Verhältniß der drei Religionen es poetisch rechtfertigt, den vollkommen freien Denker gerade im Judenthum zu suchen?...

(Der Verfasser beruft sich hier auf die §§ 51 und 52 von Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", in welchen die Lehre des Judenthums als ein überwundenes Elementarbuch und das Bestreben der Rabbinen, das fortgeschrittene Leben in die alte Form hineinzupressen, als dem jüdischen Volksgeiste schädlich dargestellt wird, und fährt dann fort:)

Und aus diesem Volk soll der poetisch wahrscheinliche Charakter eines Nathan hervorgehen? — Wenn Mendelssohn annäherungsweise ein solcher war, so verdankt er das nicht den Rabbinern, sondern der allgemeinen europäischen Bildung, die eine überwiegend christliche war. Mendelssohn fühlte das im Stillen selbst. „Im Grunde gereicht der Nathan der Christenheit zur wahren Ehre" u. s. w. Das ist ganz richtig; aber es rechtfertigt die Zeichnung des Dichters nicht. Handgreiflich wird der Irrthum an einer sehr berühmten Stelle. Nathan hat, als er von den Christen das schändlichste Unrecht erduldet,

an einem Christenkinde eine edle That gethan; der Klosterbruder ruft aus: „Bei Gott, ihr seid ein Christ, ein bess'rer Christ war nie!“ Darauf antwortet Nathan: „Wohl uns! denn was mich euch zum Christen macht, das macht euch mir zum Juden!“ — Sehr fein! sehr gut berechnet für das empfindsame tolerante Publicum! und gewiß von Mendelssohn gebilligt. Aber die Sache ist falsch. Der Klosterbruder wollte doch nicht sagen: „so handeln die meisten Christen“, sondern: „so handelnd erfüllst du die höchsten Gebote des Christenthums!“ Und in der That lehrt das Christenthum: „segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen!“ Von einem solchen Gebote enthält das Judenthum kein Wort.“

Julian Schmidt spricht hier ein großes Wort gelassen aus, für das ihn seine offenbare Unkenntniß des Judenthums entschuldigen möge. Dieses lehrt zwar nicht: „Liebe deine Feinde!“ — weil dies eben widersinnig und unmöglich ist. Wohl aber fordert es, daß man die werkthätige Nächstenliebe, die in der Wohlthätigkeit und Hilfbereitschaft besteht, auch auf den Feind erstrecke, daß man diesem helfe, wenn er in Noth ist, ihn zum Freund umzuwandeln suche, die Rachsucht in sich bekämpfe u. s. w. „Begegnest du dem Ochsen deines Feindes oder seinem Esel, der sich verirrt, so bringe ihn demselben zurück. — Siehst du den Esel deines Feindes unter seiner Last erliegen, so unterlasse nicht, ihm aufzuhelfen; aufhelfen sollst du ihm“ (2. B. M. 23, 4. 5). „Fällt dein Feind, so freue dich nicht, stürzt er, so frohlocke nicht; denn Gott sieht es und es mißfällt ihm“ (Spr. Sal. 24, 17. 18). „Hungert dein Feind, so speise ihn; durstet er, gib ihm zu trinken — und Gott wird es dir bezahlen“ (Spr. 25, 21). Diese Lehren

erscheinen um so werthvoller, wenn man bedenkt, wie roh alle übrigen Völker des Alterthums, selbst Griechen und Römer nicht ausgeschlossen, über diesen Punkt dachten. Die schönen Lehren des alten Testaments über thätige Feindesliebe gingen nicht etwa verloren, sondern wurden vielmehr im Talmud und von den späteren Rabbinen immer höher und feiner entwickelt. Man lese nur u. A. folgende Stellen:

„Bedarf ein Freund unserer Hülfe beim Abladen, ein Feind beim Aufladen einer Last, so helfe man zuerst dem Feinde und bekämpfe den bösen Trieb" (Baba mezia 32).

„Wer ist ein Held? Wer den Feind sich zum Freunde wandelt (Aboth de R. Nathan 23).

„Leihest du Einem, der dir zu leihen sich geweigert, so wirf ihm das nicht vor und sprich nicht: Siehst du, ich bin nicht wie du, ich leihe dir gern" (B. mezia 31. Joma 22).

„Gehöre stets lieber zu den Verfolgten, als zu den Verfolgern" (B. mezia 93).

„Die Schmach dulden und nicht schmähen, den Schimpf hören und nicht erwidern, die Menschen lieben und heiter durch schmerzliche Prüfungen gehen — das ist die Art derer, von denen geschrieben steht: die ihn lieben, gleichen der Sonne, die in ihrem Glanze hervorbricht" (Richt. 5, 31. Sabbath 886).

Daß diese Lehren nicht blos auf dem Papiere stehen blieben, sondern den Juden in Fleisch und Blut übergingen und trotz der schlimmsten Erfahrungen, trotz des härtesten Druckes von ihnen geübt wurden, das weiß jeder Kenner der jüdischen Geschichte, des jüdischen Volkslebens, das beweisen zahlreiche Beispiele aus alter und neuer Zeit, das beweist vor Allem das Beispiel Men-

delssohn's selbst, der, aus einer dunkeln und ärmlichen Judenfamilie entsprossen, gerade in der Reinheit seines Strebens, in der Makellosigkeit seines Charakters, in Duldsamkeit und zartester Menschenfreundlichkeit allen Zeitgenossen voranleuchtete. Julian Schmidt räumt auch ein, daß Mendelssohn „annäherungsweise ein Nathan" war; aber er meint, daß er das „nicht den Rabbinen, sondern der allgemeinen europäischen Bildung verdankte, die eine überwiegend christliche war." Aus dieser allgemeinen Bildung mag Mendelssohn wohl Kenntnisse geschöpft, in ihr seinen Geist bereichert und erweitert, seinen Geschmack veredelt, seinen Stil verfeinert haben, (wiewohl auch in dieser Beziehung damals nicht allzuviel in Deutschland zu holen war); seinen Charakter aber, seine sittliche Kraft konnte er nicht der allgemeinen Bildung, sondern nur der Erziehung verdanken, der Erziehung, die er in dem armen jüdischen Vaterhause zu Dessau erhielt und deren fester Grund bereits gelegt war, als er als vierzehnjähriger Jüngling nach Berlin kam, wo ihn der Strom der allgemeinen Bildung aufnahm. Und sicher hat es in jüdischen Kreisen sowohl damals als vorher und nachher viele Menschen dieser Art gegeben, die nur nicht so strahlend heraustraten, weil sie nicht so begabt waren, einen so eigenartigen Entwicklungsgang nahmen, zu so bahnbrechender und typischer Bedeutung gelangten, wie Mendelssohn. Jedenfalls liefert der Charakter dieses Mannes, der in einer jüdischen Familie Wurzeln schlug, in jüdischer Umgebung heranreifte, einen glänzenden Beweis dafür, daß ein Mann, der „an-

näherungsweise ein Nathan war", recht wohl auf jüdischem Grunde erwachsen konnte.

Die Persönlichkeit Mendelssohn's war ein lebendiges Beispiel für die Lehre, daß nicht das äußere Bekenntniß, sondern die Gesinnung und die sittliche Führung, daß nicht die äußere Erscheinung des Ringes, sondern dessen geheime Kraft entscheide, daß es „unter allerlei Volke" ohne Ansehen der Religion „gute Leute" geben könne; dies zu lehren, „dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt", war ja gerade die Aufgabe, die Lessing sich in seinem „Nathan" gestellt, und wer mit ihm darüber rechtet, daß er gerade einem Juden eine so schöne Rolle zugetheilt, der beweist eben nur, daß er noch nicht in den Geist der Dichtung eingedrungen, daß er noch gar sehr nöthig hat, dieselbe läuternd auf sich wirken zu lassen.

Weit besser versteht **David Friedrich Strauß** seinen Lessing. Dieser bedeutende Lessing-Forscher weist in seiner Schrift „Lessings Nathan der Weise" (Berl. 1864) auf die tiefsinnige Umbildung hin, die der deutsche Dichter mit der Ringfabel Boccaccio's vorgenommen, indem er den Beweis der Echtheit nicht in die äußere Gestalt, sondern in eine „geheime Kraft" gelegt habe, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen." Lessing habe darthun wollen, daß in dieser Kraft, d. h. in den sittlichen Wirkungen der Religion, nicht in den äußeren geschichtlichen Gründen der untrügliche Beweis für die Wahrheit liege; daß nicht diejenige Religion die wahre sein

werde, deren Stifter angeblich das übermenschlichste Wesen war, die meisten Wunder gethan und die unbegreiflichsten Geheimnisse gelehrt habe, sondern die, welche die besten Menschen und die meisten guten Menschen mache; daß aber letzteres in keiner unmöglich, ja daß in jeder eben dies die Hauptsache sei. In der Thatsache, daß als Vertreter des Judenthums und des Islam nur reine Charaktere hingestellt sind, während auf Seiten des Christenthums dem ehrlichen Klosterbruder der abscheuwerthe Patriarch, die zweideutige Daja und der leidenschaftliche Tempelherr gegenüberstehen, erblickt Strauß nicht die Absicht, das Christenthum als solches hintanzusetzen; sondern „die reinen Charaktere sind in allen drei Religionen nur diejenigen, welche und soweit sie über den Buchstaben ihrer Religion zum Geiste, über das Dogma zum sittlichen Kerne hindurchgedrungen sind. Da aber der Dichter zunächst nur auf Christen wirken wollte, brauchte er auch nur diese zu demüthigen, nur aus ihrer Mitte warnende Figuren aufzustellen, während er aus den beiden anderen Religionen beschämende Charaktere ihnen gegenüberstellte."

Aus diesem letzteren, gewiß sehr beachtenswerthen Gesichtspunkte, aus dem polemischen und pädagogischen Zwecke des Stücks erklärt auch **Karl Hase** die Wahl der Charaktere (Das geistliche Schauspiel, 1858, S. 256 fg.):

„Auch Männer von gemäßigter Denkart rügen am Nathan die Parteilichkeit gegen das Christenthum. Das ist nicht zu verkennen: der Islam und das Judenthum ist durch Saladin

und Nathan, d. h. durch Charaktere, die hoch über der Religion ihres Volkes stehen, viel würdiger vertreten, als das Christenthum durch Persönlichkeiten, die mehr oder minder tief unter dem Christenthum stehen: durch den Patriarchen, der in der Meinung, Bubenstück vor Menschen sei nicht auch Bubenstück vor Gott, jedes Mittel gleich achtet, um seine Kirche zu rächen und durch sie zu herrschen; durch Daja u. s. f.

Allein alles dieses war eben durch den christlichen Standpunkt des Drama's gegeben; weil es bestimmt ist für christliche Völker, deren Geschichte doch die Narben und Brandmale der Glaubensverfolgung an sich trägt, so war gerade an solchen, die der Christ Ungläubige nennt, eine hohe milde Gesinnung mit den ihr entsprechenden Thaten darzustellen. Hätte ein Jude in Lessing's Geiste den Nathan gedichtet und in einem Lande des herrschenden Judenthums — wenn solch' ein Gedicht überhaupt möglich wäre außer auf den Höhen christlicher Bildung (?) — hätte da etwa Moses Mendelssohn seinen Freund Lavater zudringlich aufgefordert, ein Jude zu werden, oder die Gründe, warum er es nicht werde, anzugeben: ich zweifle nicht, der Dichter würde sein Ideal religiöser Wahrheit an einem Christen dargestellt, vielleicht die schöne Milde, mit welcher Lavater einst Goethe geliebt hat, als der noch ein decidirter Nichtchrist sein wollte, zum christlichen Nathan idealisirt haben.

Die Fabel von den drei Ringen ist nicht gemeint, eine Religion als die allein echte zu bezeichnen, die anderen als die falschen; so wenig als der Sinn, sie seien alle unecht. Das läßt Nathan den Richter zwischen den drei Söhnen nur bedingungsweise hinwerfen, wenn jeder blos sich selber liebe und keiner ihrer Ringe die Wunderkraft bewahre, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Er bleibt dabei nicht stehen, sondern fordert jeden auf, im edlen Wettstreite durch Gesinnungen und Thaten die Echtheit seines Ringes zu bewähren. Der eine echte Ring mit den zwei nachgemachten, das ist nur die parabolische Form, um es zu versinnlichen, wie jede der drei Welt-

religionen meinen könne, den echten Ring zu besitzen, und wie eben deshalb dem Genossen einer jeden zieme, den Genossen der andern nicht nur mild zu ertragen, sondern auch in dem Rechte seiner Meinung zu achten, wenn er nicht brechen will mit dem Glauben seiner Väter. So tritt an die Stelle des Fanatismus für eine alleinseligmachende Religion die Pietät für die eigne, die dir Gott durch deine Väter gegeben hat, eine Pietät, mit der zu brechen nur große, unwiderstehliche Gründe berechtigen, wie sie den Einzelnen ergreifen können und zu Zeiten ganze Völker ergriffen haben.

Nicht gegen das Christenthum ist der Nathan und Lessing's großartige Wirksamkeit gerichtet, nur gegen die Unduldsamkeit seiner Bekenner als eines ausschließlichen Gottesvolkes. Ein Gedicht, das diesen Gegensatz mit der höchsten Schärfe durchführt, konnte nicht zugleich den Zweck verfolgen, die Berechtigung des Christenthums zu einer friedlichen Welteroberung nachzuweisen.

Lessing in der Nathans-Maske und Ehren-Goeze sind ideale, feststehende Typen geworden, die sich der Phantasie unsers Volks tief eingeprägt haben. Gewiß, harmlos erliest und ersieht sich die Jugend aus dem Nathan die Milde gegen Andersgläubige, nicht blos gegen Juden und Judengenossen, sondern sogar gegen Christen, die sich nicht zu allen Lehren des Lutherischen oder Heidelberger Katechismus bekennen; aber ebenso gewiß wird dadurch die ohnedem schwer auszurottende Meinung bestärkt, daß nicht das Glaubensbekenntniß allein über den sittlichen Werth eines Menschen entscheide, sondern Rechtschaffenheit und Frömmigkeit unter den Genossen verschiedener Bekenntnisse vorkommen; denn Nathan der Weise ist die anschauliche Darstellung des apostolischen Spruches: „In allerlei Volke wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm."

Und ebenso sagt **Hermann Hettner** (Literaturgesch. d. 18. Jahrh., 1864, III, 2, S. 545):

„Es heißt die Grundidee dieser Dichtung völlig verkennen, wenn man dem Dichter vorwirft, daß er dem schwarzen Bilde des christlichen Patriarchen nicht auch aus dem Islam und Judenthume gleiche Bilder pfäffischer Herrschsucht und Unduldsamkeit an die Seite gestellt habe. Es handelte sich nicht um die Darlegung der drei verschiedenen Religionen, sondern einzig und allein um den einfachen Satz, daß der Christ nicht schon darum, weil er Christ ist, besser, als Andere sei; über den äußeren Religionsformen steht das unverrückbare ewige Sittengesetz, in dessen Bethätigung alle Menschen ohne Unterschied mit einander wetteifern sollen."

Viel Wahres liegt ferner in der Auskunft, die **Carl Hebler** (Lessingstudien, 1862, S. 15) auf die Frage gibt:

„Daß ein Jude und nicht ein Türke zur idealen Hauptperson gemacht oder vielmehr als solche aus der Novelle des Boccaccio beibehalten ist, erklärt sich theils aus der Rücksicht auf das Publicum, da unter den christlichen Vorurtheilen mehr die Juden als die Türken zu leiden hatten; theils daraus, daß Lessing die Erhebung zur vernünftigen Religion in gewisser Hinsicht für einen Juden am leichtesten finden mochte, ohne darum dessen Religion als solche über die beiden anderen setzen zu wollen, nämlich sofern sie sich in einer niedrigeren Weltstellung befindet und hiermit geringerer Verderbniß, geringerer Gefahr des Mißbrauchs zu weltlichen Zwecken ausgesetzt ist."

Dieser letztere Grund erklärt nicht nur die Gestalt des Nathan, sondern auch seine christlichen Gegenbilder, in Betreff deren **Berthold Auerbach** in seinen „Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan" (Ges. Schr. Bd. 19, S. 205 fg.) das Rechte trifft, wenn er sagt:

„Daß in diesem Gedichte die Vertreter des Christenthums minder abgeklärt erscheinen, als Jude und Muselmann, liegt

theilweise darin, daß das Christenthum hier eben noch historisch mächtiger, staatlich herrschender erscheint und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn sie, in ihren reinen Ursprung zurückgekehrt, wiederum aller äußeren Macht entkleidet ist."

Eine Wahrheit, die übrigens auch Kuno Fischer nicht entgangen ist, wie aus seinen oben angeführten Aeußerungen über den Charakter des Patriarchen erhellt. In der That, wenn es besser ist, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun, so ist das Judenthum entschieden in einer günstigeren Lage, als das Christenthum, weil es — ganz abgesehen von seinem inneren Werthe — durch seine äußere Stellung mehr darauf hingewiesen war, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun.

Wenn wir schließlich unsere eigene Meinung über die Frage noch kurz zusammenfassen sollen, so möchten wir zuvörderst die Fragestellung berichtigen. Lessing hat den Juden in der Geschichte des Boccaccio vorgefunden, die ja den Keimpunkt und Kern des ganzen Dramas bildet.[1]) Die Frage darf also nicht lauten:

[1]) Nur daß der Jude bei Boccaccio Melchisedek, bei Lessing Nathan heißt. Diesen letzteren Namen wählte Lessing wohl mit Rücksicht auf die Versform seines Dramas, für welche jener viersilbige Name ihm zu schwerfällig erscheinen mochte — vielleicht auch im Hinblick auf den biblischen Nathan, jenen freimüthig klugen Propheten, der gleichfalls einem Könige David in der Form einer Parabel die Wahrheit sagt (2. B. Sam. 12). R. Gosche erinnert daran, daß in demselben Decamerone Boccaccio's, dem Lessing die Ringfabel entlehnte, X, 3 eine Novelle vom edlen Nathan steht (Jahrb. f. Literaturg. I, S. 199).

warum hat Lessing einen Juden zum Helden seines Stücks gemacht? sondern sie muß lauten: warum hat er den Juden beibehalten? Stellen wir aber die Frage so, dann verliert sie erheblich an Schärfe und Schwierigkeit; sie beantwortet sich gewissermaßen selbst. Denn welchen Grund sollte ein Lessing gehabt haben, den Juden in einen Christen umzuwandeln und so das Gegentheil von dem zu thun, was Shakespeare that, indem er, vom Vorurtheil seiner Zeit geleitet, den als Christen vorgefundenen Shylock zum Juden umschuf? (In der dem „Kaufmann von Venedig" zum Grunde liegenden wahren Geschichte ist es bekanntlich ein christlicher Kaufmann gewesen, der, um sich an einem Juden zu rächen, diesem ein Stück Fleisch ausschneiden wollte.) Welchen Grund sollte ein Lessing gehabt haben, den Juden Boccaccio's in einen Christen umzuwandeln, er, der hier einen neuen willkommenen Anlaß sah, dem Judenhasse entgegenzutreten und in großem Stile ein abscheuliches Vorurtheil zu bekämpfen, gegen das er schon als zwanzigjähriger Jüngling in seinem Lustspiel „Die Juden" eine Lanze eingelegt hatte? er, der später in seinem Mitgefühl für diesen unterdrückten Stamm durch seine Bekanntschaft und Freundschaft mit einem Moses Mendelssohn nur noch bestärkt geworden war? er, der ja mit seinem „Nathan" nicht Anderes beabsichtigte, als dem religiösen Vorurtheil, dem Glaubenshaß und Glaubenshochmuth entgegenzutreten und zu zeigen, daß es „unter allerlei Volke gute Leute geben könne?" Hätte er seinen Zweck

sein Freund Mendelssohn von einem anderen, gleichfalls um die Gewissensfreiheit hochverdienten Zeit- und Kampfgenossen, von Dohm, sagte:[1])

„Seine Absicht ist, weder für das Judenthum noch für die Juden eine Apologie zu schreiben; er führt blos die Sache der Menschheit und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren."

Anhang:

Noch einige Stimmen über Lessings „Nathan".

„Möge doch die bekannte Erzählung Nathans (von den drei Ringen), glücklich dargestellt, das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!"

Goethe (Werke 45, 22).

„Um ein Märchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Märchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und Völkerduldung. Im Kampf aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen, wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten: Alle rufen uns zu-

---

1) Ges. Schr. III, 181.

letzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helft, vertragt euch, seid Menschen!"

Herder (Werke zur schönen Lit. u. Kunst, XVII, 246).

„Deutsche Tragödien hab' ich die Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk.
Hier ist Alles Charakter und Geist, und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott."

Aug. v. Platen (Werke, Stuttg. 1852, II, 275).

„Während die dramatische Handlung, die Bezüge und Schicksale der auftretenden Personen die Aufmerksamkeit spannen und das Gemüth in Anspruch nehmen, steigt allmälig der hohe Sinn des Ganzen, wie ein fernes Gebirg vor dem Wanderer, vor dem Geiste auf, und die goldenen Sprüche, auf denen der ganze sittlich religiöse Bildungsstand der Gegenwart beruht, geben dem Spiele, das sich vor uns abrollt, eine heilige Weihe, dem empfänglichen Zuschauer eine andächtige Stimmung. Dabei vermißt man die stärker packenden Eindrücke eigentlich drastischer Stücke so wenig, als man bei den tiefen Friedensklängen von Mozart's Zauberflöte die mannichfaltige Charakteristik und die schäumende Leidenschaft in den Melodien seines Don Juan vermißt. In beiden Letztlingswerken, dem des Dichters, wie dem des Tonsetzers, so verschiedenartig sie übrigens sein mögen, offenbart sich ein zur Klarheit und zum Frieden mit sich hindurch gedrungener, in sich vollendeter Geist, an den, weil er jede innere Trübung überwunden hat, auch keine Störung von außen mehr ernstlich heranreicht: sie sind Werke, welche das Licht der Verklärung schon umfließt, worein ihre Urheber bald nachher im Tode eingegangen sind. — Dergleichen aus einer besseren Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon ge-

wonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben; vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite, daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weiteren oder engeren Kreise, als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."

D. F. Strauß (Lessing's Nathan der Weise, Berl. 1864. 75).





Einige
Zeitgenössische Erinnerungen.

Nach Moses Mendelssohn's Hinscheiden.

Nachruf

von

Friedrich Nicolai.

(N. zeigt am 7. Januar 1786 der gelehrten Welt den Tod unseres Weltweisen an.)

Die gelehrte Welt hat einen unersetzlichen Verlust erlitten durch den Tod des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn, welcher den 4. Jänner 1786 im 57. Jahre seines Alters früh um 7 Uhr sanft entschlief. Er war zu Dessau 1729 geboren.[1])

Im Jahre 1754 ward Moses Mendelssohn mit Lessing bekannt, welches der größte Schritt zur Ausbildung seines philosophischen Geistes und zur zweckmäßigen Anwendung seiner so seltenen Geistesgaben ward ... Kurz nachdem beider Bekanntschaft vertraut zu werden angefangen hatte, ward ich beiden bekannt. Was ich diesen beiden Männern von so seltenen Talenten, welche die ungeschminkteste Wahrheitsliebe besaßen, und beide den edelsten Charakter hatten, verdanke, empfinde ich im Innersten meines Herzens, und kann es Niemanden deutlich darstellen, am wenigsten in dieser Stunde, wo meinem Herzen

---

[1]) Hier erzählt Nicolai die Lebensgeschichte Mendelssohn's bis zu dessen Bekanntschaft mit Lessing.

der Schmerz der Trennung von einem dreißigjährigen vertrauten Freunde noch so neu ist. Unser Umgang war verschiedene Jahre lang so innig, so lehrreich.

Lessing machte den Philosophen Moses zuerst auf die Natur der neuern Sprachen und des Vortrags in denselben aufmerksam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erste Frucht der Uebung des hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. Wenn man überlegt, daß die deutsche Sprache ihm eigentlich eine fremde Sprache war; wenn man zurückdenkt, in welchem Zustande die deutsche Prosa im Jahre 1755 war, so sieht man die Größe des Talents und wie sein Geist dieses Talent zu bearbeiten wußte.

Als ich die Bibliothek der schönen Wissenschaften anfing, war er es zuerst, und nach ihm Lessing, der mich in meinem Vorsatze, durch freimüthige Beurtheilung neuer Schriften der deutschen Literatur einen stärkeren Schwung zu geben, befestigte. Moses lieferte so manchen thätigen Beitrag zu den ersten vier Bänden, die wir mit gemeinschaftlicher Bemühung herausgaben. Von seinem wichtigsten Antheile an den Briefen, die neueste Literatur betreffend, habe ich schon an einem anderen Orte etwas gesagt. Der Gedanke, die allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben, erschreckte ihn anfänglich wegen der Größe des Unternehmens, und wegen der Schwierigkeiten, die er damals beinahe für unübersteiglich hielt. Da er mich aber entschlossen sah, so unterstützte er mich freundschaftlich. Die ersten Bände dieses Werkes, worin einige sehr vorzügliche Recensionen von ihm stehen, sind Zeugen davon.

Seine vortrefflichen philosophischen Werke, die mit dem simpelsten Vortrage so viel Anmuth und mit der Anmuth so viel Deutlichkeit und Gründlichkeit verbinden, hier nach Verdienst zu rühmen, ist wirklich in dieser Stunde meine Fassungskraft allzuschwach. Ich empfinde, welche Wohlthat sie unserem Zeitalter waren. Die Entwicklung ihrer unbeschreiblichen Verdienste und der außerordentlichen Verdienste ihres Verfassers sei einer ruhigeren Zeit vorbehalten. Besonders hat Phädon

nicht wenig beigetragen, die Unsterblichkeit der Seele, eine zum Glücke aller vernünftigen Menschen so nöthige Wahrheit, näher an's Herz zu bringen. Dieses Buch allein schon ist genug, daß mein Freund der spätesten Nachwelt, so lange deutsche Sprache und Philosophie noch Werth haben, verehrungswürdig bleiben muß.

Eine schwere Krankheit machte ihn verschiedene Jahre lang, erst zu allen Arbeiten, nachher wenigstens zu allen gelehrten Arbeiten ganz untüchtig. Ich ziehe gern den Vorhang über die Veranlassung zu dieser schweren Krankheit und überhaupt über diese traurige Zeit, weil jetzt noch mein Herz allzuwund ist. Welche heroische Philosophie, welche Besonnenheit und Fassung er in diesen unglücklichen Umständen zeigte, da er alle Stärke des Geistes behielt, und sie doch nicht viertel Stunden lang brauchen durfte, ohne am Körper empfindlich dafür zu leiden, kann ich nicht erzählen; ebensowenig, wie wichtige psychologische Aufschlüsse die Geschichte seiner Krankheit selbst darbietet.

Durch die strengste Diät genas er nach und nach, und er benutzte beinahe jeden Augenblick, um Ideen zu fassen und aufzuschreiben. Endlich erwarb er neue Kräfte des Körpers, denn sein Geist hatte nie gelitten, vielmehr in dem stärksten körperlichen Leiden hatte er sich größer als je gezeigt. Er versuchte nun wieder, ein zusammenhängendes Werk zu schreiben. Bei einer geringen Veranlassung legte er in seinem „Jerusalem" herrliche Ideen der Welt vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, direkt angriffen. Er war dabei sehr gleichmüthig. Er wollte seinem Zeitalter noch nützlicher werden. Er faßte den Gedanken, die Lehre vom Dasein Gottes, welche in unsern Zeiten so verkannt und verstellt wird, in ein neues Licht zu setzen. Ihm war es sehr angelegentlich gewesen, seinen ältesten Sohn Joseph, einen Jüngling von ausgezeichneten Fähigkeiten und den er mit der zärtlichsten Vaterliebe liebte, von dieser Seite sicher zu setzen. Er hatte ihm und einigen

anderen jungen hoffnungsvollen Leuten seiner Nation in einigen Morgenstunden die Anfangsgründe seines philosophischen Systems mündlich erklärt, und besonders auf Gott und auf die richtige Auseinandersetzung unseres Begriffs von ihm und von seinen Eigenschaften wichtige Wahrheiten gegründet. Schon vor anderthalb Jahren entdeckte er mir, zu meiner großen Freude, umständlich seine Idee, auf welche Art er darüber ein ausführliches Werk herausgeben wollte. Der erste Theil ist unter dem Titel „Morgenstunden“ in der Michaelismesse vorigen Jahres erschienen, und von allen unbefangenen Wahrheitsfreunden gewiß mit Theilnehmung gelesen worden. —

G. R. Jacobi in Düsseldorf hatte in einer zufälligen Unterredung mit Lessing etwas mit ihm über des Spinoza Begriff von Gott gesprochen und Lessingen sicherlich nicht verstanden, welches ich am gewissesten sagen kann, da ich so oft mit Lessing und Moses zugleich über diese Materie disserirt habe. Er glaubte, Lessing's Meinung erschöpft zu haben, und darin, ich weiß nicht was, Gefährliches zu sehen. Er fand für gut, etwas hierüber an Moses, der Lessings vieljähriger Freund war, gelangen zu lassen. Mißverständnisse häuften sich immer mehr, und Jacobi schrieb, vielleicht ehe er die Materie genug durchgedacht hatte, ein Buch über Lessing und Spinoza. Kann er wohl den Gegenstand recht durchgedacht haben, wenn er uns vorbilden will, alle Philosophie führe zum Atheismus, und wenn er den Glauben zum ersten Principium aller menschlichen Erkenntnisse machen will? Es scheint mir, wenn er vorher hätte den ersten Theil der „Morgenstunden“ abwarten wollen, würde er es nicht geschrieben haben. Moses, der seinen Freund Lessing kannte, und gewiß doch besser, als Jacobi, suchte diese Materie ein wenig näher auseinanderzusetzen. Dieses Buch ward wenige Tage vor seinem Tode fertig, und wird in Kurzem erscheinen. Mit demselben wurden die letzten Kräfte seines schwachen Körpers erschöpft. Er entschlief nach einer leichten Unpäßlichkeit von wenigen Tagen, wie ein müder Wanderer nach wohl zurückgelegten Tagereisen sanft entschlummert.

Der eigentliche zweite Theil der „Morgenstunden", in welchem er den im ersten Theile entwickelten Begriff von Gott auf die menschliche Gesellschaft näher anwenden, und bis zu den ihm ganz eigenen festen Begriffen von Naturrecht und Sittenlehre fortführen, d. h. die Rechte und die Pflichten eines jeden Menschen mit der göttlichen Vollkommenheit in der innigsten Verbindung zeigen wollte, ist leider noch nicht geschrieben. Welcher wichtige Verlust dies ist, kann ich mir am lebhaftesten vorstellen, da er von dem Plane so oft mit mir geredet, und die Anwendung auf einzelne Materien so oft der Gegenstand unseres Gesprächs gewesen ist.

Soll ich etwas von dem großen Werthe sagen, den dieser große Gelehrte als Mensch hatte! Ich habe ihn seit 30 Jahren in so vielen Vorfällen des menschlichen Lebens thätig gesehen. Ich habe die außerordentlichsten Beispiele seines Edelmuths, seiner unerschütterlichen Redlichkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit, Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner Freundschaft gesehen. Ach! das Herz bricht mir — — ......

Ueber Mendelssohn, seinen Charakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten.

Ein Fragment

von

David Friedländer.

Daß der Verewigte für uns ein großes Muster und Vorbild war, und es unsern Nachkommen bleiben wird; daß wir ihm, als Religionsgenossen und Menschen, viel verdanken, bedarf keines ausführlichen Beweises; wohl aber bedarf es einer nähern Andeutung des Wie und Wieviel. — Ein Bild von ihm, auch das einfachste und getreueste, wenn auch von keiner Meisterhand geschildert, wird immer belehrend und erquickend bleiben. Sein Leben lehrte. Sein fleckenloser Charakter bedarf keiner Verbergung der Schwächen, seine Tugenden keiner Verschönerung, seine Liebenswürdigkeit keiner Nachhülfe durch Redeschmuck. Damit wird aber nicht geleugnet, daß er zu unsrer Gattung gehörte, daß er ein Mensch, und kein Engel war. — Aber auch der innigste und strengste Freund darf mit Sicherheit die Fackel in sein Inneres halten; die Hand wird ihm nicht zittern. Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: Ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde — er hatte Freunde unter allen Konfessionen, auch unter Katholiken, — alle seine Zeitverwandten, die ihn näher kannten, durchaus einig.

Das beweisen selbst die Wenigen, welche vorlaut genug waren: Schade um die schöne Seele! auszurufen. — Aber auch die Männer von entschiedenem Verdienst unter seinen Mitbrüdern, die unmittelbar nach ihm auftraten und den Pfad verfolgten, den er gebahnt, bekennen einstimmig und bekennen mit Freuden, daß alle Bildung des Geistes, alle wahre Aufklärung der Israeliten von ihm, wenn auch nicht zuerst ausging — denn vieles war Wirkung von des Einzigen weiser Regierung —, ihm doch zum größten Theile zu verdanken war. Diejenigen, die ihn nicht persönlich oder genau kannten, noch mehr die, welche zu nachdenkenden Männern nach seinem Tode gereift sind, scheinen zu glauben, er habe für seine Mitbrüder mehr thun können; er sei in seinen Aeußerungen zu schüchtern gewesen. Allein ihr Urtheil ist durchaus ungegründet und zu voreilig. Diese Männer versetzen sich nicht in die Zeit, wo er zu wirken anfing, kennen seine Lage, seine Verhältnisse, selbst seine körperliche Beschaffenheit nicht genug; er war zu keinem Kunstringer — wie er selbst sagt — weder im physischen noch im moralischen Sinne geboren. — Mit eben dem Grunde könnte man den Riesen Franklin tadeln, daß er die Feldherrntalente des andern Riesen Washington nicht besaß.

Der große Mann wird freilich geboren, aber die Ausbildung des Geistes und seine Wirksamkeit ist von der Zeit, der Erziehung und von tausend andern Umständen abhängig.

Die innere Kraft seiner Leistungen, so wie ihre Ausdehnung, ist nicht zu berechnen; denn sie erstreckt sich selbst auf seine Mitbrüder im Auslande; selbst in Polen entzündete seine hebräische Gelehrsamkeit, gleich einem elektrischen Schlage, die fähigen Köpfe. Sachkundige wissen, welch eine Masse von Lichtstoff in dem Geiste dieser unserer so vernachlässigten Mitbrüder ruht. — Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, aber zu ihrer Allgüte dürfen wir vertrauensvoll hoffen, daß früher oder später auch da die Strahlen der Sonne sich sammeln und die Eisrinden schmelzen werden, welche die Funken theils verbergen, theils zurückhalten.

Ebensowenig kann es dem blödesten Auge entgehen, daß M.s Gelehrsamkeit allein die Verbreitung des Lichts mit dieser Wirksamkeit nicht hervorgebracht haben würde, wenn seine hohe Sittlichkeit nicht Achtung, Gerechtigkeit und Liebe erst für ihn, dann auch bei näherer Kenntniß für seine Mitbrüder dem Nebenmenschen und Mitunterthanen gleichsam abgezwungen hätte. Das gesellige Verhältniß zwischen Nichtjuden und Juden in unsern Gegenden ist ganz sein Werk, und mußte unausbleiblich durch seine Persönlichkeit erfolgen. Kein Jahrhundert war so arm, daß sich nicht einzelne Männer unter uns durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Talent ausgezeichnet hätten; aber sie standen einsam, allein, ohne Aufmunterung, oft gedrückt und verfolgt, wenn auch nicht immer von Menschen, doch von der Lage und den Umständen, (ein unsichtbares, für die Wahrheitsliebe wahrlich um so gefährlicheres Uebel) und trennten sich von ihren Gemeinden. Indem sie mit dem Ausscheiden ihre Namen änderten, konnten sie freilich auch nicht mehr die Juden verherrlichen. Für diese war, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch der Ruf verloren. Wie viel Männer von Bedeutung wären hier zu nennen! Wie viele sitzen noch zu unsern Zeiten auf Lehrstühlen mit Ruhm, wie viele bekleiden Staatsämter, welche, wenn auch nicht selbst in dieser Religion geboren, doch unmittelbar von Israeliten abstammen![1])

Also, wie gesagt, der albernste, so wie der bösartigste Judenfeind sprach ihnen geistige Fähigkeiten nicht ab; man übertrieb sie vielmehr und klagte bitter über den Mißbrauch, den sie davon machten, aber darüber war man einig, daß kein moralischer Sinn sich bei ihnen entwickeln könne. Ja, man trieb den Frevel so weit, daß in den Götting'schen Gelehrten

---

[1]) Es wäre eine intressante literarische Arbeit, ein Verzeichniß von Exjudaeis anzufertigen, die nur in den letzten drei Jahrhunderten die Republik der Wissenschaften mit Schriften bereichert haben. An Quellen dürfte es nicht fehlen. Man müßte mit dem großen Kanzler Michel de l'Hopital anfangen.

Anzeigen ein Recensent gegen Lessings Schauspiel: „Die Juden“ den Satz aufstellte: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben! — Mendelssohn erschien. — Kann dieser Judenbursche, ohne Erziehung, ohne andre Bildung, als die aus der Kraft seines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, sich zu dieser eminenten Höhe der Sittlichkeit emporschwingen; kann er in seiner Seele Gottesverehrung, Gottergebung und Menschenfreundschaft vereinigen, warum nicht mehre und andere Jünglinge dieses Volks? — Diese Frage drang sich unwiderstehlich auf. „Das Beispiel dieses Jünglings, beweist es nicht unwidersprechlich, daß durch Anleitung, Erziehung und Bildung die ganze Masse der Judenheit zu brauchbaren Menschen und endlich zu nützlichen Bürgern umgeschaffen werden könne?“ Diese zweite Frage war die Folge der erstern. — Vernunft, Erfahrung, Beispiel anderer Völker, Menschenliebe, die wahre, echte, unverschleierte heilige Religion sprachen dafür. Diese Gedanken reiften in der Seele der edlen Staatsmänner, wenn auch nur langsam, unter der Herrschaft des weisesten Fürsten, bis sie unter der Regierung des Tugendfreundes zu schöner Frucht gediehen. Die Fragen wurden bejahend beantwortet, und die Sache der Menschheit entschieden. Nur herzlose Wesen, theils aus Unkunde, theils aus Neid, wagen es noch zu unseren Zeiten: Nein! Nein! zu kreischen; sie werden aber nicht gehört. Ihre Stimme wird verhallen, und endlich wird man sich selbst der Zweifel eben so schämen, wie schon gegenwärtig jeder Dorfpfarrer sich schämt, jenem Götting’schen Recensenten nachzusprechen.

Wir können nicht ohne den gerührtesten Dank gegen die Vorsehung die Erscheinung dieses Mannes betrachten, der wie ein leuchtender Stern in den Tagen des glorreichen Friedrich uns aufging. Die Umwälzung der Ideen bei den Beschützern, so wie bei den Beschützten, verdanken wir ihm, und in dem ganzen kultivirten Europa ward er das Hauptwerkzeug des moralischen Erwachens der Israeliten aus dem tiefen Schlafe. Ein zweiter Moses erlösete er sie aus einer der ägyptischen

ähnlichen Sklaverei, führte sie in das Land des Lichts und der Freiheit, und entnahm die Binde ihren Augen, die Fesseln ihren Händen. Sein Andenken darf nie unter uns verlöschen!

Was von unserm Weltweisen äußerlich in der großen Welt geglänzt; was er, als deutscher Schriftsteller, als Mitbildner der Literatur, als Schöpfer der wahren Kritik geleistet hat, gehört nicht zu unserm Gegenstande. — Die Preisvertheiler seiner Zeit haben ihm manche Krone zugetheilt, und sein Rang unter den Gelehrten jener Epoche wird ihm unverkümmert bleiben. Aber so viel ist unstreitig, alle Spenden seines Geistes wiegen das Verdienst nicht auf, das er sich um seine Mitbrüder mittelbar und unmittelbar erwarb. — In einem häuslichen Denkmale, das einer seiner dankbaren Schüler ihm gesetzt hat, stehen die Worte auf einem Sarkophag eingezeichnet:

Moses Mendelssohn
Unter Allen selten
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dieses gilt vorzüglich seinem Herzen und in dieser Hinsicht wird diese Inschrift ewig wahr bleiben. — Von der Vorsehung zu seiner Bestimmung auserkoren, war er mit Seelen- und Gemüthsgaben ausgestattet, wie sie selten den Menschen zu Theil werden. Beide erwärmten mehr, als sie blendeten, leuchteten mehr, als sie glänzten, und eben diese Eigenschaften waren Ursache, daß sein Wirkungskreis sich immer mehr erweiterte und sein Beispiel lehrreich wurde. — Sein reiner moralischer Sinn, seine echte, ihm so natürliche Bescheidenheit, sein Anerkennen jedes, auch des kleinsten Verdienstes, verbunden mit wohlgeordneten und gründlichen Kenntnissen, und einem geläuterten, gleichsam angebornen Geschmacke, versammelte zuerst die Nicht-Israeliten um ihn. — Die erste Empfindung, die er hervorbrachte, war Erstaunen, ganz wie dieses bei jeder unerwarteten Erscheinung zu sein pflegt. Ein Jude, der Griechisch und Latein las und reines Deutsch sprach, war zu seiner Zeit ein nie ge-

sehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung löste sich in Bewunderung auf, und so wie man die Verbindung der Verstandeskultur mit dem moralischen Sinne in ihm inne wurde, verschmolz alles in Zueignung und Liebe. — Die Hochachtung, die er sich bei den verschiedensten Ständen, vom Fürsten bis zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu seiner redlichen Wahrheitsliebe ist weltkundig. Weniger bekannt, aber eben so merkwürdig als wahr ist es, daß ein Prediger evangelischer Religion mit Zutrauen zu ihm kam, und ihm seine mannichfaltigen Scrupel vorlegte. Mit weisem Ernst belehrt und durch sanfte Vorstellungen beruhigt, ging der Gottesmann von ihm, und legte sein göttliches Amt nicht nieder, wie er Willens gewesen war. Vielleicht ist dieses Benehmen von beiden Seiten ohne Beispiel.

Von dem Edelmuthe seines Wandels und der Harmonie aller seiner Handlungen können nur diejenigen urtheilen, die ihm nahe genug standen und zugleich das Interesse hatten, sein Wirken mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nur diese konnten sich alle Räthsel lösen und von der Uebereinstimmung seiner Grundsätze sich überzeugen.

Mehrere seiner vertrauten Freunde machten sich diese Aufgabe, theilten sich Beobachtungen und Bemerkungen mit, und immer erschien er ihnen in dieser Hinsicht als ein unerreichbares Muster. Alles, selbst das anscheinend Widersprechende in seinem Betragen, im Allgemeinen und im Einzelnen, löste sich in Einhelligkeit auf, war entweder der Klugheit oder seiner eigenthümlichen Empfindungsweise gemäß. Alles erklärte sich aus seiner Bildung, aus seiner Lage, aus dem Standpunkte, den er sich gewählt hatte; selbst was man nicht billigte, konnte man wenigstens nicht tadeln. Die stille Thätigkeit, die alles Aufsehen vermied, und die Bedachtsamkeit, mit welcher er seinen Plan verfolgte: wer darf sich unterstehen, darüber abzusprechen? —

Seine echte Religiosität füllte oft seine Augen mit Thränen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein Antlitz ward glänzend heiter, wenn

sie auch bei ihnen Rührung hervorbrachten: seine Frömmigkeit war weder kalte Berechnung, noch viel weniger Heuchelei. — Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, wie er selbst gestand; und ihre Unterdrückung kostete ihm große Anstrengungen. Er hatte Hang zur Satire, und konnte in seinen Ausdrücken bitter werden, besonders da er öffentlich und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde; aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner innigen Freunde weg. Hingegen war sein Vertrauen zu der Macht der Wahrheit uneingeschränkt und unerschütterlich. Heuchelei und Menschenfurcht war gleich weit von ihm entfernt, so behutsam er übrigens, durch seine Lage aufgefordert, den Weg seiner Bestimmung verfolgte. Hierin glich er seinem hochverehrten Freunde, den er bis an sein Lebensende als Lehrer und Muster anerkannte. Lessing's Grundsätze waren ihm in dieser Hinsicht Orakelsprüche. „Ich weiß nicht — sagt dieser irgendwo —, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft zu lehren, und die Gaben, welche dazu gehören, stehen in unsrer Gewalt. Wer die nicht erworben, oder wenn er sie erworben, nicht brauchen will, macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorbehält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit. Dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer es uns einleuchtet, daß es Irrthum ist.“

Daher war auch ihm der Heuchler und der Zweizüngige, vorzüglich in der Religion, so ungemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frei handelte, suchte er, wenn der

Schritt geschehen war, Entschuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen verachtete er. Auch das war in dem Sinne seines Lessing.

„Der Mann, der bei drohenden Gefahren, — sagt dieser — der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Masken an den Mann zu bringen, der möchte wohl ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit."

Seine Verfahrungsart, auf der einen Seite streng auf die Vorrechte der Vernunft zu halten, auf der andern keinem seiner Mitbrüder ein Aergerniß zu geben, wurde nur von den Wenigen seiner vertrauten Schüler ganz begriffen. Er ging ruhig seinen Gang und vermied gern alle Kollisionen. — Da er kein öffentliches Amt verwaltete, so hatte er nicht nöthig, sich gegen die sogenannten Frommen, oder die sogenannten Freidenker zu vertheidigen. — Im vertraulichen Zirkel, wenn die Rede auf Reformen kam, rief er dem Feurigen, Raschen oft zu: Nicht übereilen! viel öfterer noch dem Besorglichen oder Aufgebenden: Nicht verzweifeln! alles hat seine Zeit und Stunde unter der Sonne. Nach diesen Maximen wirkte er, stets heiter, ruhig und Gott vertrauend. — In seinem hebräischen Kommentar zum „Prediger", den er, ohne sich als Verfasser zu nennen, zum Besten lernbegieriger Schüler herausgab (so heißt es auf dem Titelblatt), wagt er es, diesem alten Werke eine neue Eintheilung zu geben und in der Vorrede mit einer Eleganz, die auch seinem orientalischen Stil eigen war, seinen Lesern zu sagen, daß er bei seinen Erklärungen auch nicht-israelitische Bemerkungen benutzt habe. „Was ich in den Kommentarien der nichtisraelitischen Schriftsteller gefunden, — dieses ist sein buchstäblicher Ausdruck — habe ich als Hebe von Gott herausgehoben: es soll heilig sein". Dieses war zu dieser Zeit eine überaus freimüthige Aeußerung. In seiner gehaltreichen Vorrede zum Pentateuch ging er, und mit Nennung seines Namens, einen

bedeutenden Schritt weiter und empfahl seinen Mitbrüdern das Studium des sehr gelehrten, aber auch sehr freisinnigen Werks des Hofraths Eichhorn in Göttingen und dessen „Einleitung in das alte Testament". Ein Werk, welches eine Quelle der Erkenntniß und der Aufklärung für die studirende Jugend ward und sie auf das echte Studium der heiligen Urkunden überhaupt leitete. Sonderbar genug war die Erscheinung, daß, wenn auf der einen Seite er den feurigen muthigen Jünglingen in den Erklärungen zu den 5 Büchern Moses zu leise auftrat, seine innigen vertrauten Freunde für seine Kühnheit zitterten.

Aber auch von diesen wenigen Eingeweihten ruht der Mehrtheil mit ihm im kühlen Schooße der Erde. — — Wenn sie nun, überzeugt von der Unsterblichkeit, die er hienieden mit so vieler Wohlredenheit lehrte, mit ihm in jenen ewigen Gefilden fortdauern, wenn sie nun fortfahren, mit ihm nach Wahrheit zu ringen, um nach seiner Lehre in ihrer Erforschung die erwartete Seligkeit zu finden; wie ist ihr Loos so beneidenswerth! Wie erleichtert dieser gottselige Gedanke den Uebergang in die ewige Wohnung der Wahrheit und des Friedens! —

Der Verfasser dieser Zeilen, David Friedländer, der Freund und Schüler Mendelssohns, war am 6. December 1750 in Königsberg geboren und starb am 25. December 1834 zu Berlin. Welche hochangesehene Stellung er daselbst einnahm ist bekannt. Er war einer der geistigen Mittelpuncte der damaligen gebildeten Kreise, ein berechtigter Erbe der Mendelssohn'schen Lehren, sein Haus ein Sammelplatz der auserlesenen Geister. Uebrigens war er, — was damals sehr viel sagen wollte — Stadtrath der Residenz, eine Ehre, die er in jener vorurtheilsreichen Zeit nur seinem Geist, seiner Klugheit und Würde verdankte.

Eine Denkmünze auf Mendelssohn.

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß s. Z. in Berlin eine silberne Denkmünze auf den jüdischen Weltweisen geprägt worden ist. Die seltene Schaumünze ist uns durch einen Freund dieses Unternehmers, der sie besitzt, zur Beschreibung überlassen worden. Sie hat 4,3 Cm. im Durchmesser. Der Avers zeigt in guter Portrait-Aehnlichkeit, wenn auch etwas roh ausgeführt, das Profil-Bildniß des Gefeierten, ohne jede Idealisirung, nur den Blick durchgeistigt nach oben gerichtet.

Die Umschrift bildet der Name: „Moses Mendelssohn". Der Revers zeigt einen Schädel, auf dem ein Falter ruht. Darüber steht das Wort: „Phädon", darunter: „Natus MDCCXXIX". Als Graveur ist J. Abraham auf der Medaille angegeben. Es ist dies der 1722 geborene Medailleur Jakob Abraham, der 50 Jahre lang Münzgraveur der preußischen Regierung war, und — ohne genügende Vorschule im Zeichnen und Modelliren — es doch durch sein eigenes Talent zu recht respectablen Leistungen brachte. Er starb im Alter von 78 Jahren. Sein Sohn Abraham Abramson (geb. 1754) bildete sich schon unter besseren Einflüssen, und schuf durch feineren Styl Ausgezeichneteres in seinen Graveur-Arbeiten für das Königl. Haus und in seinen Schaumünzen auf Sulzer, Ramler, Lessing, Kant u. A.

Mendelssohn-Vereine und -Stiftungen.

Der Zweck des vorliegenden Gedenkbuches, das Andenken Moses Mendelssohn's und das Interesse für die von ihm vertretene Sache neu zu beleben, liegt auch einem anderen Unternehmen zu Grunde, das der deutsch-israelitische Gemeindebund gleichfalls aus Anlaß des 150jährigen Mendelssohn-Gedenktages angeregt hat: es ist dies die Bildung von Mendelssohn-Vereinen, die durch eine alljährlich wiederkehrende Feier von Mendelssohn's Geburts- oder Todestag, sowie durch sonstige Vereinsthätigkeit (regelmäßig abzuhaltende Vorträge u. s. w.) im Geiste des großen jüdischen Weisen fortwirken, den Sinn für Gewissensfreiheit und echte Religiosität, für Judenthum und jüdische Wissenschaft verbreiten und kräftigen sollen. Solche Vereine sind in einigen größeren Städten, wie in Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. w., bereits ins Leben getreten, und es ist zu hoffen, daß diesen Beispielen recht bald in allen Theilen unseres Vaterlandes zahlreiche Folge gegeben werde.

Erwähnt zu werden verdient, daß ein Mendelssohn-Verein bereits vor Jahren in Leipzig bestanden und geraume Zeit hindurch segensreich gewirkt hat, bis er schließlich der Ungunst der Zeit zum Opfer fiel. Dieser Verein (begründet im J. 1859 von den Herren Hermann und Bernhard Bodek, Max und Julius Fränkel, S. Finkelstein u. A., zuerst unter dem Namen „Verein für geistige Interessen im Judenthume"), veranstaltete alljährlich am Todestage Mendelssohn's eine

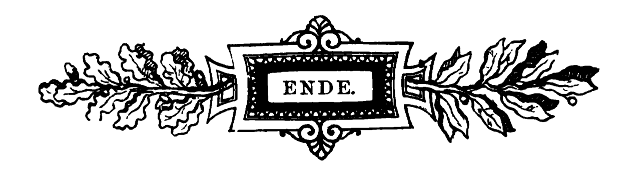
würdige Gedächtnißfeier, wobei werthvolle (zum Theil im Druck erschienene) Festreden der Herren Rabb. Dr. A. M. Goldschmidt, Dr. M. Joël, Dr. Formstecher, Dr. L. Philippson, Dr. L. Stein, Dr. Adler, Prof. Dr. Wuttke, Dr. L. Fürst, Prof. Dr. Gosche, Dr. E. Palleske u. A., ferner poetische Beiträge der Herren M. Rappaport, L. Fürst, L. A. Frankl, L. Kompert u. A. zum Vortrag kamen. Derselbe Verein kaufte das Geburtshaus Moses Mendelssohn's in Dessau an, um diese ehrwürdige Stätte vor dem Verfalle zu wahren (das Haus ging später in den Besitz des deutsch-israelitischen Gemeindebundes über), und er regte, 1861, die Begründung einer Mendelssohn-Stiftung zu Leipzig an, die sich gedeihlich fortentwickelte und noch heute, nach 18jährigem Bestehen, erfolgreich wirkt. Diese aus den bescheidensten Anfängen gebildete Stiftung, welche die Förderung von Jüngern der Wissenschaft und Kunst theils durch feste Stipendien, theils durch einmalige Unterstützungen bezweckt, weist jetzt ein Stammvermögen von 16,186 M. 88 Pf. und einen Bestand von 224 Mitgliedern mit Jahresbeiträgen in Höhe von 2590 M. 31 Pf. auf. Sie hat manchem emporstrebenden, mühsam ringenden Talente den Weg geebnet, der bürgerlichen Gesellschaft, der Wissenschaft und Kunst manche tüchtige Kraft gewonnen und erhalten (durch Gewährung von 399 Stipendien im Betrage von 29,207 M. und von 505 Unterstützungen im Betrage von 8912 M.). Möge es der schönen Stiftung auch in Zukunft nicht an menschenfreundlichen Förderern fehlen!

Auch in Dresden besteht seit 1829, dem Säcularjahre der Geburt Mendelssohn's, ein Mendelssohnverein „zur Förderung von Handwerken, Künsten und Wissenschaften."

Dieser Verein (begründet von dem verdienstvollen Dr. Bernh. Beer in Verbindung mit den Herren E. Collin, L. Meyer, Ph. Ellinger) wies 1878 einen Vermögensbestand von 23,452 M., eine jährliche Einnahme von 1682, einen Ausgabeetat von 1128 M. auf (vgl. auch dieses Gedenkbuch, S. 20). In demselben Jahre (1820) wurden zu Dessau und Berlin ähnliche

Stiftungen zu Ehren Mendelssohn's errichtet. Die Dessauer „Mendelssohns-Stiftung" zur Unterstützung armer jüdischer Studirender ist wohl schon längst eingegangen; die „Mendelssohn'sche Waisen-Erziehungsanstalt" aber, eine Stiftung, welche die jüdische Gemeinde zu Berlin zur Erziehung armer jüdischer Waisen begründete, blüht noch fort (von 10,000 Thlr. im J. 1829 war ihr Vermögen 1842 auf 50,000, 1855 auf 75,000 Thlr. angewachsen; vergl. M.'s Ges. Schr., Lpz. 1843, I, S. 56 und Kayserling, M. Mendelssohn, Lpz. 1862, S. 475).

Diesen wie allen etwa sonst noch vorhandenen Mendelssohn-Vereinen und Stiftungen, sowie den neuen Vereinen ähnlicher Art, die nunmehr hoffentlich in recht großer Zahl sich bilden werden, rufen wir ein herzliches Glückauf zu.



Literarisch-artistische Quellennachweise und Noten.

Die drei artistischen Beigaben sind in der Lichtdruckerei von A. Naumann zu Leipzig in Lichtdruck ausgeführt, und zwar:

Das Portrait Moses Mendelssohns nach dem von Prof. J. G. Müller in Stuttgart ausgeführten Kupferstich des Gemäldes von J. C. Frisch. Zur Lichtdruck-Copie des Stiches, der die Worte trägt: „Dem Könige Friedrich Wilhelm II. unterthänigst gewidmet von der Jüdischen Freyschule zu Berlin 1787," wurde ein besonderes schönes Exemplar „vor der Schrift" gewählt.

Das Portrait Lessings ist die Copie eines 1772 von J. F. Bause in Kupfer gestochenen Bildnisses von der Hand Anton Graffs.

Das Bild „Lavater und Lessing bei Moses Mendelssohn" von Prof. Moritz Oppenheim in Frankfurt a/M. ist nach einer bei Vetter in Carlsruhe erschienenen Lithographie des in der Carlsruher Gallerie befindlichen Original-Oelgemäldes verkleinert wiedergegeben.

Die Medaillon-Vignette auf S. 376 ist die getreue Nachbildung eines von J. W. Meil gefertigten Medaillons jener Schlußvignette von „Moses Mendelssohn's Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes". (Berlin, 1786, 2. Aufl. bei Christian Friedrich Voß und Sohn.)

Es ist dies eine weniger durch ihre künstlerische, als durch ihre historische Bedeutung werthvolle Huldigung Mendelssohns für die Manen Lessing's. Wir sehen Nathan vor der am Fuße

einer Palme sitzenden, den Blick schwärmerisch zum Himmel hebenden Recha stehen. Er ist mit charakteristischer Handbewegung und lebhaftem Blick in Unterredung mit ihr begriffen. Das unter der Gruppe befindliche „Gestorben MDCCLXXXI" bezeichnet das Todesjahr Lessing's. So haben wir das Medaillon als ein im Geschmacke jener Zeit gehaltenes Erinnerungszeichen zu betrachten, das Mendelssohn am Schlusse eines seiner letzten Werke, eines Buches, welches gewissermaaßen sein Glaubensbekenntniß enthält und von Lessing's Geist durchdrungen ist, dem verewigten Freunde, dem er nur allzu bald nachfolgen sollte, geweiht hat.

Die Initialen sind von Paul Felgentreff entworfen, die Miniatur-Silhouette Mendelssohn's genau nach einem von J. C. Frisch gezeichneten, von D. Berger 1786 gestochenen Profil-Bildniß.

Seite 77. „Zu Mendelssohn's Gedächtniß," gedichtet von Dr. Moritz Rappaport in Lemberg, aus Anlaß einer vom Mendelssohnverein zu Leipzig 4. Januar 1860 abgehaltenen Mendelssohnfeier.

„ 101. „Ueber Mendelssohn's Phädon" von Prof. Dr. Lazarus. Aus einer Besprechung des „Phädon, oder: Ueber die Unsterblichkeit der Seele" (herausgeg. v. D. Friedländer. 7. Aufl. Berlin 1856) im Liter.-Bl. zu Eggers' Deutschem Kunstblatt 1857, Nr. 3.

„ 130. „Was hat Mendelssohn als Israelit &c. gewirkt?" Aus „Denkmal zur Erinnerung an Moses Mendelssohn" zu dessen erster Säculairfeier &c. von Dr. Gotthold Salomon. Hamburg 1829, Hoffmann und Campe, S. 36—45.

„ 198. „Wie M. seine Frau gewann," von Berthold Auerbach. Aus des Verf. „Zur guten Stunde". Gesammelte Volkserzählungen; 1 Bd., S. 34.

Seite 205. „Vom Enkel M. Mendelssohn's," von Dr. A. Fränkel. Aus dessen „Das Laubhüttenfest," Gartenlaube 1868, Nr. 40.

„ 217. „Mendelssohn und Lavater." Bearbeitet nach einem Aufsatze in der „Gartenlaube" 1860, Nr. 25, vermehrt durch einige hierher gehörige Briefe M.'s, über welchen man den Text vergleichen wolle.

„ 255. „Ueber Lessing," von G. Rießer. Aus dessen „Sämmtl. Werken," Bd. 4, S. 3—35.

„ 283. „Zum Lessing-Denkmal," von Dr. A. Geiger. Aus dessen „Jüd. Zeitschr. f. Wissensch. u. Leben," Bresl. 1862, I, S. 85.

„ 288. „Ueber Toleranz," von Prof. Dr. Steinthal. Vortrag, gehalten zu Berlin in der Gesellschaft der Freunde, 13. Januar 1879.

„ 312. „Zu Lessings Andenken," von Prof. Dr. Wuttke. Aus dessen Rede zur ersten Lessingfeier in Leipzig, am 22. Januar 1860. Leipzig, Adolf Lehmann, 1860.

„ 321. „Gedanken über Lessing's Nathan," von Berth. Auerbach. Aus des Verf. „Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan der Weise." Berthold Auerbachs Gesammelte Schriften, 19. Bd., S. 205.

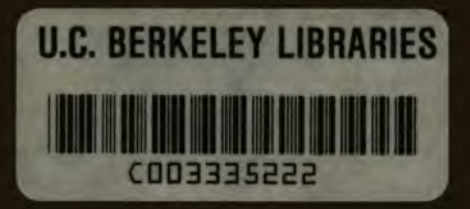
„ 329. „Der Ursprung der Parabel von den drei Ringen," von Dr. A. Wünsche. Vgl. „Grenzboten," 1879, Nr. 4; der eingeschobene Wortlaut der Ringfabel in Boccaccio's „Decameron" nach der Uebersetzung von K. Witte I, S. 50—53.

„ 379. „Nach Mendelssohn's Hinscheiden," von F. Nicolai. Vgl. Allg. deutsche Bibliothek, 65 Bd., 2. St., 624—31, u. J. Heinemann, M. Mendelssohn, Lpz. 1831, G. Wolbrecht.

„ 384. „Ueber Mendelssohn 2c.," von D. Friedländer. Vgl. Heinemann, a. a. O., S. 430—40.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C003335222

